This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Das Maschinenalter.

Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit.

Von

Jemand.

Zürich 1889.
Verlags-Magazin
(J. Schabelitz).

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Vorwort		IV
Einleitung		1
I.	Die Nationen	6
II.	Der Jugendunterricht	30
III.	Die Staatsformen	59
IV.	Die Frauen	79
V.	Die Liebe	120
VI.	Soziologie und Politik	146
VII.	Die Religionen	172
VIII.	Litteratur, Kunst und Wissenschaft	224
IX.	Blicke in die Zukunft	261

Vorwort.

Wenn ich diesmal anonym vor das Publikum trete, so geschieht es, weil mein Name, wenn genannt, gerade solche Kreise meinem Buche verschließen könnte, für die es hauptsächlich bestimmt ist.

Jemand.

Einleitung.

Meine geehrten Zuhörer! Es ist eine ziemlich weit hinter uns liegende Epoche, deren Studium den Gegenstand dieser Vorlesungen bilden soll. Doch sind die zu uns gelangten Dokumente aus jener Zeit — ich meine die letzte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts christlicher Aera — so zahlreich und zuverlässig, daß bei einiger fleißiger Forschung die Möglichkeit gegeben ist, uns ein wahrscheinlich zutreffendes Bild des Lebens und der Gesittung, der Ereignisse und der Anschauungen des damaligen Europa zu entwerfen.

Ehe ich beginne, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß meine Vortragsweise, die Ihnen bisweilen etwas archäistisch klingen wird, auf vorgefaßter Absicht beruht. Ich habe es mir nämlich zur Aufgabe gestellt, in der Sprache und in dem Geiste zu reden, welche zu jener Zeit herrschten. Kein Wort werde ich gebrauchen, das nicht in einem damaligen Wörterbuch zu finden wäre, keinen Autor zitieren, der erst später geboren wurde, keinen Begriff heranziehen, der sich erst in neuerer Zeit unter uns entwickelt hätte. Von der bedeutenden Erweiterung, welche unser geistiger und wissenschaftlicher Horizont erfahren hat, sowie von der damit verbundenen Sprachbereicherung, werde ich in den folgenden Erörterungen ganz absehen müssen, und obschon diese verzichtleistende Methode meinen Vortrag sowohl erschweren, als für zeitgenössische Zuhörer einigermaßen auch verunstalten wird, so hoffe ich durch dieselbe den Charakter der Epoche, die

ich Ihnen schildern will, nur desto anschaulicher vorzuführen. Wenn ich auch hie und da auf Zustände und Anschauungen Bezug nehmen werde, die erst in unsern Tagen Geltung haben, so wird dies immer nur nach dem Maßstabe des Geistes geschehen, der schon damals, in einzelnen Köpfen, die Voraussicht dessen weckte, was, nach bereits erkannten Entwicklungsgesetzen, die Zukunft einst hervorbringen würde.

Um unsere Betrachtungen über das allgemeine Bild, welches das Europa des neunzehnten Jahrhunderts bot, besser vertiefen zu können, wollen wir uns auf ein sehr kleines Zeitfeld beschränken. Es ist nicht die Geschichte der ein ganzes Säkulum durchlaufenden Ereignisse, die ich Ihnen da vorzuführen gedenke, sondern sozusagen die Momentphotographie sämtlicher in einem bestimmten Augenblick (nehmen wir als historischen Augenblick die Dauer eines Jahres an) gleichzeitig vorhanden gewesener Zustände. Ich habe zu diesem Experiment das Jahr 1885/86 gewählt. Ebensogut hätte irgend eine andere Jahrsekunde benützt werden können, denn das genannte Datum zeichnet sich durch keine besonders hervorragenden Ereignisse aus; dasselbe soll nur als Einrahmung des aufzunehmenden Gesamtbildes dienen.

Ach, die böse alte Zeit! Wir können, nach vielen Richtungen hin, uns glücklich schätzen, daß die Bedingungen, unter denen wir leben, sich so gewaltig verändert haben. Andrerseits wäre es undankbar, zu verkennen, daß eben zu diesen Veränderungen, auf welchen unsere heutige Wohlfahrt beruht, schon damals der Anstoß gegeben worden ist. — Ich meine — ein *fühlbar* gewordener Anstoß; denn wenn man die Bewegung des Anders- und Besserwerdens auf ihre unmerklichen Ursprünge zurückverfolgen wollte, so müßten wir sagen, daß unser gegenwärtiger Kultursegen von jenem Urmenschen ausgehe, der sich mit der ersten Steinwaffe gegen den Höhlenbären zur Wehr gesetzt hat. Was ich sagen will, ist, daß unsere heutigen

besten Besitztümer in jener alten Zeit, die wir studieren, schon eine virtuelle, das heißt begriffsmäßig geltende Existenz hatten. So, um nur einige Beispiele anzuführen: Das Volapük, mittels dessen sich jetzt alle Völker geläufig verständigen, obschon es sich ganz anders entwickelt hat, als dessen Erfinder vorausgesehen, hatte doch schon seine Lehrbücher; die Soziologie, eine Wissenschaft, die unsere Staatsmänner so gründlich innehaben, wie jeder damalige Schullehrer das A B C, hatte schon einzelne Verkünder gefunden; die geistige Gleichberechtigung der Frau war — wenn auch viel bestritten — doch schon als eine denkbare Errungenschaft hingestellt; die Freiheit des Gedankens, der Sieg der Vernunft über den Aberglauben — freilich noch weit entfernt, die Welt zu erfüllen — besaß doch eine achtunggebietende Gemeinde; und in politischer Hinsicht — obwohl niemand wußte, welcher Art die Änderung sein sollte, welche glücklichere Zustände schaffen könnte — waren doch die Einsichtigen überzeugt, daß eine Aenderung unvermeidlich war.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die eben hervorgehobenen Züge diejenigen seien, welche jener Epoche ihre typische Physiognomie verliehen; durchaus nicht. Ganz kleine Pünktchen sind's, die man in dem Bilde nur wahrnimmt, wenn man sie mit der Lupe sucht. Im Überblick einer Landschaft sieht man wohl die feldüberwuchernden Pflanzenmassen, nicht aber die von Wind und Schmetterlingsflügeln getragenen Keimstäubchen . . .

Daß sich jene Keime entwickelt haben — wir wissen es heute. Indem ich dieses sage, weiche ich von dem Vorsatze nicht ab, im Geist der damaligen Zeit zu sprechen; denn es war dazumal eine prophetisch verkündete — allerdings nur von einer kleinen Gemeinde Fortschrittsgläubiger geteilte — Sicherheit, daß „der Mensch und die Gesellschaft fortfahren wird, sich zu verändern, bis sie sich ebensoweit von ihrem gegenwärtigen Typus entfernt haben wird, wie ihr gegenwärtiger Typus sich von den frühesten geschichtlichen Zeiten entfernt hat" (Herbert

Spencer). Ich kann also ohne Anachronismus hinzufügen, daß die damals gesäeten Gedankenkeime — zwar nicht alle — doch zum großen Teile aufgegangen sind; daß sie aber in ihrer Entfaltung und in ihrer weitern Nachkommenschaft solche Institutionen und solche Begriffe ins Dasein gefördert haben, für welche die Vergangenheit nicht einmal das Fassungsvermögen besessen hätte.

Die in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Europa lebende Generation hielt sich für überzivilisiert: Phrasen wie: „Fortschrittliches Zeitalter," „Jahrhundert der Aufklärung," „Epoche der höchsten Kultur," wurden geläufig auf das Heute angewendet, und es war allen finstern und barbarischen Aussprüchen gegenüber ein beliebter, zurechtweisender Ausruf — „Wie? So etwas behaupten Sie — so etwas im neunzehnten Jahrhundert?" ... Und doch — nicht nur in den unsern, auch in den Augen mancher Zeitgenossen, boten die allenthalb herrschenden Zustände noch viel mehr Analogie mit der einstigen Barbarei als mit der zu kommenden Kultur. In fast allen Einrichtungen konnte sich die Filiation noch deutlich bis zur Wildheit zurückverfolgen lassen, ebenso in den Anschauungs-, Glaubens- und Empfindungsgewohnheiten der Menge.

Was die technische und industrielle Entwicklung betrifft, so war die Kultur allerdings auf einer sehr hohen Stufe angelangt und in dem rings thätigen Getriebe der Maschinen, Telegraphen, Telephone —; im Verkehr zu Wasser und zu Lande — in einzelnen Versuchen auch schon zu Luft — konnte man kaum mehr eine direkte Abstammung von den Uranfängen menschlicher Arbeit aus der Stein- und Bronzezeit wahrnehmen; und — so schwerfällig und primitiv uns auch jene Leistungen scheinen mögen — die Zeitgenossen hatten ein Recht, darauf stolz zu sein, wenn sie sich mit ihren Urahnen verglichen. Auf Grund dieses Vergleichs konnten sie auch in sich selber eine

differenzierte Rasse erkennen, die sich im Gegensatz zu den „wilden" die „ziviliſierte" nannte.

Daß in geiſtiger Hinſicht dieſer Gegenſatz durchaus nicht ſo ſchroff war, wie in materieller, werden die folgenden Abſchnitte darzuthun verſuchen, in welchen wir die verſchiedenen Erſcheinungen des intellektuellen und ſozialen Lebens jener Epoche eine nach der andern kritiſch unterſuchen wollen.

I.

Die Nationen.

Dem Europologen unserer Tage ist es eine bekannte Thatsache, daß der Erdteil, dessen Kultur er studiert, von zahlreichen unter einander sehr verschiedenen Völkerschaften bewohnt war. Deutsche, Franzosen, Spanier, Russen, Engländer und noch viele andere, deren Aufzählung gar zu weitläufig wäre, bildeten selbständige Reiche und sprachen ihr eigenes Idiom. Dennoch hatten alle so viele Züge aufzuweisen, die ihnen gemeinsam waren: — dieselbe Tracht, dieselbe Industrie, dieselben Lebensgewohnheiten —, daß die Physiognomie des Gesamteuropa, auf die Entfernung der Jahrhunderte gesehen, genug einheitlich erscheint, um im allgemeinen betrachtet zu werden. Will man schon mit größerer Gründlichkeit vorgehen und die Volksstämme sondern, so ist es besser, die Nationennamen bei Seite zu lassen, welche in so großer Anzahl die Bewohner aller kleinen Staaten und Provinzen von einander unterschieden, nämlich weder von „Ungarn" noch „Portugiesen" und dergleichen zu reden, sondern nur eine Einteilung in drei Hauptrassen vorzunehmen: Lateiner, Germanen und Slaven.

Aber sogar unter diesen sind — auf unsere Zeitentfernung hin — die trennenden Merkmale weniger wahrnehmbar als die gemeinsamen. Einige kleine Verschiedenheiten im Charakter, im Gesichtstypus u. s. w. lassen sich wohl noch konstatieren;

doch wie verschwindet dies in Anbetracht der großen Übereinstimmung der Kulturzustände, welch' letztere ja eigentlich die geschichtliche Differenzierung der Menschengeschlechter bestimmen. Für die neuzeitliche Forschung verschwinden diejenigen Charaktere, welche sich auf die Abstammung und das Staatenleben der einzelnen Gruppen beziehen, um nur diejenigen hervortreten zu lassen, welche die von der Gesamtheit erreichte Kulturstufe darstellen. So teilten schon die Archäologen des neunzehnten Jahrhunderts die Epochen, in welchen ihre vorgeschichtlichen Vorfahren lebten, in Stein-, Bronze- und Eisenzeit ein, und sie bezeichneten jene alten Völker als Troglodyten oder Pfahlbauer, unbekümmert um die geographische Lage der von denselben bewohnten Höhlen und Pfahldörfer. Sprechen wir also ohne weiteres von jener Zeit als von der Maschinenzeit und von den damaligen Menschen als von den Eisenbahnfahrern.

Damit will ich nicht sagen, daß wir von den Eisenbahnfahrern nicht mehr Kunde hätten, als diese von den Pfahlbauern besaßen; ich wollte mit diesem Vergleich nur auf den Standpunkt verweisen, von welchem aus ich die Völkerschaften des Europa von 1885/86 als Gesamtheit und als Einheit betrachtet haben will.

Namentlich in den später folgenden Vorlesungen, welche von den herrschenden Moralgesetzen, von Erziehung und Ähnlichem handeln sollen, werde ich Sie bitten müssen, jenen Standpunkt einzunehmen, daß in diesen Dingen so ziemlich überall dieselben Ideen im Schwange waren; in unserer heutigen Abhandlung jedoch, welche „Nationen" und die damit verbundenen Erscheinungen von Patriotismus u. s. w. zum Gegenstande hat, mußte die nationale Verschiedenheit der europäischen Gesellschaft hervorgehoben werden. Diese Notwendigkeit liegt dem gewissenhaften Geschichtsforscher um so mehr vor, als gerade die Nationalitätenfrage in den damaligen Ereignissen eine der wichtigsten Rollen spielte und den öffentlichen Geist auf leidenschafterregende Weise beschäftigte. Von dieser Leidenschaft sind wir natürlich ganz frei und daher desto

besser befähigt, dieselbe zu studieren. Wir können den Wettstreit der slavischen, germanischen und lateinischen Völkerschaften mit aller Ruhe betrachten, da es heute unter uns ebenso wenig Franzosen, Deutsche oder Böhmen giebt, als es damals Gothen, Etrusker und Hunnen gab. Wären meine jetzigen Betrachtungen zur Zeit, die deren Stoff abgiebt, angestellt, so müßten sie von dem Vaterlandseifer derjenigen Nation durchglüht sein, in deren Sprache sie vorgetragen wären; jede ruhige Parteilosigkeit würde bei den Hörern nicht nur größtenteils auf Unverständnis, sondern auch auf Verachtung stoßen und dem Urheber als Mangel an Patriotismus gar übel angerechnet werden. — Denn zur Zeit galt der Patriotismus als die vornehmste aller Tugenden; der Völkeraltruismus war noch nicht bekannt. Das Nationen-Ich über alles zu stellen, dasselbe zu loben bis zur Verhimmelung, es durch Herabsetzung, Verachtung und — wenn erforderlich — durch Vernichtung des nationalen Nächsten zu heben, war erste Bürgerpflicht. Das Gefühl der Feindseligkeit, welches die Mitglieder eines Gemeinwesens unter einander nicht nähren und nicht bethätigen konnten, ohne die moralischen und staatlichen Gesetze zu verletzen, galt als ein erhabenes Gefühl, wenn es von einem Gemeinwesen gegen das andere gehegt wurde. In Friedenszeit durfte es durch gegenseitige Schmähung, Drohung, Verlachung geäußert und nach erfolgter Kriegserklärung durch Beraubung, Mordbrennen und Totschlag befriedigt werden. Der schon längst in Zügel gehaltene individuelle Egoismus, mit allen seinen durch sittliche und religiöse Vorschriften erstickten Trieben von Nächstenhaß und Selbstanbetung, führte im Nationalegoismus sein Dasein nicht nur unbehelligt, sondern bewundert fort.

Dennoch sehen wir auch in jener Zeit das „internationale", das kosmopolitische Prinzip schon deutlich erstehen. Gegenseitige Rücksichtnahme, Anerkennung der anderseitigen Rechte und Vorzüge, Bescheidenheit und Gerechtigkeit in Beurteilung der eigenen und fremden Eigenschaften wird auch schon einigermaßen auf den Verkehr der Nationen übertragen. Aber noch

hatte das Solidaritätsgefühl keine allgemeine Geltung; noch war die Einsicht nicht gereift, daß der Völkeraltruismus ebenso sehr einen Fortschritt über die nationale Ichsucht vorstellt, als das Nächstengefühl unter den Individuen über individuellen Eigennutz erhaben ist. — Natürlich, so lange die verschiedenen Länder alle ihre Söhne in Waffenbereitschaft hielten, um sich gegen Angriffe zu schützen oder gelegentlich selber anzugreifen, mußte das Gefühl der Feindseligkeit lebendig erhalten bleiben, denn dasselbe bot für den immer drohenden Fall des Krieges die beste Gewähr, daß dem Gegner so viel als möglich Schaden zugefügt würde. Daß es im Zustande des Krieges keine zweckentsprechenderen Gefühle geben könne als begeisterte Liebe zum Vaterlandsbegriff und glühenden Haß gegen den Feind, das ist unleugbar. Ob aber der Krieg selber ein zweckentsprechender Zustand sei — das ist eine Frage, die schon damals von vielen Seiten eine verneinende Antwort fand. Schon Manchen war es klar, daß zwischen Nationen dasselbe Verhältniß Platz greifen könne und solle, welches zwischen Individuen durch Gesetz und Sitte vorgeschrieben war: nämlich die Beschränkung der Selbstsucht durch Rücksichtnahme auf die Interessen der Anderen; die Voraussetzung, daß jeder nur so weit sein eigenes Wohl fördern dürfe, als dadurch die Rechte und Ansprüche der Nächsten nicht beeinträchtigt würden. Manche also — freilich nur Vereinzelte, Wenige — waren der Überzeugung, daß derselbe Kodex, welcher unter den Bürgern *eines* Staates Geltung hat, einst auch die Beziehungen der gleichzivilisierten Nationen untereinander beherrschen müsse — wenn anders der Gang der Zivilisation in der eingeschlagenen Richtung weiterschritte. Die Entfernung von der Barbarei hatte bis dahin mit der Entfernung vom Kriegsgeiste Schritt gehalten, — warum sollte das in Zukunft nicht weiter so gehen? Auch die Grenzen, innerhalb deren die Menschen sich befehdeten, waren immer weiter hinausgeschoben worden. Zuerst, im Urzustand, Kampf jedes Einzelnen gegen jeden Einzelnen; dann Familie gegen Familie; — Stamm gegen Stamm; — Burg gegen Burg; Stadt gegen Stadt; Provinz gegen Provinz;

endlich nur noch Reich gegen Reich. Die erste Verbündung hat begonnen, als einmal zwei Menschen miteinander ausgingen, einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen, und die Beute unter sich teilten. Von da an hat der Verbündungsgeist immer größere Kreise geschlossen, bis endlich der Staatenbund (damals in Nordamerika schon verwirklicht) deutlich als die nächste Phase der begonnenen Entwicklung vorhergesehen werden konnte.

Die große Mehrzahl jedoch, dasjenige, was man den „öffentlichen Geist" nennt, war dieser Voraussicht noch durchaus verschlossen. Einmal aus dem Grunde, weil die durchschnittlichen Geister nicht fähig sind, künftige Umwandlungen aufzufassen. Wenn sie auch versuchen, sich einen veränderten Umstand vorzustellen, so fällt ihnen gleich der Widerstreit auf, in welchem sich dieser Umstand mit tausend anderen gegenwärtigen Dingen befindet; sie sind nicht imstande, sich gleichzeitig eine Reihe von Nebenumständen als ebenso verändert zu vergegenwärtigen; es fehlt ihnen überhaupt an der Erkenntnis, daß *eine* Umwandlung notwendigerweise von unzähligen andern Umwandlungen begleitet wird. — Eine Zukunft ohne Krieg! Eine Verbrüderung der Nationen! — Welch eine utopistische, menschenunmögliche, — ja nicht einmal wünschenswerte Sache!! So antwortete damals die Menge den Wenigen. Und weil letztere meist der Klasse jener Denker angehörten, die sich auf den neuesten Stand der Naturwissenschaften stützten, so versuchten die Anderen ihre althergebrachten Meinungen mit Zuhilfenahme von Schlagwörtern zu verteidigen, die sie den modernen Gelehrten abgelauscht, sich so das Ansehen des überlegenen Weisen gebend, der seinen Widersacher auf dessen eigenem Felde schlägt. „Abgesehen von der göttlichen Einsetzung, die ihr leugnet; abgesehen also davon, daß der Herr der Heerschaaren selber alle Schlachten lenkt — seht ihr nicht ein, daß der Krieg ein „Naturgesetz" ist? Müßt ihr nicht auch zugeben, daß der „Kampf ums Dasein" die Grundbedingung eures so beliebten Fortschritts abgiebt; — wie wollt ihr demnach auf den Fortschritt der Nationen

rechnen, wenn unter ihnen der Kampf ein Ende haben sollte?" Darauf hätte sich antworten lassen: „Kampf und Krieg sind nicht gleichbedeutend; es giebt tausend andere Arten des Wettbewerbs, als den mittels Totschlags ausgeführten." Aber die Wenigen ließen sich gewöhnlich in keine Diskussionen mit der Menge ein. Sie bildeten eine kleine Gemeinde; wenn sie ihre Gedanken auch öffentlich aussprachen und in weit verbreiteten Journalen oder auch in Büchern drucken ließen, so waren dieselben doch nur für die kleine Gemeinde bestimmt und in der ihr allein verständlichen Weise abgefaßt. Gegen die Einwendungen der Menge mußten sie stumm bleiben, da ja zu den von ihnen erkannten Wahrheiten auch diejenige gehörte, daß die Meinungen der Menge sind, was sie eben sein müssen — daß sie den jeweilig herrschenden Zustand der Dinge gutheißen müssen, sonst wären diese Dinge nicht ... Was die Wenigen also hoffen konnten, war nur die allmälige Gewinnung von einigen neuen Zustimmungen, welche durch ihr langsames Ausbreiten eine ebenso langsame Veränderung der Dinge herbeiführen konnten. Daß ein paar Dutzend Stimmen eine althergebrachte Institution — wie z. B. den Krieg — nicht wegpredigen können, das wußten Jene wohl. Dies zu versuchen, wäre ebenso thöricht wie etwa der Versuch, mit ein paar Dutzend Händen alle Kasernen niederzureißen und sämtliche Armeen zu entwaffnen. Die moralische Unmöglichkeit, ein Ding zu zerstören, geht neben der physischen Unmöglichkeit in gleichem Maße einher, weil ja der innere Bestand eines Dinges dieselbe Stärke hat wie dessen äußere Gestaltung. Ohne allgemein verbreitete militärische Ideen gäbe es keine Kasernen und keine Armeen, sowie es auch ohne allgemein verbreiteten Glaubensgeist keine Kirchen und keine Priesterschaft gäbe. Die moralische Gewalt einiger, vereinzelter Gegner einer blühenden Institution vermag demnach ebensowenig, die daran haftende öffentliche Meinung in ihr Gegenteil umzuwandeln, als deren materielle Gewalt ausreichen würde, die körperlichen Vertreter der betreffenden Sache —

Menschen, Gebäude, Geräte u. s. w. — vom Erdboden zu vertilgen.

Alles das wußten die Wenigen genau. Aber ihre aus dieser Einsicht entspringende Hoffnungslosigkeit mit Bezug auf persönliche und unmittelbare Erfolge hinderte sie nicht, einer entfernten Zukunft zu vertrauen, in der die gegenwärtigen Lebensformen allmälig höheren Formen Platz gemacht hätten. Und wenn sie trotz der geringen Wirkung, die sie ihrem Worte auf die Umwandlung der Dinge beimaßen, dieses Wort doch bei jeder Gelegenheit auszusprechen sich gedrängt fühlten, so geschah dies in der Erkenntnis, daß in dem langsamen Riesenprozeß der Ideenumgestaltungen dies ihr winziges Wort enthalten sein würde, wie der Infusorienpanzer im Sedimentgebirge: unsichtbar, aber unerläßlich.

Sehen wir nun von jener kleinen Anzahl Geister ab, welche der Idee des Krieges und des damit so eng verbundenen Patriotismus nicht fröhnte, und betrachten wir den allgemeinen Zustand. Besäßen wir nicht in unserer gegenwärtigen Studiumsmethode eine Vorliebe für das Aufsuchen kleiner, fast nicht wahrnehmbarer Kulturkeime; würden wir die vergangenen Jahrhunderte nur in ihren großen und auffälligen Zügen erfassen, so wie etwa die damalige Geschichtskunde das Altertum auffaßte, so hätten wir die vorhin angedeutete Ausnahmsrichtung gar nicht in Rechnung gebracht, und wir müßten uns sagen: Das Europa des neunzehnten Jahrhunderts war in Barbarei noch tief versunken. Bis an die Zähne bewaffnet standen die Völker da, stets bereit, über einander herzufallen. Der höchste zu erlangende Ruhm war der militärische und der größte Stolz einer Nation war auf ihr Kriegsglück gegründet. Feindschaft und Haß, Rachsucht und Raubsucht — diese aus dem Zustand der Wildheit überkommenen, durch die Kultur damals im Privatleben schon gedämpften, aus dem Typus einer höheren Menschheit seither ganz verschwundenen Affekte — bildeten zur Zeit noch den Untergrund des internationalen Verkehrs. Zwar nicht in Permanenz, aber permanent schwebend. Heute lebten die Völker in Freundschaft — ein Befehl von

oben — und morgen mußten sie einander in den Haaren liegen. Damit also bei so plötzlich erklärten Feindseligkeiten die gewohnte Freundschaft nicht hemmend wirke, mußte wenigstens das Gefühl der Feindschaft in Permanenz unterhalten werden, und das geschah durch die Lehren und Bethätigungen des Patriotismus.

Ehrenbeleidigung, eine Sache, welche im gewöhnlichen Umgang gebildeter Leute nicht vorzukommen pflegte, oder gegen die man doch vor dem Gesetze Schutz fand, Ehrenbeleidigung von einer Nation zur anderen — als fleißige Schürerin des Permanenzhasses — verstieß weder gegen die Regeln der Bildung noch gegen das Gesetz. Von dem Nachbarvolke durfte man direkt alles Böse sagen oder auch indirekt, indem man alle Tugenden für seine Landsleute in Beschlag nahm. Der Ausdruck „unsere echte deutsche Treue" oder „notre esprit éminemment français" sagte doch deutlich: „Ihr Nichtdeutschen seid treulos" und „Ihr Nichtfranzosen seid geistlos."

In der Zeit, von der wir reden, waren es namentlich die beiden letzterwähnten Nationen, welche in Selbstlob und gegenseitigem Schimpf das Auffallendste leisteten; eine Folge des vor fünfzehn Jahren geschlagenen Krieges, welcher auf der einen Seite einen ungeheuern Rachedurst und auf der anderen einen ebenso ungeheuern Siegesdünkel zurückgelassen hatte. In dem einen Lande ward der Revanchegedanke heilig gehalten, in dem anderen das Gefühl der Selbstbewunderung. Wer jenseits der Vogesen die „Prussiens" nicht verachtete, war ein Landesverräter, und wer diesseits nicht „stolz darauf war, ein Deutscher zu sein", der war auch kein Patriot.

Die Liebe, die jeder der eigenen Heimat weiht, hat für Angehörige anderer Länder nichts Beleidigendes — wohl aber der Stolz. Liebe kann für gleichwertige Gegenstände genährt werden, Stolz ist nur durch den Vorrang des Gegenstandes berechtigt. Etwas Anderes zu sein, als du, kann mich nur dann mit Stolz erfüllen, wenn dieses Andere etwas Besseres und Vornehmeres ist. Zwischen zwei auf gleicher Kulturhöhe stehenden Nationen ist jenes Gefühl daher bei einer jeden begründungslos und wirkt, wie alle Anmaßung, erbitternd. Aber der

Patriot brauchte ja die Begründung seines Stolzes nicht zu prüfen; derselbe war ihm eingeimpft und dessen Bethätigung und Beteuerung galt beinahe als Bürgerpflicht. Wenn ein begabter deutscher Dichter in die Leier griff und in einem Lied an den Reichskanzler folgende Strophen sang:

„Nicht mitzulieben wie Antigone,
Nein, mitzuhassen, Grimmer, warst Du da,
Doch aus dem Hasse keimte Liebe ja,
Für uns geblutet hat Dein zorniges Weh.

Dein Volk, Dein Vaterland hast Du geliebt,
Des alten Reiches Schemen aufgenährt
Mit warmem Blut, wie's einst Ulyß gewährt
Dem Schattenheer, das durch den Hades stiebt.

In Dir nur lebt der wahre Ahnenstolz
Des deutschen Namens, dessen Machtgebot
Einst sonnenhell die weite Welt durchloht' —
Geschnitten Du aus Nibelungenholz.

Den deutschen Hundesinn tritt in den Kot!
Lehr' Du den Stolz, ein deutscher Mann zu sein!
Wo solche Eichen wachsen, muß gedeih'n
Der deutsche Stolz in aller Wetternot.

Wo deutsche Zunge spricht, da bleibe stumm
Der Wälsche und der östliche Barbar!
Des Römers Erbe der Germane war:
Civis Romanus sum!"

— so fand dies unter seinen Stammesbrüdern begeisterten Widerhall. Wenn dagegen der Führer der „Patrioten-Liga", der Franzose Paul Déroulède, über die Hassenswürdigkeit der Teutonen die schmähendsten Insulten spie, oder wenn ein Prince Valori in den „Petites pages de l'histoire" schrieb:

„ . . . Und weil Gott, der den Nationen die Siegeskränze verleiht, nichts halb thut, so schickt er uns einen unserer würdigen Feind (die Araber in Algier). Die afrikanische Armee war's, die Sewastopol eingenommen, die die Höhen von Solferino beinahe mit zugemachten Augen erstürmt, die Peking und Mexiko besiegt, und die jedesmal — wo sie nicht drei gegen einen waren — die Preußen 1870 geschlagen hat" —

so wurden auch diese als vaterländische Dichter und Geschichtsschreiber bewundert.

Der unbefangene Dritte muß erkennen, daß zwischen zwei ihren Vorrang verkündenden Parteien unmöglich beide im Recht, wohl aber, wie hier, wo es sich um zwei gleich entwickelte Nationen handelt, beide im Unrecht sein können. Ist aber dieser Dritte seinerseits von der unbedingten Löblichkeit des Patriotismus durchdrungen, so wird er beiden Kundgebungen seinen Beifall zollen, obwohl er das Kundgegebene für falsch erkennt. Gerade so wie der fromme Anhänger eines religiösen Glaubens, wenn er zwei Andersgläubige ihre Bekenntnisse verteidigen hört, dem Verteidigungsprinzip seine Zustimmung gibt, obwohl er das Verteidigte nicht für wahr hält. Ihm wird der Verfechter des Freigedankens viel antipathischer sein, als der fanatischeste Anhänger eines „falschen" Glaubens. So auch der damalige Patriot: gleichviel welcher Nation er angehörte, kosmopolitische Gesinnungen schienen ihm viel verdächtiger, als die lautesten Ansprüche irgend eines unbedeutenden Nationchens, das eigene Land über die ganze übrige Welt erhoben zu sehen. Die Grundlage alles nationalen Stolzes — ein aus der ältesten Zeit überkommenes Gefühl, bildete allerdings das berechtigte Bewußtsein einer Ueberlegenheit — nämlich diejenige der durch Kriegsglück erworbenen Macht; in der Regel wurzelte das Kriegsglück auch in überlegener Tapferkeit und Klugheit, und so kommt es, daß dieser auf dem Rechte kriegerischer Erfolge fußende Stolz — der Patriotismus überhaupt — so innig mit den kriegerischen Ideen verwachsen blieb. Und wenngleich im Gang der fortschreitenden Kultur eine stete Abnahme des militärischen Geistes nachweisbar ist, da neben der meist alles umfassenden und einzig ehrenvollen Beschäftigung des Krieges nach und nach immer zahlreichere andere Beschäftigungen industriellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Charakters aufgetreten sind; wenn also, trotz dieses sichern Rückgangs der kriegerischen Allwichtigkeit, der damit verbundene Geist des patriotischen Stolzes nicht so merklich abgenommen hatte, so läßt sich diese Thatsache dadurch erklären,

daß das gewohnte Gefühl auf andere Momente verteilt wurde: man war nicht mehr allein auf nationale Helden- und Siegesthaten stolz, sondern nebenbei auf die vaterländische Kunst und Industrie, auf Sprache und Schrifttum, auf den Nationalcharakter im allgemeinen. Der patriotische Ehrgeiz war nicht mehr durch die bloße Erinnerung an gewonnene Schlachten, durch den Besitz einer gewaltigen Heeresmacht zu befriedigen; er nahm für sich den Vorrang in allen Zweigen der Kultur in Anspruch, und das Lieblingskompliment, das eine Nation sich selber machte, war die Versicherung, daß sie „an der Spitze der Zivilisation" stehe. Man glaubte nicht mehr, wie einst die alten Juden, daß man das auserwählte Volk Gottes sei, man betonte aber nicht ungern die „Mission", die der — je nach Umständen — lateinischen, germanischen oder slavischen Rasse gegeben war, fortan den andern Völkern auf dem Pfade der Entwicklung voranzuleuchten.

Der Begriff „Rasse" namentlich war es, in den man all die unterscheidenden Merkmale hineindachte, auf die der Vorrangsanspruch gestützt werden sollte. Diese Unterschiede wurden nachdrücklich als angeboren, als „urwüchsige" Züge ausgegeben und so weit als möglich in die geschichtliche Vergangenheit zurückverfolgt. Man übersah dabei, daß die Charaktere einer Rasse, gerade so wie diejenigen aller anderen „Arten", die Ergebnisse von tausenderlei zufälligen und äußeren Einwirkungen sind, nicht aber von festen ursprünglichen Anlagen. Wenn sich ein und dieselbe Rasse über verschiedene Gebiete verbreitet und die einzelnen Gemeinwesen, von einander getrennt, sich unter verschiedenen klimatischen und sonstigen Einflüssen selbständig entwickeln, so entstehen neue Unterarten, die sich so sehr *differenzieren*, daß sie von der gemeinsamen Rassenähnlichkeit nur die allerallgemeinsten Züge bewahrt haben. So waren z. B. die Holländer ebensogut wie die Italiener, oder die Schweden, ursprünglich Arier; aber die mit der Zeit entstandenen Unterschiede hatten sich so scharf herausgebildet, daß die drei vom nationalen Standpunkte aus nichts mehr miteinander gemein hatten. Um auf diese Unterschiede stolz zu sein, war wohl von

keiner Seite Berechtigung da, da dieselben auf äußere Einwirkungen hätten zurückgeführt werden sollen, und nicht auf irgend eine geheimnisvolle angeborne Kraft. Aber das that man nicht. Man zog es vor, jeder Nation ihren „Geist", jedem Volke seine „Seele" zuzuschreiben, für welche die patriotische Selbstbewunderung erglühte. Unter diesem Geist, dieser Seele, stellte man sich gern etwas Unwandelbares, Ewiges vor, das unter allen Umständen seine Eigenart, wenn auch momentan verschleiert oder unterdrückt, zum Durchbruch bringen müsse, das in allen Manifestationen des nationalen Lebens vollständig enthalten sei.

Wenn man den patriotischen Prahlerstil jener Zeit studiert, so wird man auch finden, daß darin die Worte „Eigenart", „Urwüchsigkeit," „innere Anlage," „angestammt" und ähnliche sehr oft wiederkehren. Nun ja — worauf hätte man ein Recht, stolz zu sein, wenn es nicht etwas ursprünglich, innen und eigentümlich Besessenes wäre? Doch nicht auf etwas Fremdes, Äußerliches, Allgemeines? So war es denn auch das Phantom „Eigenart", welches der Nationalstolz am eifrigsten gepflegt wissen wollte und welches er in jeder Richtung — Sprache, Kunst, Wissenschaft — am lebhaftesten zu verteidigen suchte. Daß die Wissenschaft die erste war, welche sich von allen Nationalitätsfesseln losgerungen, das wissen wir jetzt, und auch schon damals begann diese Befreiung sich fühlbar zu machen. Die Erforschung der Wahrheit wollte nicht „eigenartig" sein; sie strebte nur darnach, den richtigen Weg zu finden. Die Gelehrten sämtlicher europäischen Nationen ließen ihre Schriften in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" gleichzeitig in mehreren Kultursprachen erscheinen; es gab keine deutsche Physik im Gegensatz zu einer englischen, keine slavische Anatomie im Gegensatz zu einer lateinischen. Zwar prahlten die einzelnen Nationen, auch in Bezug auf dieses Thema, mit den Namen der unter ihnen geborenen Gelehrten und fanden selbst darin Nahrung für ihren Stolz, dabei außer Acht lassend, daß die Männer der Wissenschaft ihr erlangtes Wissen nicht nur innerhalb der Grenzen ihres Landes geschöpft hatten, nicht

kraft ihrer nationalen Eigenschaften erworben und entwickelt (wenn vielleicht auch den Einen mehr Gründlichkeit, den Anderen mehr Klarheit als angeborene Merkmale nachgesagt werden konnten); sondern daß sie stets den aus allen Gegenden und allen Zeiten aufgespeicherten Vorrat von Erfahrungen sich zunutze machten, und ebenso neidlos, wie sie die im Ausland gehabte Belehrung anerkannten, auch ihrerseits den Ausländern ihre Entdeckungen zugute kommen ließen. — Nur zwei Wissenschaften gehörten nicht in diese Kategorie. Einmal die Strategik, welche ihre verbesserten Schießgewehre, ihre Kanonen und ihre Torpedoboote fremden Nationen strengstens geheimhielt. Zweitens war es die Philosophie, welche noch mit Vorliebe in verschiedene, mit Landesnamen bezeichnete Schulen gespalten wurde. Das beweist aber nur, daß sich diese Wissenschaft noch nicht allenthalben zu sicherer Auffassung allgemein giltiger Wahrheiten erhoben hatte, sondern daß sie sich noch auf hypothetische Systeme stützte, welche den Namen ihrer Erfinder — und damit den Namen der Nation, aus welchen die letzteren hervorgegangen — als Marke trugen. Die von der Philosophie aufgestellten Sätze waren noch nicht zur positiven Erkenntniß geworden, denn wenn diese einmal eintritt, fällt die nationale Angehörigkeit des Verkünders nicht mehr ins Gewicht. So war das Gesetz der Gravitation schon nicht mehr als eine englische Ansicht, oder die Drehung der Erde als eine italienische Theorie hervorgehoben; dagegen konnte die „Welt als Wille" oder die „prädetablierte Harmonie" als deutsche Weisheit, die Lehre von den „Tourbillons" und von „dem Mechanismus der Thiere" als französische Weisheit hingestellt werden. In demselben Maße, als sie sich höher entwickelte, verlor auch die Philosophie von ihrem nationalen Charakter. Als an die Stelle ausgeklügelter Systeme erfahrungsgestützte Ideen traten, mußten diese Ideen in Form nachweisfähiger Wahrheiten überall gleich starke Wurzel fassen. Spencersche Ethik und Soziologie hatte für die ganze zivilisierte Welt die gleiche Bedeutung; ebenso Büchners Erläuterung über das Wesen von Kraft und Stoff, Ribots Mitteilungen aus der Physiologie des Geistes, Taines Aufschlüsse

über die Philosophie der Kunst u. s. w. u. s. w. Diese Art Philosophie war es, die sich zuerst über die Scholle — und über die „Schule" — erhob, die ihrer eigentlichen Bestimmung, eine Weltanschauung zu sein, gemäß, allen Anspruch auf nationalen Vorrang fallen ließ und von übereinstimmenden Geistern, gleichviel aus welchem Lande sie stammten, gleich freudig aufgenommen wurde. Die Landsleute aus dem Reiche der „Weisheitsliebe" ließen sich durch geographische Provinzmarken nicht mehr trennen; ihre Zugehörigkeit erstreckte sich über die engen Sprach- und Nationalgrenzen hinaus, und im Sinn des alten Liedes, das von einem zerstückelten Deutschland nichts wissen wollte, hätte sie singen können:

Was ist des Denkers Vaterland?
Ists Griechenland, ists Schottenland, ists deutsches Land?
Nein, nein — des Denkers Vaterland muß größer sein:
Das ganze Denkerland solls sein!

Es ist überflüssig, die augenscheinliche Wahrheit erhärten zu wollen, daß die Pflege der Wissenschaft mit Festhalten an „Angestammtem", „Urwüchsigem", „dem Mutterboden Entsprossenem" — und wie die sonstigen patriotischen Stichworte lauten — unverträglich ist. In der Kunst konnte jenes abstrakte Ding, Volkscharakter genannt, noch eher seinen Ausdruck finden; es gab noch eine ziemlich gesonderte deutsche, französische, italienische und slavische Musik; es gab nationale Schulen in der Malerei, im Drama, im Roman, obwohl in der Epoche, von der ich rede, auch diese Grenzen schon auffallend ineinander zu zerfließen begannen. Die Bewunderung und Überalleserhebung der nationalen Kunstrichtungen ward zwar noch als lobenswerte patriotische Übung fleißig betrieben; wenn aber allzu eifrige Leute den Haß gegen fremde Künstler und die Geringschätzung fremder Kunst so weit trieben, daß sie gegen alle ausländischen Werke eine Art Zollschranke aufrichten wollten, wenn z. B. aus patriotischen Motiven ein Wagnertheater in Paris verboten, und ein Saint-Saëns-Konzert in Deutschland ausgezischt werden sollte, dann erhoben sich doch schon viele Stimmen, die da riefen: „Nieder mit solch engherzigem Chauvinis-

mus: die Kunst ist international." Lebte denn zu jenen Zeiten in den Staaten Europas überhaupt noch ein bedeutender Künstler, dessen Werke von unverfälschter Volkstümlichkeit sein konnten? Um nur von der Musik zu sprechen, die auf letztere Eigenschaft doch den meisten Anspruch hatte: vielleicht gab es ein paar zitherschlagende Bauern in Tyrol und zymbalklopfende Zigeuner in Ungarn, die rein nationale Weisen komponierten; aber welcher große Musiker, der an einem großstädtischen Konservatorium die Meisterwerke aller Schulen studiert, der in den Theater- und Konzertsälen der ganzen zivilisierten Welt die musikalischen und sonstigen Einflüsse verschiedenster Länder in sich aufgenommen hat, konnte aus seinem Innern noch unvermischte nationale Eigenart hervorholen? Richard Wagner selber, der von germanisierenden Schwärmern als die musikalische Verkörperung des Deutschtums betrachtet war und sich selber dafür ausgab, hatte sich doch an den Werken Mozarts großgezogen, der seinerseits bei den Italienern in die Schule gegangen war; und daß sein Werk nicht ein spezifisch deutsches war, sondern der Ausdruck einer neuen, aus gemischten Elementen entstandenen höheren Richtung, beweist der Umstand, daß diese Musik in alle Nachbarländer ihren Weg fand und daselbst begeisterten Beifall entzünden und zahlreiche Nachahmer erzeugen konnte. Germanisch, urwüchsig, ursprünglich waren die gewählten Stoffe, insofern als sie aus deutscher Geschichte und Sage hervorgeholt waren — als der Landgraf von Thüringen, der Schuster Hans Sachs und, noch weiter zurück, die Rheintöchter und nordische Götter die neuerfundene „endlose Melodie" zu singen beordert waren.

Überhaupt, die Vergangenheit ist der Boden, wo das patriotische Gefühl am besten gedeiht. Je weiter zurück, desto fester die Wurzel, desto „ursprünglicher" die Blüte. In der Vergangenheit lebten die Völker getrennt, abgesondert, unter verschiedenen Bedingungen — und nur diese letzteren sind es, welche die Eigenart erzeugen. Die Gegenwart (ich meine die damalige Gegenwart) war nicht dazu angethan, nationales Sonderwesen zu befestigen. Völker, die durch Eisenbahnen,

Telegraphen und sonstige Verkehrsmittel in regem Austausche von Gütern, Personen und Ideen standen; die sich so sehr vermengten, daß die russischen Söhne in Heidelberg, die englischen Töchter in der Schweiz erzogen wurden, daß die Honigmondpaare von überall her nach Italien reisten — und wo kein Drama in Paris geschrieben werden konnte, das nicht die Runde über alle europäischen Bühnen machte, kein Buch, keine Maschine, kein Gemälde, keine Operette, keine wissenschaftliche Entdeckung in was immer für einem Lande auftauchen konnte, ohne sich sofort in allen übrigen Staaten zu verbreiten, — solche Völker, die schon seit mehreren Generationen in den geschilderten Wechselbeziehungen gestanden, und kaum mehr *ein* Individuum hatten, das nicht einem selbsterlebten oder ererbten fremden Einflusse unterworfen gewesen wäre — die mußten, wenn man schon eine allgemeine Seele annimmt, sich eine kosmopolitische Seele herausgebildet haben, von deren Existenz die Meisten — auf vaterländischen Geist gedrillt — freilich noch keine rechte Ahnung hatten.

Was nun das Gebiet der Zukunft anbelangt, so ist dieses wohl am unergiebigsten zur Bethätigung patriotischer Gefühle. Wer den Fernblick einige tausend Jahre nach vorwärts zu richten wagt, der muß wissen, daß von der Nation, deren Ruhm und Stärke er allenfalls noch auf ein paar Generationen hinaus als wachsend denken kann, unfehlbar jede Spur verschwunden sein wird; er muß also seine Hoffnungen auf eine höhere Warte gestellt haben als auf die der Vaterlandsliebe, nämlich auf die der Liebe zur Menschheit. Der Begriff Zukunft schließt den Begriff des „Festhaltens an Althergebrachtem" eigentlich gänzlich aus, insofern er den Fortschritt, d. h. die Erringung des Neuen, in sich faßt. Jeder Fortschritt aber ist eine abgelegte Eigenart, eine Vermischung von bisher getrennten und sich zu höherer Ordnung vereinenden Elementen, daher eine Entfernung vom „Ursprünglichen". Die einfachsten Verbesserungen und Erleichterungen im Verkehr, Handel u. s. w. zeigten stets einen Schranken niederreißenden, internationalisierenden Charakter. Oder war die „Weltpost" auf die Idee gegründet, daß jedes Land

und Ländchen seine angestammte Briefbeförderung beibehalte — und war die Einigung der Maße und Gewichte eine Bestärkung nationalen Brauches?

Ich habe einige alte Drucksachen zur Hand, aus welchen ich Ihnen verschiedene Kundgebungen des damals herrschenden patriotischen Geistes mitteilen kann, und daneben auch einige Äußerungen weltbürgerlicher Richtung.

In einem Artikel, betitelt: „La réforme des études classiques", und gezeichnet: A. Duruy („Revue des Deux Mondes", 15 février 1884), wird gegen das Überhandnehmen der wissenschaftlichen Studien, welche die sogenannten „klassischen" Gegenstände aus den Schulen zu verdrängen drohen, heftig angekämpft. Die Erörterung über die Nachteile des reformierten Studienplanes schließt mit den Worten ab:

. . . . . „Und wären dies nur die einzigen Gefahren der Wissenschaften! Oder würden sie dieselben durch ihre erziehliche Kraft aufwiegen, würden sie durch die Ideen, die sie nähren, den Geistern eine heilsame Richtung verleihen, indem sie die Liebe zum Guten, zur Tugend, zur Pflicht erweckten, zu jener Pflicht namentlich, welche alle anderen in sich faßt — ich meine den Patriotismus. Aber unglückseligerweise — und hier zeigt sich deutlich ihre Inferiorität — sind die Wissenschaften ihrer Natur nach kosmopolitisch. Die Welt gehört ihnen und sie gehören der Welt; ihr Reich ist das Universum, ihre Grenzen — die Unendlichkeit. Ihre Aufgabe besteht darin, die Gesetze zu entdecken, welche in der Natur walten, und ihr Ehrgeiz ist es, derselben jeden Tag eines ihrer Geheimnisse abzulauschen. Nun, wie wollt ihr, daß in dieser Unendlichkeit, in dieser Unbegrenztheit, wie wollt ihr, daß die Rassenvorurteile, der Völkerhaß, die Verschiedenheit der Temperamente und der Interessen nicht ein wenig verschwinden? Wie sollte die Vaterlandsliebe, welche aus alledem als Resultante hervorgeht, da ihre ganze Kraft bewahren?"

Betrachten Sie diese merkwürdige Stelle, in welcher der Verfasser spricht, als wollte er die Sache der Gegenpartei plaidiren. Denn das, worauf er die Inferiorität der Wissen-

schaft gründet, nämlich daß sie „Rassenvorurteile“ und „Völkerhaß“ vermindert, daß sie sich an keine engen Standesinteressen hält, sondern das Universum als Feld ihres Ehrgeizes erwählt — das alles klingt doch für den Unbefangenen wie ein Lob. Aber hier können Sie deutlich die Macht der patriotischen Voreingenommenheit sehen, welche sich rühmt, das Beschränkte dem Weitgreifenden, das Rassenvorurteil dem Vernunfturteil, den Haß der Liebe voranzustellen; dennoch sind die Schlüsse des Verfassers an sich ganz folgerichtig und müssen die Zustimmung eines jeden finden, der mit ihm als ersten Vordersatz gelten läßt, daß Patriotismus die höchste Tugend sei, und auch den zweiten, von niemand in Abrede zu stellenden Satz annimmt, daß die Wissenschaften ihrer Natur nach kosmopolitisch sind.

Weiter heißt es in demselben Aufsatz:

„Der klare französische Genius selber ist es, den man im Begriffe steht, zu verfinstern. Das ist die wahre Gefahr der neuen Programme. Zu allen ihren übrigen Fehlern haben sie noch den, unserer Rasse antipathisch zu sein; sie sind nicht gallischer, nicht heiliger Erde entstammt; sie sind dort drüben geboren ... Aus dem Osten sind sie gekommen, zugleich mit dem feindlichen Einfall, sie haben denselben vervollständigt und setzen ihn fort. Frankreich hat sich einst besser verteidigt, es war besiegt worden, aber nicht unterjocht; erobert, aber nicht in Vasallenschaft geraten. Es hatte seine Kunst, sein Schrifttum, seine nationale Gelehrsamkeit gegen den Teutonen wohl zu bewahren gewußt; es war „selbst“ geblieben — ein wenig leichtfertig allerdings, das Land der fröhlichen Wissenschaft und des freimütigen Lachens, aber so lebhaft und so fein, nach allen Richtungen des menschlichen Gedankens jene höhere Klarheit tragend, von welcher es scheint, als hätte ein Strahl von Oben seine Wiege getroffen. O, lasset in unseren Händen diese kostbaren Gaben sich nicht vermindern; lassen wir den „welschen“ Geist von seinen natürlichen Bahnen nicht abweichen. Halten wir ihn an der Überlieferung fest — dulden wir nicht, daß man ihn mit plumper Legierung verfälsche.

Laßt es genug sein an der unvergeßlichen Schmach des „schrecklichen Jahres" — fügen wir nicht noch selber diese letzte Demütigung hinzu, daß in unseren Schulen und über unsere Jugend eine schlechte Nachahmung herrsche von deutscher Pedanterie und deutscher Schulfuchserei!"

Wie Sie sehen — immer noch konsequent: Festhalten an der Überlieferung; Ausschließen alles Ausländischen; Hüten jenes von „Oben" gekommenen Segensstrahles, welchen jedes Volk seinem Ursprung andichtet; sorgfältiges Einhalten der „natürlichen" Bahnen — als ob neue Pfade unnatürlich wären! Wahrlich, diese ganze Gedankenrichtung, sowohl in politischer, als in jeder Hinsicht, — man könnte sie die Religion des Geleises nennen.

Hier noch ein Schriftstück verwandten Inhalts. Es ist ein Brief, welchen der Vizepräsident des französischen Senats an den Organisator eines dem Sergeant Hoff zu Ehren gegebenen Festes geschrieben hat. Dieser Sergeant Hoff hatte sich während des Feldzuges dadurch ausgezeichnet, daß er von einer Höhe herab auf deutsche Wachtposten gezielt und eine erkleckliche Menge davon zusammengeschossen. Das Schreiben lautet:

„Ich stimme von ganzem Herzen Ihrer patriotischen Initiative bei. Man kann die kräftigen Gemüter nicht genug ehren, nicht genug hoch halten, welche instinktiv empfunden haben, daß die Liebe zum Vaterland und der Haß gegen den Feind unzertrennliche Gefühle seien. Dieses doppelte Gefühl war es, welches Hoff zu einem Ausnahmshelden gemacht hat. Zu sehr „Ausnahme" — leider . . .

„Wenn die französische Jugend Ihrem Ruf Folge leistet, so wird das eine große Heilshoffnung sein. Was uns getötet hat, das war die Gleichgiltigkeit in Bezug auf nationale Individualität. Götzendiener des Menschentums, haben wir vergessen, daß das Vaterland dessen Hauptstück ist. Kehren wir zu den Quellen zurück; sagen wir mit allen Stimmen — sagt es namentlich ihr, ihr Jünglinge, — daß von allen bürgerlichen Tugenden der Patriotismus die erste, die lebens-

wichtigste ist, und daß wir die Herzen zur Höhe möglicher Gefahren erheben müssen; daß, wenn wir an solchem Tage nicht zu den letzten Kraftanstrengungen entschlossen wären, der Egoismus niemanden retten würde; daß Frankreich dann nicht nur besiegt, sondern vernichtet wäre. Also denn, verbreiten, erwecken Sie überall die edlen Gefühle, die Sie beseelen, um unsere Fehler, um die unseligen Folgen unserer Schwäche wieder gut zu machen; um an die alten Traditionen wieder anzuknüpfen. — Dann können wir brüderlich an den übrigen Teil des Universums denken."

Diese zuletzt hingeworfene Phrase ist eine Perle. Zuerst massakriren und dann brüderlich denken — ans Universum, so ganz nebenbei. — Dennoch, so naiv sie klingt, diese Phrase enthält ein gutes Zeichen der Zeit. Einige hundert Jahre früher würden wir in einer patriotischen Ansprache solchen Worten gewiß nicht begegnen. Dieselben bergen einen — wenn noch so leisen — Wiederhall der rings sich erhebenden neuen Ideen. Eine natürliche Gedankenverknüpfung hat diese im Geist des Schreibers wachgerufen. Er ist sich bewußt, daß gegen seine Stimme zahlreiche andere Stimmen laut werden könnten, die da von Universum und Brüderlichkeit reden, und er versäumt es nicht, diese allfälligen Einwendungen von vornherein mit einer geringschätzigen Erwähnung abzuthun. Man glaube nur ja nicht, daß er von dem Humanitätsschwindel nichts wisse — aber er zuckt die Achseln dazu! Seine Gesinnungsgenossen thun dasselbe, froh, daß ihr Wortführer die gegnerische Sache (die sie zumeist nicht kennen), die er aber gründlich zu verstehen scheint, da er deren Schlagworte anführt, so gehörig von vornherein entwaffnet hat. — Für den Verfasser des Briefes und seine Anhänger war demnach jener Schlußsatz eine wirksame Bekräftigung des vorher Gesagten; für uns aber, die wir die Sache vom historisch-kritischen Standpunkt untersuchen, enthält die feinsollende Abfertigung einen Beweis, daß das Vorangegangene nicht mehr als ein Selbstverständliches im Zeitbewußtsein ruhte; daß eine neue Anschauung — zwar noch nicht durchgedrungen, noch nicht

herrschend, aber doch schon ins Dasein getreten war. Daß solche Ideenkeime mit ein paar Fußtritten vernichtet werden können, das glaubte wohl noch die große Masse der „Überlieferungs"-Festhalter; wir aber wissen — die Wenigen wußten es auch damals —, daß sich neue Anschauungen nicht niederschmähen und nicht niederhöhnen lassen.

Nachdem ich zwei patriotische Fanatiker aus Frankreich zitiert habe, so will ich nun auch zwei Gegenäußerungen aus demselben Lande anführen.

Hier eine Stelle aus „Les idées de Monsieur Rade" von Guy de Maupassant:

... Da sagte Einer aus der Gesellschaft: „Ich habe sehr wenig Patriotismus."

Allgemeines kühles Schweigen.

„Geben Sie mit mir zu," fährt Jener fort, „daß der Krieg eine grauenvolle Sache sei, daß dieser Abschlachtungsbrauch der Völker einen dauernden Zustand der Barbarei schafft, daß es empörend ist, während doch „das Leben" das einzig reelle Gut vorstellt, zu sehen, wie die Regierungen, deren Pflicht es ist, das Dasein ihrer Unterthanen zu schützen, alle möglichen Mittel zu deren Vernichtung anwenden? Ja — nicht wahr? Also, wenn der Krieg etwas Scheußliches ist — giebt der Patriotismus nicht die nährende Idee ab, welche den Krieg aufrecht hält? Wenn ein Räuber tötet, so hat er einen Grundgedanken: — stehlen. Wenn aber ein braver Mann einem anderen braven Mann, der vielleicht ein Familienvater, vielleicht ein großer Künstler ist, mit Bajonettenstößen die Augen aussticht — welcher Grundgedanke leitet ihn da?"

Die zweite Äußerung entnehme ich einem großen Dichter, welcher zwar im Feuer des Gesanges gar oft den patriotischen Ton angeschlagen, welcher aber als Denker ein dem kriegerischen Nationalitäten-Ideal überlegenes Menschheits-Ideal im Sinne führte:

„Das zukünftige Europa" — so sprach Victor Hugo anläßlich einer Preisverteilung — „wird ein Europa des

Friedens, der Arbeit, der Eintracht und des guten Willens sein. Es wird lernen und wissen. Es wird dem stolzen Ziele entgegengehen: der Mensch, welcher weiß, was er will, und will, was er kann. Wir verabscheuen das Gemetzel, welches in dem Kriege, das Blutgerüst, welches in dem Strafgesetz, die Hölle, welche im Dogma enthalten ist, aber unser Haß erstreckt sich nicht auf die Menschen, nicht auf den Soldaten, den Richter und den Priester. Jenen, die uns den Krieg bieten, bieten wir den Frieden; Jene wollen unsere Seelen verfinstern, wir wollen die ihren erhellen. Unsere ganze Rache ist das Licht." — „Ich bin nicht Franzose," sagte Victor Hugo bei einer anderen Gelegenheit, „nicht Europäer: — je suis humain."

Dieser Begriff des „Menschentums" in seiner höheren Einheit war es eben, zu dem sich die Allgemeinheit noch nicht aufgeschwungen hatte. „Liebe deinen Nächsten wie dich selber" war zwar im Buchstaben giltig, erlosch aber im Geiste an dem nächstgelegenen, mit den Landesfarben angestrichenen Schlagbaum. Der Begriff „Eigenart" hingegen nahm im Geiste der Zeit einen erhabenen Rang ein und genoß eine gewissermaßen andächtige Verehrung. Erst die Einsicht, daß das Eigenartige auch etwas einst Gewordenes ist, vermindert das Mißtrauen gegen das gegenwärtig Werdende. Im gleichen Maße also, als die Entwicklungslehre um sich griff, trat die scheue Anbetung und blinde Bewunderung für das vermeintlich „Ursprüngliche" zurück. Wie wenig zu jenen Zeiten der Evolutionismus noch in die Massen gedrungen war, das wissen Sie; es muß Sie daher nicht Wunder nehmen, daß auf allen Gebieten der Begriff „Grenze" als Direktive diente. Und nicht nur Grenzen — Abgründe und Klüfte wähnte man zwischen den als verschieden erkannten Klassen und Ordnungen zu sehen. Eine Kluft zwischen Wilden und Zivilisierten, — zwischen Mensch und Thier; — dann mehr oder minder kleine Klüftchen zwischen näher stehenden Arten — so z. B. unüberbrückbare, oder doch nicht überbrückt werden sollende Abgründchen zwischen Lateinern und Slaven, oder Semiten und Germanen. Die

Entdeckung einer wahrnehmbaren Verschiedenheit genügte schon, um zwei Dingen eine von Ursprung her bestehende Trennung anzudichten, in welcher zu verharren als Verdienst galt.

Aber Thatsachen sind den allgemeinen Anschauungen stets um ein Stück voraus. Die im unaufhaltsamen Gang der Entwicklung eintretenden Umwandlungen, Verschmelzungen, Neubildungen richten sich nicht nach den allgemein verbreiteten Ideen; diese sind es, die erst viel später, nach zähem Widerstande, der Wirklichkeit sich anzupassen pflegen. Im faktischen Leben des damaligen Europa sehen wir zur Friedenszeit den Kosmopolitismus schon als Thatsache walten und als Gesinnung noch verpönt sein. Durch den kommerziellen und intellektuellen Verkehr der Nationen, durch ihre auf allen Gebieten verbundenen Interessen, durch den immer lebhafter werdenden Austausch ihrer materiellen und geistigen Güter ward die ursprüngliche Eigenart immer mehr verwischt und es bildete sich ein komplizierterer Typus, d. h. also ein Typus höherer Ordnung, heran, der jedoch noch nicht erkannt und benannt war. Die äußeren Merkmale nationaler Verschiedenheit — Trachten, Tänze, Gebräuche — schwanden stetig dahin. In den höheren Schichten der Gesellschaft konnte man denselben nicht mehr begegnen — ausgenommen etwa bei Hoffesten, wo z. B. russische oder ungarische Landestracht vorgeschrieben war —; und nur noch in entlegenen Dörfern wurde an der nationalen Kleidung festgehalten. Aber auch da begann sie auszusterben, trotz der ästhetischen Wehrufe, die dabei ausgestoßen wurden: „Schade, schade um die malerische Tracht!“ Aber keine Klage der Welt hat jemals etwas Absterbendes am Leben zu erhalten vermocht. Auch hätte keiner von jenen, die das Verschwinden der Nationaltrachten bejammerten, eine solche angelegt, um — etwa am Brunnen eines besuchten Badeorts — als Schotte, Tyroler oder Moskowiter einherzuwandeln. Und das Merkmal, welches in der Kleidung der äußeren Person verschwunden war, sollte in der Gestaltung der inneren erhalten bleiben — es sollte jeder seine nationale Seelentracht bewahren? Das war noch weniger möglich. So wie die

Nationalkostüme auf Theatervorstellungen und Maskenfeste verwiesen waren, so erhielten sich die geistigen Landestrachten nur noch in den Artikeln der Parteiblätter, den Reden politischer Klubs und den Lehrbüchern der Schule. Draußen jedoch, im wirklichen Leben, wo die Gebildeten aller Länder fremde Sprachen erlernten, fremde Kunstwerke genossen; wo durch die häufigen Geschäfts- und Vergnügungsreisen das Fremde zum Bekannten wurde, so daß das Wort „ausländisch" den Sinn von „fremd" überhaupt nicht mehr deckte; — da konnte der starre Vaterlandssinn, nämlich jene Voreingenommenheit, die dem Heimatlichen in jeder Richtung den ersten Rang zuschreibt, nicht mehr gedeihen und ein neuer Sinn des Weltbürgertums mußte langsam entstehen und war auch schon in Tausenden von solchen entstanden, die sich dessen nicht bewußt waren und noch immer vermeinten, unverfälschte Patrioten zu sein. So mögen einst — noch weiter, viel weiter in der Erdgeschichte zurück — schon einige zu Amphibien gewordene Fischabkömmlinge, die auf das Festland Ferienreisen unternahmen, geglaubt haben, sie seien noch urwüchsige Fische; mitunter prahlten sie wohl auch mit ihren altererbten Kiemen, gar nicht bemerkend, daß sich dieselben schon langsam in Lungen umzubilden begannen — Kiemen waren ja ihre „nationale Eigenart" . . .

II.

Der Jugendunterricht.

Ehe ich in meinen Vorträgen fortfahre, muß ich noch die Gründe betonen, die mich bewogen haben, die bezeichnete Epoche zum Gegenstande unseres Studiums zu wählen. Ich weiß ganz gut, daß Sie mir den Vorwurf machen können, ich hätte mir da eine ereignislose und — man könnte fast sagen — charakterlose Zeit ausgesucht, welche weder kulturelle Umwälzungen, noch irgendwelche besonders markierte Züge aufzuweisen hat. Entweder hätte ich weiter zurückgreifen sollen, — zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts z. B., wo in der großen französischen Revolution eine alte Gesellschaftsform zusammenbrach; oder aber weiter vorwärts, in eine Zeit, wo jene großartigen Ereignisse — die ich hier nicht näher bezeichnen darf — dasjenige erfüllt hatten, was damals erst als Furcht und Hoffnung vereinzelten Geistern vorschwebte, und wo die damals schon überlebten, aber noch existierenden Zustände schon endgiltig verschwunden waren. Aber ich gehe von der Ansicht aus, daß es lehrreicher und interessanter ist, die sogenannten „Übergangsperioden" zu studieren, in welchen sich die künftigen Ereignisse langsam, aber doch fühlbar vorbereiten — lehrreicher, als das rasche Abspielen dieser Ereignisse selber zum Gegenstand dramatisch bewegter Schilderungen zu machen. Und für uns, die wir wissen, welchen Verlauf die nachherigen Kämpfe genommen haben, und wissen, wie bald und vollständig

die meisten damals herrschenden Einrichtungen und Ideen neuen — teils angebahnten, teils ganz ungeahnten — Einrichtungen und Ideen Platz gemacht haben; für uns ist es doppelt interessant, uns in jene Epoche zurückzuversetzen, wo so vieles dem nahen Untergang Geweihtes noch so weitverbreitet und scheinbar festgewurzelt dastand ... Haben Sie beobachtet, wie, im Monat April, manche Bäume, die an allen Zweigen schwellende Knöspchen tragen, noch mit dem dürren Laub des Vorjahres dicht behangen sind? Von einiger Entfernung gesehen, zeigt eine Gruppe solcher Bäume Farbe und Charakter des Herbstes; zahlreicher, größer, auffälliger als die jungen Triebe sind die welken Blätter und daher sind es diese, die dem Landschaftsbilde den Stempel verleihen. Ebenso in der Geschichte: die Epoche, welcher unser Kursus gilt, war so ein herbstlich belaubter April; betrachten wir also jenes Bild, wie es sich den Zeitgenossen bot — ehe es von den tosenden Frühlingsstürmen gänzlich verwandelt worden —, und vergessen wir dabei nicht, daß der Charakter des Bildes auf einer Täuschung beruht, da er dem Charakter der Jahreszeit nicht entspricht: wenn wir die über das ganze damalige Europa ausgebreiteten veralteten Bräuche, Gesetze, Anschauungen betrachten, die mit ihrer gelben Fülle alle schüchternen grünen Sprößchen überdeckten, so lassen Sie uns dabei denken — Herbstlaub im April!

Mein heutiger Vortrag gilt einer besonders verdorrten Gattung jenes Blätterwerks, welche ein gar großes Gebiet durchraschelte: ich meine den Schulunterricht. — Ich habe mir Lehrbücher und Schulprogramme aus den 1880er Jahren hergeholt und wenn ich dieselben mit den gleichzeitig vorhandenen — nicht für die Jugend bestimmten — wissenschaftlichen Werken vergleiche, so tritt hieran die Herbstlaubtheorie am deutlichsten hervor. Nichts war zu welk und zu dürr, um offiziell gelehrt zu werden. Im grellsten Widerspruch zu den Ergebnissen des frischen geistigen Treibens der Gegenwart standen die aus grauer Vergangenheit überkommenen Lehren, welche dem jungen Geschlechte obligatorisch beigebracht wurden und welche von diesem,

sofern es auch lebendige Sproßkraft besaß, später erst wieder abgeschüttelt werden mußten.

Dieser Gegensatz erklärt sich leicht: die Forschung war frei, der Unterricht an behördliche Programme gebunden; die Beiden konnten daher nicht gleichen Schritt halten. Der Zwang schließt das Wachstum aus. Nicht nur die Entfaltung neuen Lebens hindert jegliche Routine, sondern, was schlimmer ist, sie hindert das Absterben des Hinfälligen und das Wegräumen des Abgestorbenen. Tote Sprachen, tote Dogmen, tote Mythen — das nahm auf jenen Programmen den größten Platz ein; für die Bewegung des modernen Wissens blieb gar kein Raum. Wollte man den Kulturzustand jener Zeit nur nach ihren Schulbüchern beurteilen, so könnte man von den frühlingssprossenden Geistestrieben, die doch schon so mächtig anschwellten, nicht den leisesten grünen Hauch entdecken. Das Gelehrte stand hinter dem Gewußten um hundert Jahre zurück. Nicht so sehr in Bezug auf die Thatsachen der exakten Wissenschaften — hier mußte den neueren Entdeckungen mitunter Rechnung getragen werden —, als in Bezug auf die diesen Thatsachen entspringenden Folgerungen. Der Geist des Unterrichts war noch gefesselter, noch altertümlicher als dessen Stoff. Während z. B. die Entwicklungslehre, welche allmälig alle Wissenszweige zu durchdringen begann, eine ganz neue Weltanschauung schuf, der sich die bedeutendsten Geister enthusiastisch anschlossen, ward diese Idee in den Schulen ganz totgeschwiegen. Dort ging die Theorie von dem Grundsatze aus, daß die Welt und alles, was in ihr enthalten ist, als fertige Schöpfung ins Leben getreten sei. Dieses Fertige mit Systemen, die sich ebenfalls als fertig hinstellten, zu erklären, war die Aufgabe der Schule. Dem Schüler ging niemals eine Ahnung davon auf, daß die Dinge, von welchen die Wissenschaften handeln — Erde, Sprache, Moral, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich — langsam entstandene, tausendfach umgewandelte und zu neuen Umwandlungen bestimmte Erscheinungen seien; und noch weniger dämmerte ihm der Verdacht, daß auch die Erkenntnis dieser Dinge eine noch unvollständige,

änderungsfähige und erweiterungsbedürftige sein könne . . . Das Fundamentdogma für den Lernenden war, daß es nichts Unbekanntes giebt — die Schule war der Born der Gewißheit; es handelte sich nur darum, recht fleißig zu schöpfen. Den ganzen Vorrat konnte ein Einzelner natürlich nicht in sich aufnehmen, aber jeder aus diesem allhältigen Born geholte Tropfen war ein Tropfen der Weisheit und Wahrheit. Unfehlbarkeit ist nämlich das Attribut, welches jede eingesetzte Macht für sich beansprucht, und so finden wir den Unfehlbarkeitston nicht nur in den päpstlichen Bullen und staatlichen Erlassen, sondern in jedem kleinsten, „zur Einführung in die Volksschulen genehmigten" „Leitfaden" angeschlagen. Die blödesten Fabeln, die von der zeitgenössischen Kritik längst als haltlos erkannten kindischsten Überlieferungen werden in apodiktischer, einen möglichen Zweifel gar nicht zulassender Weise vorgetragen, wie dieselbe eigentlich nur den mathematischen Lehrsätzen zukäme.

Besonders erbaulich erscheint es, wenn die gelehrten Wahrheiten je nach der politischen, nationalen oder religiösen Zugehörigkeit der betreffenden Gemeinde mit wechselndem Inhalt, aber in stets gleicher Sicherheitsform auftreten. Als Beleg hierfür kann ich Ihnen folgende Annoncé vorzeigen, die ich in einer damaligen Zeitschrift gefunden habe: „Realienbuch für Volksschulen von Rektor Karl A. K. Siebente verbesserte Auflage. Inhalt: Bilder aus der Geschichte. Naturlehre u. s. w. 1) Ausgabe für katholische Schulen. 2) Ausgabe für evangelische Schulen. 3) Ausgabe für Schulen beider Konfessionen." Von diesen drei Darstellungen mußten wenigstens zwei — vermutlich alle drei — falsch sein, und Falsches zu lehren, war also nicht nur erlaubt, sondern geboten. Dieser Gedanke erfüllt uns, die wir dem Sittengesetz der Wahrhaftigkeit unterstehen, mit Schaudern — mit dem gleichen Schaudern, welches die damalige Welt etwa vor Menschenfresserei und ähnlichen Wildheiten empfand. Aber daß es ein Verbrechen an dem erhabensten Gute der Menschheit, nämlich an der Erkenntnis, sei, etwas Ungewußtes als gewußt oder zwei sich gegenseitig aufhebende Dinge neben einander als wahr zu lehren, davon

mangelte dem damaligen Schulgewissen die Einsicht. Das Wort Laplaces: „Was wir wissen, ist wenig, was wir nicht wissen, ist unendlich", welches auf dem Giebelfeld späterer Universitäten eingegraben wurde, fand damals bei den Pädagogen noch ebenso wenig Anwendung wie bei den Theologen — beider Wahlspruch lautete: „Wir wissen alles."

Die Erkenntnis war ja eigentlich auch nicht der unmittelbare Zweck des öffentlichen Lernens. Was der Staat heranbilden wollte, waren Staatsdiener und nicht Weltweise. Die Tugenden, die sein Unterricht einpflanzen sollte, waren in erster Linie Bürgertugenden, und so geschah es, daß, wenn draußen in der freien Gemeinde des Forschertums neue Entdeckungen auftauchten und sich die Frage aufdrängte, ob dieselben in der Schule gelehrt werden sollten oder nicht, diese Frage nicht nach dem Maßstab der wissenschaftlichen Begründung der betreffenden Lehren, sondern nach demjenigen ihrer vermeintlichen Gefahr oder Nützlichkeit erwogen wurde. Ich habe Dokumente in Händen gehabt, aus welchen ersichtlich ist, daß in Deutschland einige hochverdiente Männer wegen einzelner im Lehrvortrage gemachter darwinistischer Äußerungen in Anklagezustand versetzt wurden, und daß ein Minister Falk in der Kammer gesagt habe, „man werde doch nicht von ihm denken, daß er jemals notorische Darwinisten in naturwissenschaftlichen Fächern der mittleren Unterrichtsanstalten anstellen werde!" Das ist ungefähr eine Wiederholung dessen, was drei Jahrhunderte früher der Kopernikanischen Lehre widerfuhr. Und so wie diese, trotz der anfänglichen Anfechtungen und Abwehrungen, endlich doch Eingang in die Schulen gefunden, so war der Entwicklungstheorie — gegen welche keine Scheiterhaufen mehr errichtet waren — ein gleiches und viel schneller zu erreichendes Resultat sichergestellt. Nie war es die offizielle, programmäßige Wissenschaft, sondern immer nur das außerhalb der Schulmauern frei betriebene Studium, welches neue Entdeckungen und große, weltumwälzende Anschauungen ins Leben förderte. Das Recht, der Jugend gelehrt zu werden, mußten diese Entdeckungen so langsam erkämpfen, daß sie erst

mehrere Generationen später von ihrem Range als erkannte Thatsachen zu dem Range eines autorisierten Lehrgegenstandes aufrücken konnten. Im Lauf der Dinge trat immer ein Zeitpunkt ein, wo der Stand der sich frei entwickelnden Wissenschaft das Niveau der festgebannten Schulgelehrsamkeit überschritten hatte, und dann mußte das zu eng gewordene Programm erweitert werden. Dies geschah immer nur nach Widerstand und mit Widerwillen. Wenn sich auch Geneigtheit zeigte, Neues aufzunehmen, so war man doch hartnäckig abgeneigt, Altes fallen zu lassen. Die Notwendigkeit, den modernen Sprachen einige Stunden einzuräumen, sah man wohl ein; aber die Zumutung, die alten Sprachen aufzugeben, erschien als Ketzerei; den neuen Disziplinen, welche von der sich immer mehr verzweigenden Naturkunde eingeführt wurden — wie Geologie, Paläontologie u. s. w. — sollte auch Platz geschafft werden, dabei aber kein Abschnitt der vorhandenen physikalischen und naturgeschichtlichen Lehrbücher verloren gehen; die Ereignisse der jüngsten Geschichte, die Ergebnisse der letzten geographischen Forschungsreisen sollten studiert, dafür aber keine Episode der punischen Kriege und kein Flüßchennamen des makedonischen Reiches vernachlässigt werden; kurz, das Wissen sollte nicht an Gehalt und Wert, sondern an Ausdehnung zunehmen; die Unterrichtsstunden wurden immer vermehrt, ebenso die Studienjahre, und die Kindheits- und Jugendzeit ward bald zur geplagtesten, gequältesten des Lebens: hundert körperliche und geistige Gebrechen zog die Überanstrengung nach sich — gekrümmte Rücken, schwächliche Lungen, kurzsichtige Augen, stumpfe Geister ... uns schaudert bei diesem Jammer! Wir können es kaum begreifen, daß die Zwangs- und Bevormundungsmethode, mit welcher der Staat nach so vielen Seiten hin seine hemmende Protektion ausübte, sich auch auf die den Kindern zu reichende Geistesnahrung erstreckte; daß er sich das Recht nahm, alle aufwachsenden Bürger einer geregelten Kopfmästung zu unterziehen. Kontrolle, Revision, hohe Genehmigung, Examen, Zensur, — und wie alle diese obrigkeitlichen Einschreitungen heißen, bei deren Nennung der Genius

der Freiheit unwillig die Achseln zuckt, — alles Dinge, von welchen sich das Privatleben, die Gewerbe, die Künste und die Wissenschaften schon so ziemlich emanzipiert hatten, in der Schule walteten sie noch mit uneingeschränkter Macht. Alle Kinder, die begabten, wie die unbegabten, die rüstigen, wie die schwachen, die Söhne der Bauern, wie die der Adeligen, die künftigen Gelehrten, wie die künftigen Kaufleute, alle mußten bis zu einer gewissen Klasse nach einer Schablone geformt werden. Von einer späteren Klasse an, wenn die Berufswahl schon getroffen war, trat wohl eine kleine Differenzierung des Unterrichts ein; mit der Trennung der Fakultäten trennten sich auch einige Disziplinen, aber die Abweichung war keine bedeutende: ob Einer Arzt, Priester, Philolog oder Jurist werden wollte, immer war die lateinische Sprache Hauptsache und sämtliche Beamtenlaufbahnen mußten auf Grundlage des römischen Rechts vorbereitet werden.

Sie können sich wohl vorstellen, meine geehrten Zuhörer, was das gesetzlich gebotene Festhalten an alten Lehrgegenständen und das praktisch nicht zu vermeidende Aufnehmen neuer Thatsachen zur Folge hatte: Überbürdung einerseits, Widerspruch andererseits; ganze Schuttberge von unnütz Gewordenem, ganze Schlachtfelder von einander bekämpfenden und sich gegenseitig vernichtenden Theorien. Gegen beide Gefahren wandte wohl die Natur des Schülers einen Schutz an: den Wust des Unnützen vergaß er, die einander widersprechenden Ideen verstand er nicht. Ohne diese beiden Hilfsmittel — Vergeßlichkeit, Verständnismangel — hätte jeder Jünglingskopf unfehlbar bersten müssen.

Von vielen Lehrgegenständen mußten die Anhänger der alten Programme selber zugeben, daß sie für das praktische Leben keinerlei Nutzen brächten und daß sie unmöglich im Gedächtnis behalten werden konnten, aber da hatte man ein Argument für die Zuträglichkeit dieser Studien bereit: — man nannte sie „Gymnastik des Geistes". Von dem Gelernten hatte man nichts brauchen können und es war auch fast nichts davon geblieben — einerlei: es hatte das Gedächtnis und den Ver-

stand geübt. Mag sein — aber was würde man zu einer Gymnastik des Magens sagen, welche darin bestünde, Sand und Kieselsteine zu verschlucken? Die Kau- und Verdauungswerkzeuge wären dabei vielleicht geübt worden, aber nichts wäre assimiliert, nichts hätte den Blutreichtum vermehrt, nichts dem Gaumen geschmeckt.

Der Widerspruch zwischen dem, was der Knabe in der Schule — namentlich in der Katechismusstunde — lernen mußte, und den Anschauungen, die in der Familie und der Welt herrschten, war damals schon ein ziemlich allgemein erkannter Widerspruch; weniger bemerkte man den Gegensatz, der sich innerhalb der Schule selber einstellte, wo in der einen Lektion dasjenige eingeschärft wurde, was in der nächsten wieder aufgehoben ward. Kaum hatte der Professor der Physik das Axiom von der Beharrlichkeit der Naturgesetze vorgetragen, so verkündete der Religionslehrer die Wunder der Bibel, und neben solchen auffallenden Widersprüchen hundert andere, minder schroffe, aber dennoch geistverwirrende, bei allen Gegenständen, welche, gleichzeitig gelehrt, verschiedenen Entwicklungsstufen der Wissenschaft angehörten. Während z. B. der Vortrag einer neueren Disziplin, wie die Geologie, die langsame Formation und stete Wandlung der Gebilde anschaulich machte, ging aus der Lehre der älter eingeführten Naturgeschichte die Vorstellung einer plötzlichen Schöpfung scharf abgegrenzter Formen hervor. Natürlich: jede neue Wissenschaft, wenn sie endlich den Eingang in die schwer zu erobernden Katheder gefunden, brachte den Geist ihrer Zeit mit, und die alteingesessenen Lehren ließen an dem Geiste der Zeit, wo *sie* schulfähig geworden, nichts ändern. Der unglückliche Student, der sich etwa befleißigte, aus jedem Gegenstande die daraus entspringende Anschauungsweise herauszusuchen und aufzufassen, mußte in ein solches Wirrsal von einander gegenseitig ausschließenden Ideen verfallen, daß ihm schließlich gar keine Idee aufrecht blieb und er zu dem einzigen Mittel griff, welches den Schulzweck erreichen half, nämlich — auswendig lernen. Das Endziel des ganzen Kursus war ja auch nur die Prüfung und diese konnte man sicher bestehen,

wenn man die Paragraphen der verschiedenen Lehrbücher gut memorirt hatte. Wenn es also eine geistige Fähigkeit gab, die durch den Schulunterricht gymnastisch geübt wurde, so war es das Gedächtnis, nicht aber die Vernunft. Aber auch das Gedächtnis hat seine Grenzen. Endlich wuchsen die Lehrgegenstände, die neu aufgenommen werden mußten, so riesig heran, daß eine tägliche Lernzeit von vierundzwanzig Stunden und ein Studienkursus von siebzig Jahren dem Schüler nicht mehr genügt hätten, um das Maturitätszeugnis zu erwerben. Da wurden denn von den alten Disziplinen nach und nach doch einige hinausgedrängt, oder wenigstens einigermaßen ihrer Weitläufigkeit entlastet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir heute bestellt wären, wenn das Prinzip von der Notwendigkeit, die toten Sprachen und ihre Litteraturen zu erlernen, sich aufrecht erhalten hätte, und wir nun Goethe, Shakespeare, Hugo, Leopardi, Puschkin — und wie alle diese alten Klassiker heißen — in der Ursprache studieren müßten; — dabei alle seit jener Zeit vorgefallenen kriegerischen und politischen Ereignisse mit derselben Detailtreue, mit welcher damals Geschichte vorgetragen wurde, auch jetzt noch behalten sollten und neben unseren gewöhnlichen Fächern, als da sind Soziologie, Evolutionsmoral, Stenographiekunde u. s. w., auch die früheren, schwerfälligen, längst überholten Dinge lernten. Sie ergänzen wohl das eben angewandte Undsoweiter, welches ich gebrauchen mußte, um nicht — meinem Programm entgegen — Wissenschaften zu nennen, welche in der Zeit, auf deren Sprachweise ich mich beschränke, noch ganz ungeahnt waren. So wie damals ein in altrömischem Geiste abgefaßter Kursus der Geschichte Roms nicht von der Elektrizitätslehre, von Nationalökonomie und monistischer Philosophie hätte handeln dürfen, ebensowenig darf ich der Wissenserrungenschaften erwähnen, welche die Signatur unserer gegenwärtigen Zeit abgeben.

Was ich hauptsächlich dem Schulunterricht jener Epoche zum Vorwurf mache, ist, daß er hinter dem Geiste seiner Zeit zurück war, und daß die naturgesetzlich gebotene Änderung der Programme immer auf so starren Widerstand stieß, auf

die Unerkenntnis der Notwendigkeit, daß der Entfaltung des Lehrwesens Spielraum gelassen werde. Hundert Jahre früher lastete auf Handel und Gewerbe dieselbe systematische Aufsicht, wie solche damals der offiziellen Jugenderziehung vorstand. „Die Regierung" — so zitirt Stuart Mill in seiner „Political Economy" — „entschied über die Personen, welche beschäftigt, die Artikel, welche angefertigt, das Material, welches gebraucht, die Procedur, welche befolgt werden, und die Eigenschaften, welche die Erzeugnisse besitzen mußten. Staatsbeamte zerbrachen die Webstühle und verbrannten die Waren, welche nicht dem Gesetz gemäß angefertigt worden. Verbesserungen waren ungesetzlich und Erfinder wurden mit Strafen belegt." Daß unter solchem Regime die Industrie nicht gedeihen konnte, war hundert Jahre später, nachdem die Gewerbefreiheit eingetreten, wohl Jedermann einleuchtend; daß aber genau dasselbe System, auf den Unterricht angewendet, — wo auch die Lehrer angestellt, die Methoden vorgeschrieben, das Lehrmaterial geprüft, die Neuerungen verdammt und die Neuerer entlassen wurden — fördernd wirken sollte, war noch immer das der ganzen Schulorganisation zu Grunde liegende Postulat.

Der Abstand, der zwischen dem Geiste des öffentlichen Unterrichts und demjenigen der hervorragenden wissenschaftlichen Autoren lag, läßt sich besonders deutlich an den Lehrbüchern der Geschichte ersehen, wie selbe in den Schulen und wie in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" im Umlauf waren. Während unter den letzteren die Buckle, Taine, Scherr, Hellwald, Tylor u. A. eine Geschichtskunde lieferten, die den Entwicklungsgang der menschlichen Geschichte unter den Einflüssen des Klimas und der Bodenverhältnisse, des industriellen Wettbewerbs, der Zunahme des Wissens u. s. w., nicht nur zu erzählen, sondern auch zu erklären suchten — brachten die offiziellen Geschichtsbücher immer noch ausschließlich Schlachtenberichte und Regentenchroniken, als ob das Schicksal der Völker einzig von den durchgemachten Kriegen und von den Thaten ihrer Herrscher abgehangen hätte. Wurde nebenbei doch vom Stand der Gewerbe und Künste, von bedeutenden Bauten u. s. w.

berichtet, so ward dies gleichfalls in die Fürstenbiographien eingereiht. Da hieß es z. B.:

„Als Sesostris nach neunjähriger Kriegführung mit reicher Beute und einer Unzahl von Gefangenen in seine Staaten zurückkehrte, ließ er jene an der Assainierung und Verschönerung Egyptens arbeiten. Er erbaute Städte und ließ Straßen anlegen, damit die Bewohner während der Überschwemmungen miteinander verkehren konnten. Die Denkmäler, die er erhob, sind zahllos. Er erbaute — oder beendete — den großen Tempel Phtah in Memphis, das Ramasseum in Theben, die herrlichen Bauten von Karnak, die Obelisken von Luxor und die beiden in den Fels gegrabenen Tempel von Ibsambul."

Noch fleißiger war Semiramis, welche, nachdem sie sich im neununterjochten Babylon niedergelassen, daselbst nachstehende Arbeiten verrichtet hat:

„Die Stadt wurde mit einer 480 Stadien langen Mauer umgeben, die so breit war, daß sechs Wagen nebeneinander darauf fahren konnten. Nachdem die ersten Arbeiten vollendet, wählte die Königin den Platz, wo der Euphrat am schmälsten war, und warf eine fünf Stadien lange Brücke darüber. Dann ließ sie an jede Seite des Flusses einen Kai bauen, dessen Mauern ebenso breit waren, wie diejenigen der Stadt und an beiden Enden der Brücke ließ sie zwei thurmflankierte und mit dreifachen Ringmauern umgebene Schlösser sich erheben. Semiramis (so erzählt Diodoros weiter) vollbrachte noch eine andere wundervolle Arbeit. Sie grub ein riesiges Becken, in welches der Fluß abgelenkt wurde; während er dorthin floß, beeilte sie sich, in dem trocken gelegten Bette eine Gallerie zu bauen, welche von einem jener Schlösser zum andern führte. Dieser Bau ward in sieben Tagen vollendet und als dann der Fluß wieder in sein Bett zurückgelenkt worden, konnte die Königin trockenen Fußes von einem Schloß in das andere gelangen. Endlich erbaute sie in der Mitte der Stadt den Baaltempel. Nachdem Babylon so verschönert worden und der Bevölkerung im Falle eines plötzlichen Überfalles ein sicheres Asyl bot, ging Semiramis die aufständigen Meder unterwerfen und

die Stadt Ecbatan gründen, welche sie mit Wasser versorgte, indem sie in den Berg Oront einen 43 Meter tiefen Kanal graben ließ, der in einen jenseits des Berges liegenden See mündete. Von da ging sie nach Persien, dann nach Armenien, wo sie beim See Van die Stadt Arcisso erbaute, hierauf unterjochte sie Egypten und Ethiopien . . . "

In der antiken Welt bestand die Geschichtsschreibung überhaupt aus nichts anderem, als den glorifizirenden Erzählungen von Herrscherthaten; und so zeigte dieselbe noch ganz deutlich ihren Ursprung: nämlich die um das Lagerfeuer der Wilden gemachten Erzählungen von den Jagd- und Kriegserfolgen des Häuptlings — Erzählungen, welche, wenn der gegenwärtige Tag kein Abenteuer bot, sich auf die Erlebnisse eines verstorbenen Häuplings bezogen und, indem sie von Mund zu Mund weitergingen, immer an Großartigkeit und Wunderbarkeit zunahmen. Als die Schrift erfunden ward, ward dieselbe benützt, um die Thaten der Könige mit Hieroglyphen und Keilzeichen in Stein zu graben, später mit Buchstaben auf Pergament zu schreiben und endlich mit Druckerschwärze in Büchern zu vervielfältigen — der Geist blieb derselbe: in den Schulen des neunzehnten Jahrhunderts wurden die wilden Lagerfeuergeschichten weiter erzählt. Immer fuhr man fort, die aus tausend verschiedenen Gründen und Einflüssen erstehenden Kulturzustände dem Willen und der Thätigkeit einzelner Regenten zuzuschreiben und nur als nebensächlich, hinter den kriegerischen Erfolgen einhergehend, zu erwähnen. Von Karl dem Großen lese ich in einem der Jugend von 1880 bestimmten Buche:

„ . . . Denn gerade die Sorge für Kultur macht den blutigen Eroberer Karl ganz besonders ehrwürdig: er eroberte, um einer barbarischen Welt die wahre Religion, Gesittung, Nationaleinheit und blühenden Wohlstand zu geben. Die Klöster gestaltete er so um, daß von ihnen nicht nur das Licht des Glaubens, sondern namentlich die Förderung der Wissenschaften ausging. An seinem eigenen Hofe stiftete er eine gelehrte Gesellschaft. Noch als Mann lernte er schreiben, er, der Sieger in Schlachten, und versuchte sich in Erlernung der

Sprachen. Vorzügliche Liebe wandte Karl der Förderung und Ausbildung der deutschen Sprache und Litteratur zu. Mit Denkmälern der kirchlichen und weltlichen Baukunst schmückte er den deutschen Boden. Ebenso versuchte Karl, das schwarze Meer und die Nordsee zu verbinden, durch einen Kanal, der die Donau mit dem Main verbände. Blieb es auch nur ein Versuch, so zeigte es doch die Größe und Weite seiner Gedanken; eine lange Reihe heilsamster Staatsanstalten führte er durch . . ."

Ist das nicht derselbe Stil, in welchem bei den Alten die Thaten der Sesostris und Semiramis verkündet wurden? Alles, was unter einer langen Regierung geschehen, alle Fortschritte der Erkenntnis, alle Erfolge der arbeitenden und handeltreibenden Klassen, die Werke der Architekten und Ingenieure, der Gelehrten und Künstler — alles war nur vom Könige besorgt, in der Muße, die er zwischen zwei Kriegen fand. „Sprache und Litteratur entwickelte er" — der erst als Mann anfing schreiben zu lernen. — Und wie herablassend von ihm, „dem Sieger in Schlachten," sich eine so demütige Kunst, wie die Schreiberei, aneignen zu wollen!

Eine solche kindische, dem wahren Vorgang der Dinge so widersprechende Darstellungsweise erscheint uns heute als das Zeugnis einer unglaublichen Rohheit des historischen Urteilsvermögens. Auch damals fanden sich schon gar Viele durch eine so antiwissenschaftliche Methode verletzt, und der Drang, die Kulturgeschichte, wie selbe der Wahrheit entspricht, dem öffentlichen Unterricht einzuverleiben, machte sich allenthalben fühlbar. Aber die Routine, der Zopf, der Pedantismus, der Schlendrian — oder wie alle die Formen heißen, welche das Naturgesetz der Trägheit annimmt, wenn es in Rektorsköpfen waltet — stemmten sich heftig gegen solche Neuerung. Dem schon einmal zitierten Artikel A. Duruys entnehme ich auch eine diesbezügliche Stelle:

„Die Geschichte des sozialen Lebens der Völker, ihrer Gebräuche und so weiter, ist jedenfalls ein Faktor, den man nicht ganz vernachlässigen soll; aber, was man auch thue, das Studium

der territorialen Gestaltung der Staaten durch den Krieg, durch die Diplomatie und durch das Genie ihrer großen Männer wird immer die Grundlage und den Hauptanziehungspunkt des öffentlichen Geschichtsunterrichtes bleiben."

Ein zweiter auffälliger Zug damaliger Geschichtskunde war das zähe Festhalten an Anekdotenkram. Wenn man den historischen Klatsch betrachtet, der da die unerheblichsten Ereignisse, die gehaltlosesten Aussprüche, die sämtlichen Liebes-, Heirats- und Mordgeschichten aus dem Privatleben der Fürsten kolportiert, so steht dies in gar nichts dem verpönten Klatsch altweiberischer Kaffeegesellschaften nach. Verleumdet und gelogen, erfunden und leichtgläubig wiederholt ward in beiden Klatschkategorien — der historischen, wie der strickstrumpflichen — in gleichem Maße; der Unterschied war nur der, daß die Frau-Basen ihre Mitteilungen auf die in nahen Kreisen lebenden Bekannten beschränkten, während die Professoren den Schülern erzählten, was Cyrus mit seinem Großpapa gesprochen; was der schmutzige Diogenes dem Alexander sagte; wie am Hofe Eduard III. eine Dame ihr Strumpfband verlor; wie Wilhelm Tell — der vielleicht niemals existiert hat — so geschickt einen Apfel abgeschossen; wie viel Maitressen von Ludwig XV. und wie viel Günstlinge von der großen Katharina beglückt worden; wie viel Eier der brave Schweppermann zu essen bekam; wie — wenn schon von Eiern die Rede ist — Christoph Columbus das seine auf den Tisch stellte; wie Karl V. des Malers Pinsel vom Boden aufhob; wie durch Heiraten dieses oder jenes Königs mit dieser oder jener Prinzessin das Land um eine als Mitgift gebrachte Provinz bereichert wurde; schließlich wie Haß und Neid und Herrschsucht die verschiedenen Thronkandidaten bewog, Verschwörungen anzuzetteln, um sich gegenseitig mittels Ränken oder, wenn's nicht anders ging, mittels Dolch und Gift zu stürzen.

Ein dritter Zug der Historiographie war der platte Schmeichelgeist, die kriechende Bewunderung vor der Macht, mit welcher die Lebensgeschichten siegreicher Regenten erzählt wurden. Auch ein Erbstück aus barbarischen Zeiten und wilden

Ländern. unter den Fidschis hielt noch damals der ungefesselte Mann still, um sich den Kopf abschlagen zu lassen, wenn es hieß, daß dies des Königs Wille sei. Wenn nun freilich auch Lehrer und Schüler nicht mehr so still gehalten hätten, wäre Ähnliches über sie dekretiert worden, so zögerten sie doch nicht, die kopfabschlagenden Fürsten der Vergangenheit mit den Titeln „der Große", „der Weise", „der Gütige" zu bedenken und die Berichte ihrer Grausamkeiten mit ehrfurchtsvoller Anerkennung zu wiederholen. Schlagen wir nochmals in dem vorhin angeführten Geschichtsbuche nach:

„Als Karl im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens den Thron bestiegen — dies die Worte seines Enkels Neithard —, sei er jedem Zeitgenossen an jeglicher Weisheit und menschlicher Tugend überlegen gewesen, Allen gleich liebenswürdig und schrecklich, Allen gleich bewundernswert . . ." Nun wird weiter erzählt, wie dieser Karl gegen die Sachsen zog und „alles Land bis zur Weser mit Feuer und Schwert verwüstete", wie er zu Orheim die betäubten Völkerschaften unter den härtesten Bedingungen den Eid der Unterwerfung schwören ließ: . . . „Jeder Sachse, der seine Toten nach altem Brauche verbrennen, sich der Taufe durch Flucht entziehen oder in den Fasten Fleisch essen würde, sollte hingerichtet werden. Die Todesstrafe setzte er ausdrücklich auf jedes Festhalten am Heidentum. Mit Strenge wurden die Zehenten eingetrieben, mit Strenge die Frohnarbeit am Bau der Kirchen, der Zwingburgen und der Verschanzungen gefordert. Ein vom Rhein gesandtes Hilfsheer zog die Trümmer der geschlagenen Sachsen an sich und machte einen Vertrag mit Wittekind. Aber Karl selbst brach den von seinen Heerführern eingegangenen Vertrag. Er überfiel mit ungeheurer Kriegsmacht die Sachsen und lud Edelinge und Freisassen vor sich. Viertausendfünfhundert erschienen; Karl ließ sie umringen und alle an einem Tage bei Verden an der Aller enthaupten."

Das war der mit „allen menschlichen Tugenden" geschmückte Kaiser, das war Carolus — magnus, Karl der Heilige.

Obiger Passus — der Verrat an den 4500 — steht auf Seite 95 unseres Buches, und auf Seite 99 sagt der Autor: „Das war ein Mann, das war ein König, wie er sein soll!"

In dieser Nebeneinanderstellung von Bericht und Urteil liegt das Empörende, nicht so sehr im Bericht selber. Der unparteiische Forschungsgeist braucht vor der Aufdeckung stattgehabter Greuel nicht zurückzuweichen, da dieselben das richtige Bild der betreffenden Epoche liefern; aber neben den Thatsachen des barbarischen Zeitalters auch die derselben Zeit entsprechende Auffassung hinzuzufügen, das ist das Unverantwortliche und Fortschrittswidrige an dieser Methode. Wenn ein europäischer Reisender erzählt, was er unter den Kannibalen gesehen, so wird dies belehrend sein; aber er braucht der Beschreibung eines den Göttern zu Ehren veranstalteten Festessens aus Menschenfleisch nicht in Kannibalenton hinzuzufügen: Das schmeckt! Das freut die Götter! Ebenso hätte der Zeitreisende des neunzehnten Jahrhunderts, wenn er die entfernten Gebiete vergangener Jahrhunderte explorierte, sich des Fehlers enthalten sollen, in seinen Kommentaren den Geist und die Gesinnungen wiederzugeben, in welchen die alten Chroniken verfaßt waren. Nicht daß das entgegengesetzte Verfahren notwendig gewesen wäre, nämlich jede aus barbarischer Zeit erzählte That vom Standpunkte der vorgeschrittenen Humanität zu betrachten und zu tadeln. Dadurch wäre gleichfalls ein verzerrtes Urteil entstanden, denn die Anschauungen und Begriffe, kraft welcher jene Thaten verdammenswert erscheinen, waren zur Zeit, als diese verübt wurden, noch gar nicht vorhanden. Der Maßstab von Pflicht und Ehre hat sich stetig verändert und es ist eine Ungerechtigkeit, einen später erlangten Maßstab an frühere Handlungen anzulegen. „Ach hüten wir uns" — sagt ein damaliger Autor, Melchior de Vogüe, sehr richtig — „hüten wir uns, Geschichte von jenem kindischen Standpunkte zu schreiben, als wäre das menschliche Gewissen ein unwandelbares, ewig gleiche Aspekte zeigendes Gebiet; nein, dasselbe ist so wenig, wie alle anderen Dinge,

dem unaufhörlichen Wandel der Jahrhunderte entgangen. Wenn wir diese Wahrheit nicht erkennen, so wird uns alles unbegreiflich und empörend erscheinen in den Annalen der Vergangenheit und wir werden jenes strahlende Gesetz des Fortschritts nicht wahrnehmen, welches beständig das verfeinerte Gewissen der Menschheit zu größerer Gerechtigkeit erhebt."

Es wirkt also ebenso verwirrend, wenn man vom ethischen Gesichtspunkt einer vorgerückteren Zeit die Zustände und Charaktere vergangener Jahrhunderte betrachtet, wie wenn man den im damaligen Schulunterricht viel häufigeren Fehler begeht, die barbarischen Thaten einer entrückten Vorzeit in barbarischem Tone zu erzählen. Die absolute Gleichgiltigkeit, welche das Attribut der Wissenschaftlichkeit ist, muß auch dem Vortrag der Geschichte eigen sein.

Aber die Enthaltung von lobenden und tadelnden Randglossen thut's nicht allein. Auch die trockene Wiederholung von in alten Chroniken gehäuften Thatsachen zieht eine irreleitende moralische Bedeutung nach sich. Das bloße Erzählen gewisser Begebenheiten, auch ohne Kommentar, setzt stillschweigend die Wichtigkeit oder die Bewunderungswürdigkeit dieser Thatsachen voraus — denn warum würden sie sonst überhaupt erzählt werden? Gelernt werden müssen, noch dazu? Und dieses Lernen als nützlich und bildend gelten? Unwillkürlich, auch wenn er nicht dazu aufgefordert wird, zollt der Schüler eine gewisse Ehrerbietung denjenigen Thatsachen, die so bedeutend waren, daß sie aus entfernter Vergangenheit bis zu ihm gelangen konnten, daß sie „geschichtlich" geworden, ein Begriff, der ihm als der Gipfelpunkt der Wichtigkeit erscheint. Neben dem Respekt vor den Personen, die dieses „Geschichtliche" geleistet haben, — und meistens sind es rohe Gewaltthaten, die da erzählt worden —, erwacht in ihm der ehrgeizige Wunsch, auch solches leisten zu können. Oder, wenn er sich dazu auch nicht fähig fühlt und einsieht, daß in jetziger Zeit zu gewissen Großthaten keine Gelegenheit geboten ist, so stellt sich doch für das Erzählte ein Gefühl des moralischen Beifalls auf zwingend logische Weise von selber ein. Die Kinder sind

überhaupt meist logischer in ihren unbewußten Schlüssen, als die Unterweiser es in ihren mechanischen Vorträgen sind; denn sie horchen mit der ganzen frischen Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf, während jene oft nur gedankenlos wiederholen, was die Routine vorschreibt. Logisch wäre es von Seiten der Geschichtslehrer gewesen, wenn sie gewisse aus der Vorzeit überkommene Berichte, welche im Lichte der jeweiligen Anschauung unerheblich oder sogar verletzend erschienen — nicht etwa kritisiert, sondern einfach aus dem Unterricht gestrichen hätten. Die ausführlichen, sich endlos wiederholenden Berichterstattungen über die Einzelheiten der Schlachten, über die Greelthaten machthabender Helden mochten wohl zu einer Zeit am Platze sein, wo es überhaupt nichts Höheres und nichts Interessanteres gab, als die kriegerischen Ereignisse; wo keiner anderen Erzählung mit gleicher Spannung gelauscht wurde, wo auch die Dichterleier nichts Anderes zu besingen fand, als Waffenthaten und Siege; aber solches paßte nicht mehr in ein Zeitalter, wo der Krieg zu einem bedauerlichen Ausnahmszustand geworden war und wo auf den Feldern der Künste und der Wissenschaften schon viel schönere Lorbeeren blühten, als auf dem sogenannten „Feld der Ehre".

In dieser Methode lag eine auffällige Verherrlichung der Barbarei und wirkte daher als künstliche Erweckung des durch die Kultur schon abgeschwächten, aber im Kinde noch immer schlummernden Grausamkeitstriebes. Diese demoralisierende Gefahr des Unterrichts übersah man ganz und gar, obwohl in anderer Richtung das Wort Sittlichkeit stets salbungsvoll im Munde geführt wurde. Mit allergrößter Strenge wachte man darüber, daß die Schuljugend ja nichts von dem Walten der Natur erfahre, welches der Fortpflanzung des Lebens vorsteht, am allerwenigsten von den damit verbundenen Erscheinungen von Wonnegefühlen; — aber von den vielfachen Arten, wie das Leben unter Qual und Schmerz vernichtet wird, davon konnte man ihr nicht genug erzählen und kein Detail der Grausamkeitswollust war zu raffiniert, um nicht die Kampfberichte der Vorzeit schmücken zu dürfen. Daß hierin

eine Unmoralität verborgen lag, eine gewiß entmenschendere, als diejenige auf dem als „tierisch" verpönten erotischen Gebiete, davon hatte die damalige Zeit noch kein Bewußtsein. Alles, was zum sexuellen Leben gehört, wurde als entwürdigend — als dem Borstenvieh zukommend — erklärt und jede Anspielung darauf sorgsam aus den Jugendbüchern entfernt; dabei übersah man, daß die Akte roher Mordlust eigentlich den Raubtieren zukommen. „Pornographie" nannte man die Schilderungen aus der ersten Kategorie — aber *Tigrographie* könnte man füglich nennen, was im Geschichtskursus der Jugend eifrig beigebracht wurde.

Ich will hier einige Beispiele des tigrographischen Stils anführen. Daß dabei Ihr Schamgefühl der Milde — eine damals noch ungekannte Regung — durch manche Ausdrücke verletzt werden wird, darauf muß ich Sie gefaßt machen; Ihr ganzes Menschlichkeitsgefühl — was wir *jetzt menschlich nennen* — wird sich empören, wenn Sie hören, was dazumal den jungen Menschenkindern ohne Verschleierung und in unzähligen Wiederholungen vorgetragen wurde; ahnungslos, daß dadurch eine Verrohung des Gemütes, ein Zerknicken jener Blüte bewirkt wurde, deren Samen man andererseits durch Ermahnungen zur Nächstenliebe in die Herzen gesäet hatte. Denn darin liegt das Widersprechende, das Anstößige an der Sache, daß die tigrographischen Vorträge *neben* der Lehre: „Liebet eure Feinde!" einherging und daß man, wie es scheint, gar kein Bewußtsein davon hatte, daß die beiden Systeme einander aufhoben. Überwinden Sie also gefälligst die Gefühle des Abscheus und des Ekels, welche die folgenden Anführungen aus den Schulbüchern unserer Ahnen Ihrem feiner und zarter gewordenen Gemüt — jene würden statt „fein" und „zart" vermutlich „schwach" und „verweichlicht" gesagt haben; wir aber sagen: Ihrem *menschlicher* gewordenen Gemüt — einflößen werden, und hören Sie zu:

„Es war im Jahre 1020 vor Christo, daß ein Häuptling, Namens Bel-Kat-Jrasin, in Ninive die neue Königsdynastie gründete. Während anderthalb Jahrhunderten blieb dieselbe

ruhmlos. Die Eroberungen fangen erst wieder gegen 889 mit Touklat-Adar II. an, welcher durch seine Grausamkeit und seine Siege berühmt wurde. „Er stellte auf Pfählen die Leichen seiner Feinde aus," besagte eine Inschrift. Sein Sohn Assur-Nazir-Habal (882) greift Armenien an. „Die Einwohner," so lautet eine in seinem Namen verfaßte Eingrabung, „zogen sich auf die Berggipfel zurück, damit ich sie nicht erreichen könne. In drei Tagen erklomm ich das Gebirge und ihre Leichen bedeckten die Abhänge wie die Blätter der Bäume." — Da eine Revolte hinter ihm ausbricht, kehrt er um. Die Aufrührer flehen um Gnade, aber er ist unerbittlich. „Ich tötete von je Zwei Einen; den Rädelsführern ließ ich die Haut abziehen und bedeckte eine Mauer mit ihren Häuten. Einige wurden lebendig eingemauert, andere in meiner Gegenwart gekreuzigt und aufgespießt. Ich ließ ihre Köpfe in Form von Kronen aufhäufen und ihre durchbohrten Leichname in Form von Kränzen aneinanderreihen. Zwischen Trümmern erhellt sich mein Angesicht; in der Stillung meines Zornes finde ich meine Lust." Auf einer anderen, in Ninive vorgefundenen langen Inschrift prahlt König Senecherib mit folgenden Großthaten: „In jenem Lande habe ich vierunddreißig große und eine Unzahl kleine Städte belagert und eingenommen; ich brannte sie zu Asche und ließ den Rauch ihres Brandes zum Himmel steigen, wie den Rauch eines einzigen Opfers." Eine Verschwörung aller südlichen Völker führte blutige Kämpfe herbei, deren letzter, den ein fürchterliches Gemetzel begleitete, dem Fürsten die Thore Babylons öffnete. „Auf dem Boden schwammen, wie in einem Strome, die Waffen und das Sattelzeug im Blute meiner Feinde, denn die Kriegswagen hatten ihre Leiber zerquetscht. Von den Toten machte ich Trophäen, den Lebenden schnitt ich die Hände ab. Die Stadt und ihre Tempel schlug ich nieder, von den Dächern bis zu den Grundmauern, und füllte den Kanal mit ihren Trümmern aus."

Vermutlich übertreibt der gute König. Wie groß auch seine Macht und Heldenhaftigkeit gewesen, so viel wird er

eine Unmoralität verborgen lag, eine gewiß entmenschendere, als diejenige auf dem als „tierisch“ verpönten erotischen Gebiete, davon hatte die damalige Zeit noch kein Bewußtsein. Alles, was zum sexuellen Leben gehört, wurde als entwürdigend — als dem Borstenvieh zukommend — erklärt und jede Anspielung darauf sorgsam aus den Jugendbüchern entfernt; dabei übersah man, daß die Akte roher Mordlust eigentlich den Raubtieren zukommen. „Pornographie“ nannte man die Schilderungen aus der ersten Kategorie — aber Tigrographie könnte man füglich nennen, was im Geschichtskursus der Jugend eifrig beigebracht wurde.

Ich will hier einige Beispiele des tigrographischen Stils anführen. Daß dabei Ihr Schamgefühl der Milde — eine damals noch ungekannte Regung — durch manche Ausdrücke verletzt werden wird, darauf muß ich Sie gefaßt machen; Ihr ganzes Menschlichkeitsgefühl — was wir jetzt menschlich nennen — wird sich empören, wenn Sie hören, was dazumal den jungen Menschenkindern ohne Verschleierung und in unzähligen Wiederholungen vorgetragen wurde; ahnungslos, daß dadurch eine Verrohung des Gemütes, ein Zerknicken jener Blüte bewirkt wurde, deren Samen man andererseits durch Ermahnungen zur Nächstenliebe in die Herzen gesäet hatte. Denn darin liegt das Widersprechende, das Anstößige an der Sache, daß die tigrographischen Vorträge neben der Lehre: „Liebet eure Feinde!“ einherging und daß man, wie es scheint, gar kein Bewußtsein davon hatte, daß die beiden Systeme einander aufhoben. Überwinden Sie also gefälligst die Gefühle des Abscheus und des Ekels, welche die folgenden Anführungen aus den Schulbüchern unserer Ahnen Ihrem feiner und zarter gewordenen Gemüt — jene würden statt „fein“ und „zart“ vermutlich „schwach“ und „verweichlicht“ gesagt haben; wir aber sagen: Ihrem menschlicher gewordenen Gemüt — einflößen werden, und hören Sie zu:

„Es war im Jahre 1020 vor Christo, daß ein Häuptling, Namens Bel-Kat-Jrasin, in Ninive die neue Königsdynastie gründete. Während anderthalb Jahrhunderten blieb dieselbe

doch nicht geleistet haben. Aber wenn er diese Worte geäußert oder sein schmeichelnder Biograph ihm dieselben in den Mund gelegt, so zeigt dies, wie das zu assyrischen Zeiten dem Volke zur Bewunderung vorgesteckte Ideal beschaffen war. Aber was soll uns die Thatsache zeigen, daß über zweitausend Jahre später die Schüler europäischer Gymnasien diese Legenden noch auswendig lernen mußten? Wie wichtig und wie belehrend war es doch, zu wissen, daß jener berühmte König Touklat-Adar II. hieß — ja nicht zu verwechseln mit Touklat-Adar dem Ersten —; daß jener Assur-Nazir-Habal, der sich aus Kadavern Kränze flocht, den Thron im Jahre 882 — nicht etwa 83 — bestiegen hat, und daß jener Andere, der sich mit Händeabschneiden die Zeit vertrieb, den Namen Senecherib führte? Geschah dies nur, um die Rohheit der alten Zeit vor Augen zu führen und sie mit der sanften Gesittung der Gegenwart zu vergleichen? Nein; denn die Detailmalerei des Greuels zog sich durch die ganze Geschichte fort, berichtete in gleich stolzem Prahlertone von den Dragonaden Ludwigs XIV. oder den Hekatomben eines Napoleon I. In dem schon öfter zitierten Buche: „Vaterländische Geschichte für die deutsche Jugend" werden des Kaisers Rothbart Thaten in folgendem Stile erzählt:

... „Jetzt ließ er die Leichname der Erschlagenen und faules Aas in den Brunnen werfen — aber auch dies hielt den rasenden Durst der Belagerten nicht zurück ..."

... „Ausgemergelt, leichenhafte Gerippe, zogen die Besiegten aus der Stadt, wie aus dem Grabe hervor, und wandten sich nach Mailand. Ein Teil blieb in der Hauptkirche zurück, den Einzug des Königs zu erwarten. Dieser ließ die Stadt plündern und zu Ruinen ausbrennen. Denen von Pavia ließ er die Freude, die Türme und Mauern, die den Flammen widerstanden hatten, zu brechen und zu zerstören. Von dem Schutt Tortonas hinweg eilte der König im Triumph nach Pavia, der königlich gesinnten Stadt. Die Straßen waren mit Teppichen geschmückt, weiß gekleidete Jungfrauen zogen dem König entgegen und streuten Blumen;

die Schönsten der männlichen Jugend, die Priester, die Magistrate der Stadt, in festlichem Anzuge und Jubelhymnen singend, begrüßten den König als Triumphator. Die Krone auf dem Haupte, zeigte sich Friedrich am Jubilate-Sonntag in der Kirche des heiligen Michael dem Volke und drei Tage lang dauerten die Freudenfeste."

Und ein paar Seiten weiter:

„Er riß vom mailändischen Gebiete ohne Scheu die Stadt Monza und zwei Grafschaften ab und belehnte damit einen seiner Feldobersten, Gozwin. Der kaiserliche Kanzler Reinald erklärte, die Hauptpunkte des vom Kaiser beschworenen Vertrages mit Mailand gelten nichts mehr, sie seien durch die nachherigen Beschlüsse des Tages von Roncaglia aufgehoben. Dem mit Mailand verbündeten und in den Vertrag mit eingeschlossenen Cremona schickte der Kaiser den Befehl, es solle selbst seine Mauern schleifen und die Graben ausfüllen ... Nach immerwährendem Wechsel des Sieges auf beiden Seiten, nach schrecklichen Verlusten an Menschenleben im Lager hüben und drüben, ergab sich endlich Mailand zu Ende des März 1162, ausgehungert, der Gnade des Kaisers. Fest und kalt wie ein Fels blieb der Rothbart gegen alle Bitten. Mailand verschwand, wie der Kaiser geschworen hatte, vom Angesicht der Erde: monatelang zerstörten sie daran mit Flammen und Brecheisen ..."

Und über das Ende dieses „großen" Herrschers sagt sein Biograph:

... „Die Erkältung in dem kalten Gewässer übergab ihn einem schnellen Tode. Nach wenigen Worten an die ihn wie vernichtet umstehenden Freunde und Genossen seiner Thaten schloß er für immer die Augen am 10. Juni 1190 im neunundsechzigsten Jahre seiner großen Laufbahn. Als sein Sohn, in dessen Hand die Hand des Sterbenden ruhte, fühlte, daß das Gehäus des gewaltigen Geistes kalt war, da erhob sich ein ungeheures Wehklagen um die große Heldentugend, die jetzt aus der Welt hinweggegangen. Vier Tage lang beklagten sie den größten unter den Fürsten der Erde."

Sie werden mir vielleicht einwenden, daß der Zweck der Belehrung das Mittel der Greuelberichte heilige. Aber Belehrung um jeden Preis war es ja nicht, was der Unterricht zu bieten verpflichtet war, denn gar Vieles, was ebenfalls geschehen und auf die Nachwelt gekommen war, blieb der Jugend verschwiegen, da man es für „bedenklich", „anstößig", „unsittlich" erachtete und die reinen Gemüter mit derlei nicht vergiftet werden durften. Die Feste der Venus in Griechenland, oder der Dienst der chaldäischen Mylitta, Göttin der Fruchtbarkeit, waren ja auch historische Thatsachen und man hätte sie in ihren Einzelheiten beschreiben können — aber dagegen legte die Tugend der Keuschheit strenge Verwahrung ein. Jene Tugend aber, die heute unser veredeltes Geschlecht als ihre menschlichste Tugend hochhält, die ich nicht beim Namen nennen darf, weil die Sprache, auf die ich mich beschränke, keinen Namen dafür hatte — eine Tugend, die über Grausamkeit viel peinlicher erröthet, als die damalige Keuschheit über Unzucht, die sogar in dem Worte „Grausamkeit" etwas ebenso Anstößiges findet, als jenen in dem Worte Unzucht lag — diese Tugend war damals noch nicht geboren. Unsere Ahnen aus dem neunzehnten Jahrhundert empfanden noch ebensowenig Abscheu vor „glorreicher" Menschenschinderei, als ihre um ein paar tausend Jahre entrückten Vorfahren sich vor dem schmackhaften Brauche der Menschenfresserei entsetzten. Ausdrücke wie: „die ganze Bevölkerung über die Klinge springen lassen", „Städte einäschern", „Länder verwüsten", reihen sich in den Siegeschroniken der Eroberer wie die Perlen aneinander, und diese Perlendiademe waren es, mit welchen die Geschichtsschreiber jener Zeiten die Häupter ihrer Helden schmückten.

Weit mehr noch, als die Philosophie, welche sich einst offen die „ancilla" der Theologie benannte, mußte die Geschichte Magddienste verrichten. Während alle anderen Disziplinen ihre Ketten schon abgeschüttelt hatten und unter ihnen die Losung galt: „die Wissenschaft ist frei," gab sich die Geschichte noch lange dazu her, ihrem Herrn, dem Staat, und ihrer Herrin, der Kirche, die Schleppe zu tragen: — sie mußte dazu dienen,

Gesinnungen zu formen. Physik, Geographie, Astronomie u. dgl. können nur Erkenntnisse geben, während Geschichte je nach dem Ton ihres Vortrags, sich dazu benützen läßt, sogenannte Grundsätze beizubringen. Wie viele Prozente Hydrogen und Oxygen im Wasser enthalten sind, wie die Bergspitzen der Cordilleren heißen, wie viele Meilen die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt, das mußte wohl in allen Schulen gleich gelehrt werden und beeinflußte auch nicht den Schüler in seiner Eigenschaft als zukünftigen Staatsbürger; aber die Ereignisse der Geschichte wurden an jedem Orte nach den dort herrschenden politischen und konfessionellen Gesichtspunkten — also an jedem Orte anders — erzählt und der eigentliche Zweck dieses Unterrichts war weniger die Kenntnis der mitgeteilten Thatsachen, als die Beibringung der mittels dieser Thatsachen demonstrierten Prinzipien. Loyalität, Vaterlandseifer, Gläubigkeit waren es in erster Linie, die da erlangt werden sollten; das objektive Wissen war hier nur Mittel, nicht Zweck. Und neben der Allwichtigkeit oder gar Heiligkeit des Zweckes kommt ja bekanntlich ein wenig Fälschung der Mittel nicht in Betracht. Da der Staat es übernommen hatte, die Kinder zu unterrichten, so benützte er die Gelegenheit, sie auch zu erziehen; natürlich suchte die absolutistische Regierung, sich sklavisch gesinnte, die monarchische — loyal gesinnte, und die republikanische — demokratische Bürger heranzubilden. Da ein solches Resultat weder durch chemische Experimente, noch durch arithmetische Figuren, noch durch geographische Karten erlangt werden kann, so mußte die Geschichte dazu herhalten, den Beweis zu liefern, daß die wünschenswerteste, vielmehr die alleinberechtigte, Regierungsform diejenige des Absolutismus, beziehungsweise der konstitutionellen Monarchie oder der Republik sei. Ferner mußte mit Hilfe der historischen Studien der patriotische Stolz genährt, die Kriegslust geweckt und der Rassenhaß geschürt werden. Alles dies ließ sich durch eine geringe Verdeckung der Thatsachen und, wo dies nicht zulässig war, durch die verschiedene Beleuchtung derselben leicht erreichen. Dem Theologen bot kein anderer Gegenstand aus dem Schulprogramm Gelegenheit, seine in der Kate-

chismusstunde vorgebrachten Lehren zu veranschaulichen und so wurde an der Hand der Geschichte darzuthun versucht, daß der Gang der Ereignisse nur im Hinblick auf den Triumph der jeweilig vertretenen Konfession sich abgewickelt hat. Hier war ein ergiebiges Feld für die Hinweise auf das Walten der Vorsehung, für die immer bereite Erklärung der göttlichen Weisheitsabsichten; — die ganze Historie diente sozusagen als Schema für die Bewegungen des „Fingers Gottes". Dieser Finger wurde stets als damit beschäftigt dargestellt, alles so zu lenken, wie es zu den Zwecken und Ansichten des betreffenden Historiographen am besten paßte. So waren z. B. die Niederlagen im Kriege als Strafen geschickt, wenn sie den Feind, und als heilsame Prüfung, wenn sie den Freund trafen.

Ein sehr charakteristisches Muster geistlich-historischen Stils kann ich Ihnen in folgender Stelle einer mir vorliegenden alten Schrift bieten, betitelt „Weckstimmen" und Mai 1886 datirt: „Nach der Sündflut gründeten die Menschen die Stadt Babel und wollten einen Thurm bauen, dessen Spitze hoch zum Himmel emporrage, damit er, weithin sichtbar, als Mittelpunkt ihrer Einheit diene. Gott störte das freche Beginnen, verwirrte die Sprache des einen und einzigen Volkes, schied es in verschiedene Stämme nach den Söhnen Noahs und zwang sie, über die Erde sich auszubreiten. Diese Sprachverwirrung und Scheidung war zugleich ein Werk der göttlichen Vorsehung, damit die Menschheit nicht abermals durch Üppigkeit verfalle, oder durch Tyrannei sich aufreibe. In Völker getrennt, konnte sie sich erhalten und zur Kultur voranschreiten. Gerade die Verschiedenheit der Sprachen bewahrte den Völkern ihr nationales Leben, ihren Charakter und ihre Existenz. Mochte auch ein Volk im Laufe der Zeit zu Grunde gehen, so erhob sich wieder ein anderes zu außerordentlicher Größe, wie z. B. die alten Egypter, Assyrer, Griechen und Römer. Mögen auch ungläubige Menschen über die Sprachverwirrung zu Babel spötteln, die Weltgeschichte bestätigt die folgenschwere That der göttlichen Vorsehung."

In diesem Geiste wurde Geschichte in den Seminaren,

den Klosterschulen und — wenn auch minder grell — in den übrigen Schulen gelehrt. Wenn dieser Geist im Einklang gewesen wäre mit den Resultaten der anderweitig betriebenen Wissenschaften und mit dem allgemeinen Zeitbewußtsein, so wäre dagegen nichts einzuwenden und wir hätten einfach zu konstatieren, daß ein Jahrhundert, in welchem solche Schriften, wie die oben angeführte, ernsthaft genommen werden konnten, ein Jahrhundert der naivsten Unwissenheit war. Aber dem war nicht so. Die Ergebnisse, zu welchen die objektiv — nämlich ohne politische und konfessionelle Nebenzwecke — betriebenen Studien geführt hatten, waren ganz anderer Art. Da war man zu Ansichten und Einsichten gelangt, zu welchen die Geschichte — dort wo sie als „ancilla" auftreten mußte — in direktem Widerspruche stand. Während durch die Naturwissenschaften die Überzeugung von dem Walten unabänderlicher Gesetze gewonnen worden, ward dort alle Augenblicke auf das Wunder göttlicher Einmischung gewiesen. Hier die Erkenntnis, daß die Natur überall den kürzesten und „den Weg der geringsten Kraftanwendung" einschlägt, dort die vermeintliche Aufdeckung von der Vorsehung „verschlungenen Wegen". Hier die Einsicht, daß die schärfste Prüfung, das tausendfach wiederholte Experiment, die Erwägung aller Irrtumsmöglichkeiten notwendig ist, um zu einer festzustellenden Wahrheit zu gelangen, — dort die kritikloseste Annahme jeder von verdächtigen Zeugen erzählten und aus trüber Quelle überkommenen Märe. Hier die Erfahrung, daß die „unendlich Kleinen", die Infusorien, es sind, welche alles aufbauen und alles zerstören, daß überall das unmeßbar langsam Wirkende, durch unabsehbare Zeiträume sich Vorbereitende die jeweilige Gestaltung herbeiführt, — dort immer das Plötzliche, das fertig vom Himmel Herabfallende — wie z. B. die babylonischen Sprachen — und die sogenannte „Große-Männer-Theorie", welche die Schicksale aller Reiche und Völker von dem Genius einzelner Helden und Führer ablenkt. Hier durch die Geologie gelieferte Beweise, daß die Existenz der Erde auf viele Hundert — vielleicht auf Millionen — Jahrtausende sich beziffert, — dort die ruhige Behauptung, daß uns

Planet ungefähr sechstausend Jahre alt sei. Hier die astronomische Widerlegung des geozentrischen Irrtums, nämlich des Wahnes, daß die Erde den Mittelpunkt abgiebt, um welchen Sonne, Mond und Sterne kreisen, — dort, wenn auch nicht mehr in physikalischem, so doch in moralischem Sinne die geozentrische Anmaßung, welche die Geschichte der Erdbewohner von so ungeheurer Wichtigkeit erfüllt findet, daß ihr dieselbe den Ausdruck der „göttlichen Weltordnung" abgiebt. Hier sonnenbahnmessende Ausblicke in die schwindelnden Tiefen der Unendlichkeit, wonach die Erde als ein Atom, die Menschheit als ein Schwarm von Sekundengeschöpfen erscheint, und dort die kurzsichtige Beschränkung auf den eigenen engen Horizont und die lächerliche Überhebung, welche dem innerhalb dieses Kreischens sich abspielenden Mückentanz den Namen „Weltgeschichte" giebt.

Sie können, meine verehrten Zuhörer, wenn Sie über dieses Zurückbleiben der öffentlich vorgetragenen Geschichtswissenschaft nachdenken, hierin die Bestätigung einer allgemeinen Wahrheit finden. Es zeigt sich da wieder, daß jegliches Ding, welches zur Förderung eines außer ihm selber liegenden Zweckes benützt wird, in der eigenen Entfaltung gehemmt ist. So wie ein Baum, der in einem Spaliergang steht, seine Äste nicht nach allen Seiten strecken darf, wie sein natürliches Wachstum es ergäbe, sondern, der französischen Parkanlage dienend, die Zweige, aus welchen er sich sonst eine himmelanstrebende Krone gewölbt hatte, unter der Gartenscheere fallen lassen muß, ebenso muß eine Wissenschaft, die sich Staats- und Kirchenzwecken beugen soll, es dulden, daß die eigenen, ihrem Stamm entsprießenden Konsequenzen nach gegebenem Muster gestutzt werden.

Selbstverständlich führten die widerstreitenden Anschauungen, welche einerseits aus frei gesammelten Kenntnissen und andererseits aus programmäßig absolviertem Schulunterricht hervorgingen, schließlich zum Kampfe. Eltern, die nach vollendeter Schulerziehung ihren Geist durch selbständiges Studium fortentwickelt hatten, mußte der wohlfeile, umfangreiche Unter-

richt, der ihren Kindern von staatswegen erteilt ward, nicht länger als Wohlthat erscheinen, sondern ihnen vielmehr das peinliche Gefühl einflößen, daß der Geist ihrer Sprößlinge verkrüppelt werde; daß ihnen die neuesten und stolzesten Errungenschaften der Vernunft hartnäckig vorenthalten bleiben und auf Kosten ihrer leiblichen Gesundheit ihr armes Hirn mit einem Übermaß von Wust und Kram gefüllt wird, welchen abzuschütteln und loszuwerden ihnen ebenso viele Mannesjahre verderben wird, als es ihnen Jugendjahre gekostet hat, ihn sich anzueignen. Vielleicht nicht ganz so grell — aber manche Eltern, die ihre Kinder zur Schule schickten, mußten fühlen, was etwa ein Astronom fühlen würde, dessen Sohn die Astrologie, oder ein Chemiker, dessen Sohn die Alchimie studierte. Das Grausamste an der Sache war, daß der öffentliche Unterricht eine Art Zwangsmaßregel vorstellte, da die meisten Laufbahnen nur jenseits der kaudinischen Pässe der Gymnasien und Universitäten lagen. Natürlich mußte die Sehnsucht nach Befreiung, oder mindestens nach Reform, sich regen, und in der Körperschaft der Lehrer selber erschollen die Rufe nach größerer Lehrfreiheit vielleicht am lautesten — doch zumeist vergebens. Langsam begann auch in den Mittelklassen das Bedürfnis nach einer, der neuen Weltanschauung angepaßteren Jugenderziehung sich fühlbar zu machen und äußerte sich in den Bestrebungen der sogenannten „freien Gemeinden"; — aber solche Bestrebungen gaben nur Anlaß zu dem Angstruf der Konservativen: „Man will uns die Kindheit verderben — man will sie entchristlichen, entsittlichen!" ... und desto strenger verordneten die ministeriellen Erlasse, daß aus den Schulbibliotheken jedes Buch ausgemerzt werde, welches „in religiöser, sittlicher und patriotischer Hinsicht den geringsten Anstoß geben könnte". Dabei wurde dem Umstand wieder nicht im mindesten Rechnung getragen, daß die moralischen Anschauungen sich stetig entwickeln und umwandeln, daß daher der schulpolizeilich zu überwachende Tarif, nach welchem die ethischen Preise der Unterrichtsstoffe taxiert sind, unmöglich dem jeweiligen wirklichen Wert derselben entsprechen kann.

Was dem Bewußtsein einer Zeit als sittlich gilt, erscheint in einer späteren als barbarisch; was in der einen das höchste religiöse Ideal vorstellt, wird in einer nächsten als Wahnglaube verworfen. Da nun die Erkenntnis von der Wirklichkeit der Dinge, von deren ursächlichem und notwendigem Zusammenhang — mit einem Worte: die Wissenschaft — die einzige Quelle aller fortschreitenden Gesittung und aller sich Geltung schaffenden politischen und moralischen Systeme ist, so folgt, daß die Wissenschaft ganz freigegeben werden muß, wenn man will, daß die junge Generation ungehindert vorwärtsschreite, oder aber ganz geknebelt, wenn das überkommene System in jeder Richtung aufrechterhalten werden soll. Das erste Ideal war zu jener Zeit noch lange nicht erreicht, das zweite schon lange nicht mehr vorherrschend. Alte und moderne Weltanschauung — was man damals eben „modern" nannte und uns heute so primitiv erscheint — lagen auf allen Gebieten im Kampfe, nirgends heftiger, als auf dem Gebiete der Erziehung, denn diese ist es, welche über dasjenige entscheidet, was jedem Einzelwesen wie jedem Gemeinwesen das wichtigste Gut ist: — der Bestand in der Zukunft.

III.

Die Staatsformen.

Wenn die Menschen, welche im neunzehnten Jahrhundert lebten, in das Mittelalter zurückblickten, wie ihnen dasselbe durch die überkommenen Sagen und Chroniken, durch erhalten gebliebene Urkunden, Gebäude und Geräte erschien, so machten sie sich von jener Zeit ein einheitliches Bild, welches die Einen mit Bewunderung, die Andern mit Abscheu betrachteten, welches aber vermutlich weder hier noch dort der gewesenen Wirklichkeit in ihrer Kompliziertheit und Verschiedenheit genau entsprach. Die auffälligsten Züge und jene, von welchen am meisten berichtet worden war, bildeten eine gewisse, scharf ausgeprägte, in den Stein der Einbildungskraft gehauene Physiognomie, die schwerlich viel Porträtähnlichkeit mit dem lebenden Gesichte der vorgestellten Epoche besaß. Es sind nicht einmal immer die wichtigsten Eigenheiten einer Zeit, einer Sache, oder einer Person, deren sich die launenhafte Posaune des Rufs bemächtigt. Unter tausend gleich bemerkenswerten Dingen wird zufällig das eine von jemand bemerkt; hierdurch werden zahlreiche andere Leute, plötzlich aufmerksam geworden, geneigt, das selbe zu bemerken, und so wird das Ding scheinbar hervorragend. Was hat ein ausgetretener Pfad, der quer über die Wiese führt, in seiner Richtung vor den unzähligen anderen Linien voraus, die rechts und links daneben liegen? Ist er etwa der kürzeste Weg? Nein — denn er ist nicht einmal gerade, sondern geschlängelt. Sein ganzer Vorzug besteht darin, daß er einmal zufällig von

jemand zum erstenmal gegangen und von den hinterher Gehenden nachgetreten worden. Solche Pfade giebt es in der Geschichte, in den Heldenbiographien, auch in den Kunsturteilen — so gut wie auf den Wiesen. Nicht nur, daß man auf allen Stegen hintereinander hermarschiert, es wird auch auf allen Gebieten hintereinander hergeplappert. Die Leute holen sich ihre Kenntnisse über Zeiten und Länder nicht nach jenen Dingen, durch welche dieselben am richtigsten und umfassendsten charakterisiert werden, sondern nach solchen, die ihnen am häufigsten durch Erzählungen, Bilder, Lieder, Redensarten u. s. w. vorgeführt worden sind. Wer auf diese Art von einer Sache nur drei oder vier Merkmale erfahren hat, ist geneigt, sich daraus das ganze Bild zusammenzustellen. So war — zu unserm Ausgangspunkt zurückzukommen — das Mittelalter in den Augen der meisten Neunzehnhunderter weiter nichts als ein Rittergedicht mit minniglholden Frauengestalten auf Burgerkern; mit streitbaren Bischöfen und gotischen Dombauten, Giebelfenstern, fahrenden Schülern, dichtenden Schustern, Gretchentaschen und Schlitzärmeln; oder aber — in einer anderen Ideenreihe — humpenleerende Raubritter, ächzende Frohnknechte, brennende Hexen, straßendurchziehende Flagellanten und dörferverwüstende Söldnerhorden. Je nach der Liebe oder der Abneigung zur „guten, alten", oder zur „finstern, grauen" Zeit, nahm man die eine oder die andere Reihe deutlicher wahr; in keinem Falle aber konnte man sich in die Gesamtheit der vergangenen Zustände hineindenken. Von entfernten Ländern gilt dasselbe wie von entfernten Zeiten; überhaupt von Allem, was durch Unkenntnis dem Geist entrückt liegt. Ein Franzose, der sich vorstellte, daß man in Deutschland nur von Sauerkraut und Vergißmeinnicht lebe; ein naturwissenschaftlich Ungebildeter, der glaubte, daß der Darwinismus weiter nichts sei, als die einzige, von einem englischen Sonderling willkürlich aufgestellte Hypothese „der Mensch stammt vom Affen ab": — das waren alles Leute, die auf den breitgetretenen Pfaden einiger Schlagwörter wandelten, und dabei vermeinten, sie hätten einen Begriff von dem Gebiete, das dieser Pfad durchschnitt.

Wovor ich Sie also warnen wollte, meine verehrten Zuhörer, ist dieses: verfallen wir nicht auch in solche allzu bündige und ungenaue Beurteilung des Maschinenalters. Es haben leider auch unter uns nur zu viele Gemeinplätze über dieses Thema Umlauf, und wir sind gewohnt, teils mit großer Verachtung auf die Verworrenheit der damals herrschenden Anschauungen, teils mit einem gewissen bewundernden Neid auf die Romantik und die bunte Pracht verschiedener, seither entschwundener Zustände zurückzublicken. Da ist z. B. das Leben der Höfe und die Herrlichkeit der sogenannten „oberen Zehntausend". Auch unter uns giebt es Leute — so wie Jene, wenn sie an das Mittelalter dachten — die von diesen Dingen als von den Attributen einer schönen alten Zeit schwärmen; und andere, welche den ihre Vorfahren entwürdigenden Druck der Klassenherrschaft nicht genug bejammern können.

Lassen Sie uns nunmehr die gesellschaftliche Ordnung jener Epoche mit aller Ruhe und ohne Voreingenommenheit untersuchen, dabei allen unter uns kursierenden „breitgetretenen" Urteilen ausweichen und immer nur bemüht sein, wie es das Programm dieser Vorlesungen erheischt, die geschilderte Zeit in ihrem eigenen Geist zu erfassen, gestützt auf die Vergleichung der uns überkommenen, einander oft widersprechenden Dokumente. Denn auch in sozialen Dingen herrschte damals nichts weniger als ein einheitliches System, oder einheitliche Anschauung. Dieses Gebiet war sogar dasjenige, wo der Drang nach Umwälzung am gefährlichsten gährte.

Wir wissen nun, daß sich die Umwälzung vollzogen hat; wissen aber auch, daß es nicht nach den Programmen derjenigen geschehen ist, welche damals — sei es als Schriftsteller, als Volkstribunen oder als Dynamitarden — die Welt verbessern wollten. Der sogenannte Nihilismus, eine Giftblüte jener Zeit, strebte diese Verbesserung durch — Vernichtung an. Darüber im Unklaren, *wie* gerechtere und glücklichere Zustände für die Zukunft geschaffen werden sollten, sah er die nächstliegende Aufgabe darin, alles Bestehende — somit auch die gehäuften bestehenden Schäden — wegzufegen. Die Nihilisten nannten das:

tabula rasa machen. Nach dem Prinzip der großen Naturkataklysmen, welche alle Tiere und Pflanzen einer Periode vernichtete, um einer neuen Schöpfung Raum zu geben, wollten jene als eine Art Sintflut — zugleich ein rächendes Strafgericht — über die verderbten und hinfälligen sozialen Gebilde hinwegtosen, welche dann einer ganz anderen verjüngten und verschönten Welt Platz machen sollten . . . Aber so wie die Lehre von den plötzlichen Erdumwälzungen und Neuschöpfungen auf Unkenntnis beruhte, so war auch das analoge Sozialistenideal irrig und — wie alles Irrige — schädlich. Die Wahrheit ist, daß langsame und beständige Umänderungen es sind, welche in den Formationen der Erde, sowohl als in den Formationen der Staaten, im Lauf der Zeit solche gewaltige Verschiedenheit hervorbringen, daß es dem späteren Beobachter scheinen will, als müsse notwendigerweise zwischen zwei Perioden eine Katastrophe stattgefunden haben, während in Wirklichkeit die Fortbildung aus dem Kleinen zum Großen, dem Einfachen zum Komplizierten, dem Vereinzelten zum Ausgebreiteten, niemals unterbrochen, der Faden der Kontinuität niemals zerrissen worden ist. Die verschiedenen örtlichen kleinen Revolutiönchen, als da sind: Überschwemmungen, Vulkanausbrüche, Erdklüftungen, vermögen dem Gang der Erdgeschichte ebensowenig Einhalt zu thun, als ein Aufruhr da, ein Thronsturz hier, ein Feindesüberfall dort, den Entwicklungsgang der Kultur abschneiden konnte. Auf einem kleinen Gebiete hemmen oder beschleunigen, das ist alles, was die kleinen Aufstände allenfalls zu Stande bringen. Der geologischen Wissenschaft war es gelungen — schon zur Zeit, von der ich spreche — in den Schichtungen der Gesteine, in der Aufeinanderfolge der darin gefundenen Petrefacten, die ununterbrochene Reihe der Umbildungen zu konstatieren; auch die von modernem Geist erfüllten Historiker wußten in der Aufeinanderfolge der Kulturzustände solche ununterbrochene Reihen wahrzunehmen; auch diese sahen, daß die Ereignisse, so gewaltig und umstürzend sie in kleinem Umkreise erscheinen mochten, niemals den Gang zum Stillstand zu bringen vermochten; niemals eine plötzliche Vertilgung alles Alten,

eine „tabula rasa“ für die Neuschöpfung ganz verschiedener Typen erreichen konnten. Viel, viel leichter und klarer sogar in der Menschheitsgeschichte als in der Erdgeschichte läßt sich diese Ununterbrochenheit erkennen; da ja die erste nur wenige Jahrtausende zurückreicht, während die zweite viele Jahrmillionen alt sein mag. Dennoch mußte die Naturerkenntnis erst vorangehen, bis deren Methode auch auf die Erkenntnis der Geschichtserscheinungen angewendet werden konnte. Damals jedoch war noch auf keinem der beiden Gebiete die richtige Auffassung in den Volksgeist gedrungen, und so konnte jenes grauenvolle Phantom — das anarchistische Nihilistenprogramm — in den Köpfen entstehen; so konnte auch — um diesem Schreckgebilde zu wehren — das nicht minder grauenvolle Phantom des rückschrittlichen Absolutismus sich erheben; beide in der blinden Verkennung des die ganze Welt beherrschenden Gesetzes der stetigen und allmäligen Entfaltung.

Hieran sehen Sie es wieder einmal bestätigt, daß nur die Anbequemung an die in ihrer nimmerwankenden Ordnung erkannte Natur dem Menschen zur wohlthätigen Lenkung seiner Geschicke verhelfen kann. Auch wissen wir heute, daß die Abschaffung sozialer Übelstände, die Förderung des gesellschaftlichen Wohles, kurz alle sozialen Fortschritte, welche seit jener Zeit erreicht worden sind, nicht dem sogenannten Sozialismus — der ein politisches **System** war —, sondern der Soziologie — die eine politische Wissenschaft ist — ihre Verwirklichung verdanken. Damals jedoch, wo der Sozialismus unter dem Namen Sozialdemokratie, Kommunismus u. s. w. schon in vielen tausend Köpfen schwirrte und, in Bündnissen, Vereinen, Verschwörungen, Flugschriften, Aufhetzungen über ganz Europa verbreitet, einem unterirdischen Grollen glich, das ein nahes Erdbeben verkündete, und an einzelnen Stellen auch schon in Gestalt von Strikes und Arbeiteraufständen mit Straßenkampf und Mordbrennerscheinungen eruptiv hervorbrach; wo der Sozialismus also mit seinen mitunter unausführbaren Postulaten, seinen unklaren, ungestümen Vorstellungen die eine Hälfte der Welt in geplanten Aufruhr, die andere Hälfte in ängstlichen, durch

Ausnahmegesetze gewappneten Notwehrstand versetzte; da war die Soziologie — die Wissenschaft, welche bestimmt war, das Unklare zu klären, das Ungestüme zu beseitigen, unausführbare Wünsche durch naturgemäß erreichbare Ziele zu ersetzen — erst in ihren ersten Anfängen, und nur von einer geringen Anzahl von Geistern überhaupt als eine zu erlangende Wissenschaft anerkannt. Ich behalte mir vor, Ihnen später noch des weiteren auszuführen, auf welcher Stufe des Aufkeimens die seither so mächtig emporgeblühte, zur Grundlage aller unserer staatlichen Einrichtungen gewordene Kunde sich damals befand, und wie sich dieselbe zum Sozialismus verhält, dessen gerechtfertigte Ziele sie erlangen half, während sie dessen Gefahren abgewendet hat. Vorerst wollen wir Umschau unter den übrigen gesellschaftlichen Zuständen halten; denn es wäre einseitig, die sozialistische Bewegung, weil sie die folgenschwerste war, als das auffälligste und bezeichnendste Merkmal jener Zeit zu betrachten.

Ich habe mich vorhin wohl nicht richtig ausgedrückt, als ich die damalige Gesellschaft in zwei Hälften schied — eine, die den Aufruhr plante, die andere, die ihn fürchtete —; es gab noch dichtere Massen Solcher, die — gar nicht daran dachten. Die Gattung derer, „die nicht daran denken", ist überhaupt auf allen Gebieten stets die zahlreichste, und aus ihrer Mitte werden die gewissen Ballgäste rekrutiert, welche „auf einem Vulkan zu tanzen" pflegen. Auch unter Jenen, welche an eine Sache denken, welche dieselbe planen oder fürchten, giebt es noch Abstufungen: der Plan ist nur ein mehr oder minder schwaches thatenloses Bewußtsein, daß bei Gelegenheit — wenn die Andern anfangen — etwas zu unternehmen sein wird; und die Furcht ist auch nur ein öfter oder seltener mahnendes Erinnern, daß irgendwie — in weiter Ferne — etwas im Anzug sei; ein Erinnern, das sich schließlich mit der bekannten Phrase abschütteln läßt „Nach uns die Sintflut!"

Nehmen wir einmal eine Karte der alten Welt — was wir alte Welt nennen — zur Hand und lassen wir die verschiedenen Länder und Ländchen Europas und ihre Regierungs-

formen Revue passieren. Da giebt es ein autokratisches Reich; verschiedene mehr oder weniger konstitutionelle Monarchien und zwei Republiken. Diejenige Form, unter welcher wir zusammengehalten sind, und die ich, meinem Programm getreu, hier nicht nennen darf, war noch nirgends vertreten.

Trotz des großen Abstandes, der zwischen den obengenannten Staatssystemen im Prinzip enthalten ist, war der Unterschied in den öffentlichen Lebens- und Denkweisen der europäischen Länder doch kein so greller, als man meinen sollte. Derselbe Geist — der Zeitgeist nämlich —, der das ganze Gebiet durchstrich, glich die Gegensätze der Formen aus. Um diesem Geiste die nötigen Konzessionen zu machen, herrschte der Autokrat nicht despotisch und der Präsident der Republik regierte einigermaßen monarchisch. Zudem waren die Unterthanen aller Länder in politische Parteien geteilt, und bei genauer statistischer Untersuchung hätte sich vielleicht herausgestellt, daß verhältnismäßig im Zarenreiche gerade so viele republikanisch Denkende lebten, als es in der französischen Republik legitimistisch Gesinnte gab. So bestand über der Verschiedenheit der Systeme eine gewisse Einheitlichkeit der Anschauung, welche die Summe der vermischten Für- und Widermeinungen war. Das Überkommene, Altgewohnte, Angeerbte wirkte noch mächtig in den Geistern fort und erzeugte in allen Ländern — auch den republikanischen — die Ehrerbietung vor dem Gottesgnadentum und vor aller Tradition; das Neuauftauchende, nach Entfaltung und Besserung sich Sehnende drang aber ebenso mächtig in die Geister ein und erzeugte in allen Ländern — auch den autokratischen — die Begeisterung für Fortschritt und für Freiheit. Diese beiden Richtungen sehen wir nun in jener Zeit einander bekämpfen, neutralisieren und gegenseitig durchdringen. Die eine borgt von der anderen ihre Ideale, um die Feindin zu besänftigen, oder um den Unentschiedenen zu zeigen, daß sie eben so Gutes zu bieten habe wie jene. Der Autokrat giebt Freiheiten und verspricht den Fortschritt zu fördern; der Präsident der Republik umgiebt sich mit dem Nimbus der Gewalt und verspricht, an den Heiligtümern der Überlieferung nicht zu

rütteln. Die Extreme auf beiden Seiten — nämlich Tyrannei und Anarchie — werden als Schreckbilder angeführt, wenn eine Partei die andere herabzusetzen sucht; die Republikaner warnen vor den Greueln des Cäsarenwahnsinns und die Monarchisten warnen vor dem Wüten des ungezähmten Haufens, das ja, wie die Geschichte schon gezeigt, auch in Demagogenwahnsinn ausbrechen kann. Das Wort „ungezähmt" oder „ungebändigt", als Umschreibung für „frei" — ein von der rückschrittlichen Partei sehr häufig angewendetes Wort — enthält allerdings etwas Furchterregendes und wenn es sich um etwas Wildes handelt, z. B. um wütende Wölfe oder blutdürstige Tiger, auch berechtigte Furcht erregend. Darum war den Volksmassen gegenüber die Zähmungs- und Bändigungsmethode so lange die bessere, als diese Massen wirklich „roh und wild" waren, eine Bezeichnung, welche in den Anfängen der Kultur den zusammengerotteten Menschenhorden allerdings zukam. Da war das Zusammenhalten überhaupt nur durch das Gefühl der abergläubischen Furcht vor der Macht des Häuptlings ermöglicht, und in dieser Macht allein konnte der Einzelne vor den Gewaltthaten seines Nebenwilden Schutz suchen; aber so wie die Gesittung voranschritt, schritt in gleichem Maße die Berechtigung auf Freiheit vor. Wer es gelernt hat, seinen Weg selber zu gehen, ohne zu straucheln, ohne nach rechts und links die Nebengehenden zu stoßen und zu verletzen, der braucht die straffe Lenkung nicht mehr. Aber was nimmermehr mit der Befähigung, sich selber zu lenken, gleichen Schritt hielt, das war das Lockern der Zügel. Die Zügelhälter ließen sich hiezu nur sehr widerstrebend herbei und pflegten, bei den ersten Versuchen des Losreißens, nur desto fester anzuziehen und die Peitsche zu gebrauchen . . .

„Frei" — das Wort selber, heute unter uns so selbstverständlich, mit „lebend" beinahe synonym lautend, damals hatte es einen gar merkwürdigen Doppelklang. Die Einen schrieben es als Losung auf hochgeschwungene Banner und sahen darin ein stolzes Ideal, für das geschwärmt, gedichtet und gefochten wurde; Andere wieder — die von der Zügel-

führungspartei nämlich — faßten es immer nur in dem Sinne von zügellos, das heißt so viel als gefährlich und schlecht, auf. Auf die verschiedenen Dinge angewendet, welche sich nach und nach der Fesselung entwunden haben, durchlief das Wort stets eine Skala von Bedeutungen, mit Schimpf beginnend, mit Ruhm endend. Der Name „Freidenker" klang zu Anfang gleichbedeutend mit Frevler; bei dem Wort „freie Liebe" verhüllte wohl noch das ganze damalige Europa errötend sein Antlitz. Viele gab es, die den Begriff „frei" auf dem einen Gebiet im rühmlichen, auf dem andern jedoch im schimpflichen Sinne empfanden; die sich z. B. der Preßfreiheit freuten und den Freihandel verpönten; die sich von der Autorität der Kirche frei, aber derjenigen des Thrones unterthan erklärten — oder umgekehrt; die das Wort Emanzipation — Befreiung — mit Bezug auf die Sklaverei mit Beifall, mit Bezug auf die Frauenfrage mit Tadel gebrauchten; das Eigenschaftswort „liberal", das sich die Einen brüstend beilegten, galt in den Augen der politisch entgegengesetzten, nämlich klerikalen Partei, als ein höchst verdächtigendes Epitheton. Kurz, ein Jeder hatte für den Begriff Freiheit in Verbindung mit den gesellschaftlichen Zuständen, je nachdem er die letzteren verändert oder erhalten wünschte, die eine oder die andere Auffassung bereit. Nur eine ganz kleine Gruppe von Leuten gab es, welche „Freiheit" in jeder Richtung erreicht sehen wollten, diese wurden die Radikalen genannt und mit diesem Namen allein stellte sich bei den Meisten schon die Vorstellung von gemeingefährlichen, niedrigen Gesellen ein. Im Ganzen war es immer eine vornehmere, bequemere und tugendhafter erscheinende Sache, wenn man für die Fesseln, als wenn man für das Abschütteln derselben einstand. Denn als höchste Tugend galt seit jeher die Unterwerfung unter die jeweilig als höchste anerkannte Macht und die Widersetzung gegen die letztere ward überall am schwersten gestraft. Der Verrat an einem Freund hieß nur Verrat, der Verrat an einem Tyrannen war aber Hochverrat; der Raub an eines armen Nachbars Gut hieß nur Diebstahl, der Diebstahl eines Kirchengerätes war Sakrilegium. Indem ein

neues Gebot in Kraft tritt — so ungerecht, so unsinnig, so ruchlos dieses auch sei — wird gleichzeitig eine neue Tugend und ein neues Verbrechen ins Leben gerufen, nämlich die diesem Gebote erwiesene Achtung und der ihm gesetzte Widerstand. So kommt es, daß die Verteidiger bestehender Satzungen — auch wenn diese ein drückendes Joch darstellen — eine schönere und sanftere Rolle haben, voll süßer Tiraden und elegant ruhigen Geberdespiels, während die Anderen, die da an dem Joche schütteln, um sich und ihre Mitmenschen davon zu befreien, die sich bäumen und mit schmerzlichem Schluchzen um ihr Recht schreien, dagegen sehr nachteilig abstechen. In folgender Stelle eines unserer alten Klassiker (Victor Hugo „Les misérables") findet sich dieser Kontrast sehr schön ausgedrückt:

„. . . heulend, zerfetzt, mit gehobenem Knüttel, was wollen sie (die Revolutionslegionen) erlangen? Sie wollen das Ende der Unterdrückungen, das Ende des Schwertes, den Frieden für Alle, die Vernunft für Alle, die Edenisation der Welt . . . Und gegenüber diesen Männern — diesen grimmigen, ich gebe es zu — giebt es Andere — lächelnde, gestickte, bebänderte, vergoldete, besternte Andere in gelben Handschuhen, seidenen Strümpfen und lackierten Schuhen, die an sammtenen Tischen neben Marmorkaminen sitzen und sanft darauf bestehen, daß die Vergangenheit aufrecht erhalten werde, das Mittelalter und das Gottesgnadentum, der Fanatismus, die Unwissenheit, die Sklaverei, die Todesstrafe, der Krieg . . . Mit leiser Stimme und ausgesuchter Höflichkeit glorifizieren sie den Säbel, den Scheiterhaufen und das Blutgerüst. Was uns anbelangt, wenn wir die Wahl hätten zwischen den Barbaren der Zivilisation und den Zivilisierten der Barbarei, so würden wir für die ersteren entscheiden. Doch zum Glück: eine andere Wahl bleibt uns offen. Kein kopfüber zu machender Sprung ist nötig — weder nach vor- noch nach rückwärts. Weder Despotismus noch Terrorismus. Wir wollen den Fortschritt in sanft aufsteigender Bahn."

Dieses „wir wollen", welches damals schon von den Dich-

tern und Denkern gesprochen wurde, war leider noch nicht im Munde derjenigen, die den Gang der Dinge wirklich lenkten. Diese, welche einerseits die hinreißende Macht hatten, das Volk zum Aufruhr zu erheben, oder andererseits die effektive Gewalt besaßen, den Aufruhr niederzuhalten, die besaßen noch nicht die Kenntnis von den richtigen Mitteln, durch welche der „Fortschritt in sanft aufsteigender Bahn" zu erreichen ist und die Einen stürmten wild nach unerreichbaren Zielen, die Anderen warfen die Stürmer jäh in die Bande der Reaktion zurück.

Wenn die Welt trotzdem fortgeschritten ist, so geschah dies in Folge von außerhalb der menschlichen Willenslenkung wirkenden Ursachen. Die Natur ging ihre Wege, langsamen, unaufhaltsamen Schrittes, wie sie es schon seit vielen Tausenden von Jahren gethan, ehe der Mensch es erlernte, ihr — in Befolgung ihrer eigenen Gesetze — die Wege zu weisen und zu ebnen und ihren Schritten die gewollte Richtung zu geben.

Zwar waren dazumal gar viele Leute, die sich Politiker nannten, damit beschäftigt, Systeme aufzustellen, nach welchen ihrer Meinung nach die beste Staatsform zu erreichen, beziehungsweise zu konservieren sei; aber da es nicht die unumstößlichen, wissenschaftlich erkannten Thatsachen waren, auf welchen diese Systeme fußten, sondern persönliche Ansichten, eingewurzelte Gefühle, Wünsche und Leidenschaften, so hatten die Maßnahmen jener Politiker wohl Folgen — denn jede Ursache bringt Wirkungen hervor —, aber nicht die von ihren Urhebern bezweckten Folgen. Mit den Kräften des Dampfes, der Elektrizität u. s. w. wußten die Menschen des Maschinenzeitalters schon gar wohl umzugehen und erreichten damit auch die vorgesteckten Ziele; aber die Kräfte des Volkswillens, die Eigenschaften des vorhandenen Volkscharakters verstand man noch nicht zu berechnen, daher auch nicht handzuhaben.

Wenn Sie mich nun fragen, was aus diesem Widerstreit der Meinungen als vorwiegender Zustand hervortrat, ob der monarchisch-aristokratische, oder der republikanisch-demokratische, so wird die Antwort lauten: als Zustand herrschte entschie-

den das erstgenannte, als Richtung das letztgenannte Prinzip. Es war hier auch, wie in allem übrigen, „Herbstlaub im April“.

Sehen wir uns einmal in den Staaten des alten Europa um. Da war, um im Osten zu beginnen, das große Russenreich, über welchem das „Väterchen“ Zar selbstherrschend sein Szepter, um nicht zu sagen seine Knute, schwang. Daß hier die Aprilknospen in Gestalt von Dynamitbomben sprangen, war ein trauriges Zeichen der Zeit; aber desto herbstlicher raschelte es nachher von panslavistischen Kundgebungen, Judenausweisungen und Nihilistenprozessen, bei welchen eine verdächtigende Anzeige genügte, um ohne weitere Umstände ganze Züge von Verbannten nach Sibirien zu schaffen. — Da war das deutsche Land, erst seit kurzem geeinigt, das in einem förmlichen Jubelrausch dem Begriffe „Kaiser und Reich“ huldigte; da war Oesterreich, ein Konglomerat von miteinander fortwährend hadernden Nationalitäten, die nur das Eine Band — die dem Monarchen geweihte Treue — zusammenhielt; da war Italien, Spanien, Belgien, Großbritannien — doch wozu alle die Königreiche hernennen? Sie sind in der Geschichte genug bewandert, um zu wissen, daß das damalige Europa fast durchgängig monarchisch regiert wurde, daß nicht nur die alten Königreiche sich erhalten, sondern auch noch, in den östlichen Donauländern, neue, zu späterer Macht bestimmte, sich gebildet hatten, und daß die einzigen Republiken die Schweiz und — seit kurzem — Frankreich waren. Wie viele in dem letztgenannten Lande noch danach schmachteten, wieder einem legitimen König oder einem Nachfolger des „großen“ Napoleon gehorchen zu dürfen, das wissen Sie auch. Die Wiederherstellung alter, überwundener Zustände wurde von einer ebenso großen Anzahl von Gottesgnadentumfanatikern angestrebt, als von anderer Seite die Herbeischaffung einer neuen Fortschrittsära, in welcher alle Wurzeln der Vergangenheit ausgerottet wären, erzwungen werden wollte. Beides gleich unmögliche Dinge. Das historisch Gewordene hat zwar nicht, wie die Vergangenheitsanbeter behaupteten, ein Recht auf ewigen Be-

stand; es hat aber in vielen Teilen noch das Recht, ja die Notwendigkeit, so lange vorhanden zu sein, als es die Verkörperung noch vorhandener Ideen abgiebt. Es kann nicht plötzlich weggeblasen werden; es braucht, auch wenn es dem Untergang geweiht ist, beinahe ebenso lange Zeit um abzusterben, als es Zeit gebraucht hat, um sich zu entwickeln. Das Argument „Es ist immer so gewesen", welches von Konservativen so gern gebraucht wurde, um zu beweisen, daß es immer so bleiben müsse, war, auf soziale Zustände angewendet, falsch; aber ebenso falsch war das beliebte „Es muß ganz anders werden" der Gegner, wenn sie dasselbe gleich verwirklicht sehen wollten. Das ist, als stritten zwei zwölfjährige Knaben miteinander, der eine um das Recht, immer zu bleiben, was er seit jeher war: ein Kind; der andere, morgen schon das zu sein, was er zu werden hofft: ein Mann.

Historisch geworden und bis zu den ersten Anfängen des Menschengedenkens zurückgreifend, so stand das monarchische Prinzip freilich da. Die Verteidiger desselben konnten mit Fug und Recht sagen: „So ist es immer gewesen. Die Menschen haben immer Führer gebraucht, immer eine Macht, vor der sie sich beugen mußten; schon unter den Wilden hat sich immer ein Häuptling gefunden und nur unter dieser Bedingung hielt ein Stamm oder ein Volk zusammen." Wie kurz dieses „immer" war, wie es in die Kinderzeit der damals noch so jungen Menschengeschichte zurückgriff und daher keinen Beweisgrund enthielt, daß eine reifere Zukunft nach demselben Muster verlaufen müsse, davon machte man sich im allgemeinen noch keine Vorstellung. Dieses Zurückverweisen auf die Zustände der wilden und der patriarchalischen Zeiten, welches so gerne angewendet wurde, um die Ehrwürdigkeit oder naturgebotene Notwendigkeit einer Institution oder Idee zu begründen, uns dient es nicht mehr als ein Beleg von der Unerschütterlichkeit einer Sache und, statt es zu stärken, schwächt es vielmehr unser Vertrauen in deren Zukunft. Nur für Solche, die sich alle Dinge der Welt als stabil, als fertig aus Schöpferhand hervorgegangen vorstellen, hat das Argument des „Es ist immer

so gewesen" einen bürgschaftleistenden Wert; für Solche aber, die den Entwicklungs- und Umwandlungsbegriff zur Grundlage ihres Denkens gemacht haben, beweist die weitzurückreichende Filiation eines Dinges nur, daß dasselbe ein Rest von Formen ist, welche, wie alle Formen, verschwinden müssen, um neuen Gebilden Platz zu machen. Für die Stabilitätsanhänger erschien es demnach als eine sichere Begründung des monarchischen oder des religiösen Prinzips, daß sie dasselbe von allem Anfang her bei den ersten und gegenwärtig noch bei den wilden Menschen — in der Häuptlingsmacht und in der Götzenanbetung — bethätigt finden konnten; die so weit zurückverfolgten Prinzipien galten ihnen als Merkmale, sozusagen als Bestandteile des Typus „Mensch", und damit war bewiesen, daß die Menschheit auch in Zukunft dasjenige beibehalten solle und werde, was als zu ihrer Wesenheit gehörend erkannt worden. Die Transmutationsanhänger hingegen wußten, daß es überhaupt keine an unveränderliche Grundzüge gebundene Typen giebt. Auch sie sahen deutlich, daß die meisten gegenwärtigen Merkmale einer gewissen Spezies bis in graue Vorzeiten zurückreichen; aber sie blieben in dieser Zurückverfolgung nicht bei einer gewissen Epoche stehen, in welcher diese Spezies als fertig erschaffen vermutlich zum erstenmale aufgetreten wäre ... Sie verfolgten den Faden noch weiter und erkannten, daß auch diese Grundmerkmale von einem vorigen Zustand überkommen seien, dem der betreffende Typus noch nicht angehörte. Hier z. B. blickten sie weiter zurück, als diejenigen, welche die Unterwerfung unter einen Führer schon als ein Prinzip der ersten Nomadenmenschen erkannten, und fanden dieses selbe Prinzip schon im Heerdeninstinkt zusammengerotteter Tiergesellschaften ausgedrückt. Sie folgerten, daß das Merkmal also noch älter sei, als die Spezies; daß es daher nicht eine mit letzterer zugleich erschaffene und dieselbe für alle Zukunft bedingende Begleiterscheinung darstellt. Merkmale werden von einer Gattung in die andere hinübergenommen, oder es werden die alten abgestreift und neue erworben. Wenn einmal die ersteren ganz verschwunden und die letzteren ganz

deutlich hervorgetreten sind, so meint wohl der Stabilitätsgläubige, daß ihm zwei ganz verschiedene Typen gegenüberstehen, und nur der Transmutationsgläubige kann noch die ununterbrochene Abstufungslinie zwischen beiden verfolgen. In den meisten der damals schon leise schwankenden, aber noch stehenden Einrichtungen war die Filiation bis zur „Wildheit" noch sehr deutlich nachweisbar. Nirgends deutlicher, als in den beiden, einander unterstützenden Prinzipien des Königtums und Priestertums — in der Unterwerfung des zitternden Sklaven und der zitternden Vernunft. Letztere Erscheinung wollen wir jetzt beiseite lassen — dieselbe soll den Gegenstand einer nächstfolgenden Vorlesung abgeben —; unsere heutige Betrachtung gilt den politischen Aspekten des europäischen Maschinenalters, also bleiben wir bei dem Königtum und dessen direkter Abstammung von dem Häuptlingtum der wilden Stämme.

Von der Autorität eines Negerkönigs, auf dessen Wink jeder Unterthan bereit war, ohne Murren zu sterben, und bei dessen Bestattung Tausende von Sklaven hingerichtet werden mußten, bis zu dem Ansehen eines konstitutionellen Monarchen, dem nur Ein über das Gesetz erhobenes Recht vorbehalten geblieben — das Recht, zum Tode Verurteilte zu begnadigen — ist eine ununterbrochene Reihe, aber welche Abstufungen in dieser Reihe! Welche absteigende Skala! Zuerst nur mit der Stirn im Staube, später mit gebeugtem Knie, schließlich nur mit gelüftetem Hute anzureden; — zuerst hinter unnahbaren Palastmauern verborgen, dann nur unter dem Thronhimmel sichtbar, umgeben von einem Chor von Hofschranzen, später jedem Audienzbegehrenden zugänglich, auf Bürgerbällen sich zeigend, das Wachenheer nur mehr durch einen Flügeladjutanten vorgestellt; zuerst ein Halbgott, dann unumschränkter Gebieter über Gut und Leben seiner Unterthanen, endlich eine im Hintergrund des Konstitutionalismus aufgestellte Dekorativfigur: so sehen wir die Königlichkeit durch die Geschichte herabsteigen. Die der ursprünglichen Macht geweihte Ehrfurcht sehen wir zwar auch abnehmen, aber nicht in dem gleichen Maße als die Macht abgenommen hat. Und

Ausnahmegesetze gewappneten Notwehrstand versetzte; da war die Soziologie — die Wissenschaft, welche bestimmt war, das Unklare zu klären, das Ungestüme zu beseitigen, unausführbare Wünsche durch naturgemäß erreichbare Ziele zu ersetzen — erst in ihren ersten Anfängen, und nur von einer geringen Anzahl von Geistern überhaupt als eine zu erlangende Wissenschaft anerkannt. Ich behalte mir vor, Ihnen später noch des weiteren auszuführen, auf welcher Stufe des Aufkeimens die seither so mächtig emporgeblühte, zur Grundlage aller unserer staatlichen Einrichtungen gewordene Kunde sich damals befand, und wie sich dieselbe zum Sozialismus verhält, dessen gerechtfertigte Ziele sie erlangen half, während sie dessen Gefahren abgewendet hat. Vorerst wollen wir Umschau unter den übrigen gesellschaftlichen Zuständen halten; denn es wäre einseitig, die sozialistische Bewegung, weil sie die folgenschwerste war, als das auffälligste und bezeichnendste Merkmal jener Zeit zu betrachten.

Ich habe mich vorhin wohl nicht richtig ausgedrückt, als ich die damalige Gesellschaft in zwei Hälften schied — eine, die den Aufruhr plante, die andere, die ihn fürchtete —; es gab noch dichtere Massen Solcher, die — gar nicht daran dachten. Die Gattung derer, „die nicht daran denken", ist überhaupt auf allen Gebieten stets die zahlreichste, und aus ihrer Mitte werden die gewissen Ballgäste rekrutiert, welche „auf einem Vulkan zu tanzen" pflegen. Auch unter Jenen, welche an eine Sache denken, welche dieselbe planen oder fürchten, giebt es noch Abstufungen: der Plan ist nur ein mehr oder minder schwaches thatenloses Bewußtsein, daß bei Gelegenheit — wenn die Andern anfangen — etwas zu unternehmen sein wird; und die Furcht ist auch nur ein öfter oder seltener mahnendes Erinnern, daß irgendwie — in weiter Ferne — etwas im Anzug sei; ein Erinnern, das sich schließlich mit der bekannten Phrase abschütteln läßt „Nach uns die Sintflut!"

Nehmen wir einmal eine Karte der alten Welt — was wir alte Welt nennen — zur Hand und lassen wir die verschiedenen Länder und Ländchen Europas und ihre Regierungs-

formen Revue passieren. Da giebt es ein autokratisches Reich; verschiedene mehr oder weniger konstitutionelle Monarchien und zwei Republiken. Diejenige Form, unter welcher wir zusammengehalten sind, und die ich, meinem Programm getreu, hier nicht nennen darf, war noch nirgends vertreten.

Trotz des großen Abstandes, der zwischen den obengenannten Staatssystemen im Prinzip enthalten ist, war der Unterschied in den öffentlichen Lebens- und Denkweisen der europäischen Länder doch kein so greller, als man meinen sollte. Derselbe Geist — der Zeitgeist nämlich —, der das ganze Gebiet durchstrich, glich die Gegensätze der Formen aus. Um diesem Geiste die nötigen Konzessionen zu machen, herrschte der Autokrat nicht despotisch und der Präsident der Republik regierte einigermaßen monarchisch. Zudem waren die Unterthanen aller Länder in politische Parteien geteilt, und bei genauer statistischer Untersuchung hätte sich vielleicht herausgestellt, daß verhältnismäßig im Zarenreiche gerade so viele republikanisch Denkende lebten, als es in der französischen Republik legitimistisch Gesinnte gab. So bestand über der Verschiedenheit der Systeme eine gewisse Einheitlichkeit der Anschauung, welche die Summe der vermischten Für- und Widermeinungen war. Das Überkommene, Altgewohnte, Angeerbte wirkte noch mächtig in den Geistern fort und erzeugte in allen Ländern — auch den republikanischen — die Ehrerbietung vor dem Gottesgnadentum und vor aller Tradition; das Neuauftauchende, nach Entfaltung und Besserung sich Sehnende drang aber ebenso mächtig in die Geister ein und erzeugte in allen Ländern — auch den autokratischen — die Begeisterung für Fortschritt und für Freiheit. Diese beiden Richtungen sehen wir nun in jener Zeit einander bekämpfen, neutralisieren und gegenseitig durchdringen. Die eine borgt von der anderen ihre Ideale, um die Feindin zu besänftigen, oder um den Unentschiedenen zu zeigen, daß sie eben so Gutes zu bieten habe wie jene. Der Autokrat giebt Freiheiten und verspricht den Fortschritt zu fördern; der Präsident der Republik umgiebt sich mit dem Nimbus der Gewalt und verspricht, an den Heiligtümern der Überlieferung nicht zu

rütteln. Die Extreme auf beiden Seiten — nämlich Tyrannei und Anarchie — werden als Schreckbilder angeführt, wenn eine Partei die andere herabzusetzen sucht; die Republikaner warnen vor den Greueln des Cäsarenwahnsinns und die Monarchisten warnen vor dem Wüten des ungezähmten Haufens, das ja, wie die Geschichte schon gezeigt, auch in Demagogenwahnsinn ausbrechen kann. Das Wort „ungezähmt" oder „ungebändigt", als Umschreibung für „frei" — ein von der rückschrittlichen Partei sehr häufig angewendetes Wort — enthält allerdings etwas Furchterregendes und wenn es sich um etwas Wildes handelt, z. B. um wütende Wölfe oder blutdürstige Tiger, auch berechtigte Furcht erregend. Darum war den Volksmassen gegenüber die Zähmungs- und Bändigungsmethode so lange die bessere, als diese Massen wirklich „roh und wild" waren, eine Bezeichnung, welche in den Anfängen der Kultur den zusammengerotteten Menschenhorden allerdings zukam. Da war das Zusammenhalten überhaupt nur durch das Gefühl der abergläubischen Furcht vor der Macht des Häuptlings ermöglicht, und in dieser Macht allein konnte der Einzelne vor den Gewaltthaten seines Nebenwilden Schutz suchen; aber so wie die Gesittung voranschritt, schritt in gleichem Maße die Berechtigung auf Freiheit vor. Wer es gelernt hat, seinen Weg selber zu gehen, ohne zu straucheln, ohne nach rechts und links die Nebengehenden zu stoßen und zu verletzen, der braucht die straffe Lenkung nicht mehr. Aber was nimmermehr mit der Befähigung, sich selber zu lenken, gleichen Schritt hielt, das war das Lockern der Zügel. Die Zügelhälter ließen sich hiezu nur sehr widerstrebend herbei und pflegten, bei den ersten Versuchen des Losreißens, nur desto fester anzuziehen und die Peitsche zu gebrauchen . . .

„Frei" — das Wort selber, heute unter uns so selbstverständlich, mit „lebend" beinahe synonym lautend, damals hatte es einen gar merkwürdigen Doppelklang. Die Einen schrieben es als Losung auf hochgeschwungene Banner und sahen darin ein stolzes Ideal, für das geschwärmt, gedichtet und gefochten wurde; Andere wieder — die von der Zügel-

rungspartei nämlich — faßten es immer nur in dem Sinne
zügellos, das heißt so viel als gefährlich und schlecht, auf.
f die verschiedenen Dinge angewendet, welche sich nach und
h der Fesselung entwunden haben, durchlief das Wort stets
e Skala von Bedeutungen, mit Schimpf beginnend, mit
hm endend. Der Name „Freidenker" klang zu Anfang
ichbedeutend mit Frevler; bei dem Wort „freie Liebe" ver-
lte wohl noch das ganze damalige Europa errötend sein
tlitz. Viele gab es, die den Begriff „frei" auf dem einen
biet im rühmlichen, auf dem andern jedoch im schimpflichen
nne empfanden; die sich z. B. der Preßfreiheit freuten und
Freihandel verpönten; die sich von der Autorität der Kirche
, aber derjenigen des Thrones unterthan erklärten — oder
gekehrt; die das Wort Emanzipation — Befreiung — mit
zug auf die Sklaverei mit Beifall, mit Bezug auf die
auenfrage mit Tadel gebrauchten; das Eigenschaftswort
beral", das sich die Einen brüstend beilegten, galt in den
gen der politisch entgegengesetzten, nämlich klerikalen Partei,
ein höchst verdächtigendes Epitheton. Kurz, ein Jeder hatte
den Begriff Freiheit in Verbindung mit den gesellschaft-
en Zuständen, je nachdem er die letzteren verändert oder er-
ten wünschte, die eine oder die andere Auffassung bereit.
r eine ganz kleine Gruppe von Leuten gab es, welche
reiheit" in jeder Richtung erreicht sehen wollten, diese wur-
die Radikalen genannt und mit diesem Namen allein stellte
bei den Meisten schon die Vorstellung von gemeingefähr-
en, niedrigen Gesellen ein. Im Ganzen war es immer eine
nehmere, bequemere und tugendhafter erscheinende Sache,
m man für die Fesseln, als wenn man für das Abschütteln
selben einstand. Denn als höchste Tugend galt seit jeher die
terwerfung unter die jeweilig als höchste anerkannte Macht
d die Widersetzung gegen die letztere ward überall am schwer-
n gestraft. Der Verrat an einem Freund hieß nur Verrat,
Verrat an einem Tyrannen war aber Hochverrat; der
ub an eines armen Nachbars Gut hieß nur Diebstahl, der
ebstahl eines Kirchengerätes war Sakrilegium. Indem ein

neues Gebot in Kraft tritt — so ungerecht, so unsinnig, so ruchlos dieses auch sei — wird gleichzeitig eine neue Tugend und ein neues Verbrechen ins Leben gerufen, nämlich die diesem Gebote erwiesene Achtung und der ihm gesetzte Widerstand. So kommt es, daß die Verteidiger bestehender Satzungen — auch wenn diese ein drückendes Joch darstellen — eine schönere und sanftere Rolle haben, voll süßer Tiraden und elegant ruhigen Geberdespiels, während die Anderen, die da an dem Joche schütteln, um sich und ihre Mitmenschen davon zu befreien, die sich bäumen und mit schmerzlichem Schluchzen um ihr Recht schreien, dagegen sehr nachteilig abstechen. In folgender Stelle eines unserer alten Klassiker (Victor Hugo „Les misérables") findet sich dieser Kontrast sehr schön ausgedrückt:

„. . . heulend, zerfetzt, mit gehobenem Knüttel, was wollen sie (die Revolutionslegionen) erlangen? Sie wollen das Ende der Unterdrückungen, das Ende des Schwertes, den Frieden für Alle, die Vernunft für Alle, die Edenisation der Welt . . . Und gegenüber diesen Männern — diesen grimmigen, ich gebe es zu — giebt es Andere — lächelnde, gestickte, bebänderte, vergoldete, besternte Andere in gelben Handschuhen, seidenen Strümpfen und lackierten Schuhen, die an sammtenen Tischen neben Marmorkaminen sitzen und sanft darauf bestehen, daß die Vergangenheit aufrecht erhalten werde, das Mittelalter und das Gottesgnadentum, der Fanatismus, die Unwissenheit, die Sklaverei, die Todesstrafe, der Krieg . . . Mit leiser Stimme und ausgesuchter Höflichkeit glorifizieren sie den Säbel, den Scheiterhaufen und das Blutgerüst. Was uns anbelangt, wenn wir die Wahl hätten zwischen den Barbaren der Zivilisation und den Zivilisierten der Barbarei, so würden wir für die ersteren entscheiden. Doch zum Glück: eine andere Wahl bleibt uns offen. Kein kopfüber zu machender Sprung ist nötig — weder nach vor- noch nach rückwärts. Weder Despotismus noch Terrorismus. Wir wollen den Fortschritt in sanft aufsteigender Bahn."

Dieses „wir wollen", welches damals schon von den Dich-

tern und Denkern gesprochen wurde, war leider noch nicht im Munde derjenigen, die den Gang der Dinge wirklich lenkten. Diese, welche einerseits die hinreißende Macht hatten, das Volk zum Aufruhr zu erheben, oder andererseits die effektive Gewalt besaßen, den Aufruhr niederzuhalten, die besaßen noch nicht die Kenntnis von den richtigen Mitteln, durch welche der „Fortschritt in sanft aufsteigender Bahn" zu erreichen ist und die Einen stürmten wild nach unerreichbaren Zielen, die Anderen warfen die Stürmer jäh in die Bande der Reaktion zurück.

Wenn die Welt trotzdem fortgeschritten ist, so geschah dies in Folge von außerhalb der menschlichen Willenslenkung wirkenden Ursachen. Die Natur ging ihre Wege, langsamen, unaufhaltsamen Schrittes, wie sie es schon seit vielen Tausenden von Jahren gethan, ehe der Mensch es erlernte, ihr — in Befolgung ihrer eigenen Gesetze — die Wege zu weisen und zu ebnen und ihren Schritten die gewollte Richtung zu geben.

Zwar waren dazumal gar viele Leute, die sich Politiker nannten, damit beschäftigt, Systeme aufzustellen, nach welchen ihrer Meinung nach die beste Staatsform zu erreichen, beziehungsweise zu konservieren sei; aber da es nicht die unumstößlichen, wissenschaftlich erkannten Thatsachen waren, auf welchen diese Systeme fußten, sondern persönliche Ansichten, eingewurzelte Gefühle, Wünsche und Leidenschaften, so hatten die Maßnahmen jener Politiker wohl Folgen — denn jede Ursache bringt Wirkungen hervor —, aber nicht die von ihren Urhebern bezweckten Folgen. Mit den Kräften des Dampfes, der Elektrizität u. s. w. wußten die Menschen des Maschinenzeitalters schon gar wohl umzugehen und erreichten damit auch die vorgesteckten Ziele; aber die Kräfte des Volkswillens, die Eigenschaften des vorhandenen Volkscharakters verstand man noch nicht zu berechnen, daher auch nicht handzuhaben.

Wenn Sie mich nun fragen, was aus diesem Widerstreit der Meinungen als vorwiegender Zustand hervortrat, ob der monarchisch-aristokratische, oder der republikanisch-demokratische, so wird die Antwort lauten: als Zustand herrschte entschie-

den das erstgenannte, als Richtung das letztgenannte Prinzip. Es war hier auch, wie in allem übrigen, „Herbstlaub im April".

Sehen wir uns einmal in den Staaten des alten Europa um. Da war, um im Osten zu beginnen, das große Russenreich, über welchem das „Väterchen" Zar selbstherrschend sein Szepter, um nicht zu sagen seine Knute, schwang. Daß hier die Aprilknospen in Gestalt von Dynamitbomben sprangen, war ein trauriges Zeichen der Zeit; aber desto herbstlicher raschelte es nachher von panslavistischen Kundgebungen, Judenausweisungen und Nihilistenprozessen, bei welchen eine verdächtigende Anzeige genügte, um ohne weitere Umstände ganze Züge von Verbannten nach Sibirien zu schaffen. — Da war das deutsche Land, erst seit kurzem geeinigt, das in einem förmlichen Jubelrausch dem Begriffe „Kaiser und Reich" huldigte; da war Oesterreich, ein Konglomerat von miteinander fortwährend hadernden Nationalitäten, die nur das Eine Band — die dem Monarchen geweihte Treue — zusammenhielt; da war Italien, Spanien, Belgien, Großbritannien — doch wozu alle die Königreiche hernennen? Sie sind in der Geschichte genug bewandert, um zu wissen, daß das damalige Europa fast durchgängig monarchisch regiert wurde, daß nicht nur die alten Königreiche sich erhalten, sondern auch noch, in den östlichen Donauländern, neue, zu späterer Macht bestimmte, sich gebildet hatten, und daß die einzigen Republiken die Schweiz und — seit kurzem — Frankreich waren. Wie viele in dem letztgenannten Lande noch danach schmachteten, wieder einem legitimen König oder einem Nachfolger des „großen" Napoleon gehorchen zu dürfen, das wissen Sie auch. Die Wiederherstellung alter, überwundener Zustände wurde von einer ebenso großen Anzahl von Gottesgnadentumfanatikern angestrebt, als von anderer Seite die Herbeischaffung einer neuen Fortschrittsära, in welcher alle Wurzeln der Vergangenheit ausgerottet wären, erzwungen werden wollte. Beides gleich unmögliche Dinge. Das historisch Gewordene hat zwar nicht, wie die Vergangenheitsanbeter behaupteten, ein Recht auf ewigen Be-

stand; es hat aber in vielen Teilen noch das Recht, ja die Notwendigkeit, so lange vorhanden zu sein, als es die Verkörperung noch vorhandener Ideen abgiebt. Es kann nicht plötzlich weggeblasen werden; es braucht, auch wenn es dem Untergang geweiht ist, beinahe ebenso lange Zeit um abzusterben, als es Zeit gebraucht hat, um sich zu entwickeln. Das Argument „Es ist immer so gewesen", welches von Konservativen so gern gebraucht wurde, um zu beweisen, daß es immer so bleiben müsse, war, auf soziale Zustände angewendet, falsch; aber ebenso falsch war das beliebte „Es muß ganz anders werden" der Gegner, wenn sie dasselbe gleich verwirklicht sehen wollten. Das ist, als stritten zwei zwölfjährige Knaben miteinander, der eine um das Recht, immer zu bleiben, was er seit jeher war: ein Kind; der andere, morgen schon das zu sein, was er zu werden hofft: ein Mann.

Historisch geworden und bis zu den ersten Anfängen des Menschengedenkens zurückgreifend, so stand das monarchische Prinzip freilich da. Die Verteidiger desselben konnten mit Fug und Recht sagen: „So ist es immer gewesen. Die Menschen haben immer Führer gebraucht, immer eine Macht, vor der sie sich beugen mußten; schon unter den Wilden hat sich immer ein Häuptling gefunden und nur unter dieser Bedingung hielt ein Stamm oder ein Volk zusammen." Wie kurz dieses „immer" war, wie es in die Kinderzeit der damals noch so jungen Menschengeschichte zurückgriff und daher keinen Beweisgrund enthielt, daß eine reifere Zukunft nach demselben Muster verlaufen müsse, davon machte man sich im allgemeinen noch keine Vorstellung. Dieses Zurückverweisen auf die Zustände der wilden und der patriarchalischen Zeiten, welches so gerne angewendet wurde, um die Ehrwürdigkeit oder naturgebotene Notwendigkeit einer Institution oder Idee zu begründen, uns dient es nicht mehr als ein Beleg von der Unerschütterlichkeit einer Sache und, statt es zu stärken, schwächt es vielmehr unser Vertrauen in deren Zukunft. Nur für Solche, die sich alle Dinge der Welt als stabil, als fertig aus Schöpferhand hervorgegangen vorstellen, hat das Argument des „Es ist immer

so gewesen" einen bürgschaftleistenden Wert; für Solche aber, die den Entwicklungs- und Umwandlungsbegriff zur Grundlage ihres Denkens gemacht haben, beweist die weitzurückreichende Filiation eines Dinges nur, daß dasselbe ein Rest von Formen ist, welche, wie alle Formen, verschwinden müssen, um neuen Gebilden Platz zu machen. Für die Stabilitätsanhänger erschien es demnach als eine sichere Begründung des monarchischen oder des religiösen Prinzips, daß sie dasselbe von allem Anfang her bei den ersten und gegenwärtig noch bei den wilden Menschen — in der Häuptlingsmacht und in der Götzenanbetung — bethätigt finden konnten; die so weit zurückverfolgten Prinzipien galten ihnen als Merkmale, sozusagen als Bestandteile des Typus „Mensch", und damit war bewiesen, daß die Menschheit auch in Zukunft dasjenige beibehalten solle und werde, was als zu ihrer Wesenheit gehörend erkannt worden. Die Transmutationsanhänger hingegen wußten, daß es überhaupt keine an unveränderliche Grundzüge gebundene Typen giebt. Auch sie sahen deutlich, daß die meisten gegenwärtigen Merkmale einer gewissen Spezies bis in graue Vorzeiten zurückreichen; aber sie blieben in dieser Zurückverfolgung nicht bei einer gewissen Epoche stehen, in welcher diese Spezies als fertig erschaffen vermutlich zum erstenmale aufgetreten wäre ... Sie verfolgten den Faden noch weiter und erkannten, daß auch diese Grundmerkmale von einem vorigen Zustand überkommen seien, dem der betreffende Typus noch nicht angehörte. Hier z. B. blickten sie weiter zurück, als diejenigen, welche die Unterwerfung unter einen Führer schon als ein Prinzip der ersten Nomadenmenschen erkannten, und fanden dieses selbe Prinzip schon im Heerdeninstinkt zusammengerotteter Tiergesellschaften ausgedrückt. Sie folgerten, daß das Merkmal also noch älter sei, als die Spezies; daß es daher nicht eine mit letzterer zugleich erschaffene und dieselbe für alle Zukunft bedingende Begleiterscheinung darstellt. Merkmale werden von einer Gattung in die andere hinübergenommen, oder es werden die alten abgestreift und neue erworben. Wenn einmal die ersteren ganz verschwunden und die letzteren ganz

deutlich hervorgetreten sind, so meint wohl der Stabilitätsgläubige, daß ihm zwei ganz verschiedene Typen gegenüberstehen, und nur der Transmutationsgläubige kann noch die ununterbrochene Abstufungslinie zwischen beiden verfolgen. In den meisten der damals schon leise schwankenden, aber noch stehenden Einrichtungen war die Filiation bis zur „Wildheit" noch sehr deutlich nachweisbar. Nirgends deutlicher, als in den beiden, einander unterstützenden Prinzipien des Königtums und Priestertums — in der Unterwerfung des zitternden Sklaven und der zitternden Vernunft. Letztere Erscheinung wollen wir jetzt beiseite lassen — dieselbe soll den Gegenstand einer nächstfolgenden Vorlesung abgeben —; unsere heutige Betrachtung gilt den politischen Aspekten des europäischen Maschinenalters, also bleiben wir bei dem Königtum und dessen direkter Abstammung von dem Häuptlingtum der wilden Stämme.

Von der Autorität eines Negerkönigs, auf dessen Wink jeder Unterthan bereit war, ohne Murren zu sterben, und bei dessen Bestattung Tausende von Sklaven hingerichtet werden mußten, bis zu dem Ansehen eines konstitutionellen Monarchen, dem nur Ein über das Gesetz erhobenes Recht vorbehalten geblieben — das Recht, zum Tode Verurteilte zu begnadigen — ist eine ununterbrochene Reihe, aber welche Abstufungen in dieser Reihe! Welche absteigende Skala! Zuerst nur mit der Stirn im Staube, später mit gebeugtem Knie, schließlich nur mit gelüftetem Hute anzureden; — zuerst hinter unnahbaren Palastmauern verborgen, dann nur unter dem Thronhimmel sichtbar, umgeben von einem Chor von Hofschranzen, später jedem Audienzbegehrenden zugänglich, auf Bürgerbällen sich zeigend, das Wachenheer nur mehr durch einen Flügeladjutanten vorgestellt; zuerst ein Halbgott, dann unumschränkter Gebieter über Gut und Leben seiner Unterthanen, endlich eine im Hintergrund des Konstitutionalismus aufgestellte Dekorativfigur: so sehen wir die Königlichkeit durch die Geschichte herabsteigen. Die der ursprünglichen Macht geweihte Ehrfurcht sehen wir zwar auch abnehmen, aber nicht in dem gleichen Maße als die Macht abgenommen hat. Und

noch langsamer, als die wirklich gezollte Ehrfurcht, sehen wir deren äußere Formen schwinden. Symbole leben immer länger als das Symbolisierte. Das Szepter, welches die über das ganze Land geschwungene Zuchtrute darstellt; der Reichsapfel, der die Herrschaft über die Erdkugel bedeutet, gehörten immer noch zu den Insignien der kleinsten Monarchie und der Titel „Majestät", welcher den Superlativ aller Größe und Erhabenheit ausdrückt, war eine allen Königen, auch den depossedierten, zukommende Ansprache — und „allergnädigst", „allerhuldreichst" war alles, was sie thaten, will sagen: was sie zu thun geruhten.

Daß die königliche Macht und die damit verbundene Glorie in der Abnahme begriffen war, faßten die Einen als ein Zeichen auf, daß dieselbe gänzlich zu schwinden bestimmt sei, und veranlaßte die Anderen, über das Schlechterwerden der Zeiten zu klagen und doppelte Anstrengungen zu machen, das Prinzip der Monarchie aufrechtzuerhalten, mit doppelter Bestimmtheit zu erklären, daß es in der Zukunft siegen werde. — Sie haben wohl schon bemerkt, daß die Zukunft immer das Feld war, welches die Leute für ihre Lieblingstheorien in Beschlag nahmen. Daß sie sich nach und nach über die ganze Welt verbreiten werde, war die zuversichtliche Hoffnung jeder Anschauung — ob politischer oder religiöser Richtung — und die bloße Hindeutung auf die Möglichkeit, daß ein Bestehendes einmal aufhören könne, war diesem Bestehenden gegenüber Lästerung und Hochverrat. Erst wir, die wir auf naturwissenschaftlichem Standpunkte stehen, haben gelernt, für die Zukunft nur dasjenige vorauszusagen, was sich nach dem erkannten Lauf der Naturgesetze berechnen läßt, und wenn wir einer unserer jetzigen Institutionen eine Wandlung oder auch das Ende prophezeien, wird dies ebenso leidenschaftslos vorgebracht und hingenommen, wie dazumal die Vorhersage einer Sonnenfinsterniß, oder die jedem lebenden Organismus gestellte Prognose seines körperlichen Todes. Zu jener Zeit aber waren die Unsterblichkeitsansprüche, sowohl der einzelnen Seelen als der herrschenden Einrichtungen, geheiligter Grund. Wehe, wer zu

einem Throne oder zu einem Altar zu sagen wagte: „Du mußt einst fallen" — der wurde geschmäht und bestraft, als hätte er selber zu dem fällenden Schlage die Axt erhoben.

Freilich, ganz konnten die Anhänger einer geliebten Institution ihre Augen dem Faktum nicht verschließen, daß dieselbe an Macht und Größe verloren habe. Aber dies erklärten sie sich nicht mit der Annahme, daß die betreffende Sache den Anforderungen der Zeit nicht mehr angepaßt sei, sondern sie fielen über die Zeit und ihre Schlechtigkeit her, und ihr Trachten und Hoffen ging dahin, daß diese sich wieder den frühern Verhältnissen anpassen möge. Für diejenigen — damals freilich nur in geringer Anzahl vorhanden —, die an eine *fortschreitende* Entwicklung der Welt glaubten, bot der sichtbare Niedergang einer Sache nur die Überzeugung, daß dieselbe einer besseren Platz machen müsse und werde. Es ist dies eine logische Denknotwendigkeit: wer von dem Entstehenden Vollkommeneres erwartet, der kann das Schwindende nicht bedauern. Darum war auch stets die Fortschrittstheorie dem Liberalen teuer, dem Konservativen verdächtig und dem Reaktionär verhaßt. Der Erste setzte sein Ideal in die Zukunft, der Zweite in die Gegenwart, der dritte in die Vergangenheit. So erklärt sich auch, warum der Erstere zumeist unter den Armen und Gedrückten, der Zweite unter den Besitzenden und Genießenden, der Dritte unter den in ihren früheren Vorrechten bereits Gekürzten zu finden war.

Wir können es heute kaum begreifen, daß die Menschen sich einst so willig unter die Gewalt eines Einzelnen stellten. Sklavische Unterwürfigkeit gehört zu den Charakteren, welche, aus der Wildheit überkommen, im Lauf der Kulturentwicklung immer mehr und mehr abgenommen haben und nunmehr ganz verschwunden sind. Die Freude, einen Herrn zu haben, der Stolz, zu dienen — Dinge, die wir in alten Chroniken sehr oft ausgedrückt finden — das sind uns jetzt ebenso unverständliche Regungen, wie dem Sohn des europäischen Maschinenalters die Freude des Skalpabziehens unverständlich war.

Unterwürfigkeit war aber nicht nur Stolz und Freude,

sie galt — sie war auch, weil sie dafür galt, Tugend un
Pflicht. Pflicht ist allemal das Gebotene, nicht das an sic
Tugendhafte, und tugendhaft ist es allemal, seine Pflicht z
thun. Desto tugendhafter, je mehr der Grund, aus welche
ein Ding ursprünglich zum Gebot geworden ist, aus dem Be
wußtsein des Handelnden zurücktritt, um kein anderes Moti
mehr übrig zu lassen, als den selbstlosen Wunsch, die Pflich
zu erfüllen. Der Ursprung eines Tugendgebotes ist nicht imme
selbstlos und edel, nur dessen Ausführung nimmt diese Eigen
schaften an. Anfänglich ist es meist Eigenliebe oder Furcht
welche eine Handlung, ein Verhalten bestimmt; später ers
tritt das gebietende Motiv zurück, und der Umstand, daß
etwas geboten ist, wirkt an sich schon als genügender Beweg
grund. Dem Starken gehorchen, dem Mächtigen dienen, ihn
zu schmeicheln, um seine Gunst zu erringen und seinen Zorn
abzuwenden — das sind gewiß keine Bethätigungen selbstlose
Tugend; wenn aber die dargebrachten Gefühle des Gehorsams
der Ergebung und der Ehrerbietung durch Gewohnheit un
Vererbung sich so gekräftigt haben, daß sie selbständig weite
gedeihen, ohne des Spornes von Lohn und Strafe zu bedürfen
wenn man — da wo von der Macht des Herrschers persönlic
nichts zu hoffen und nichts zu fürchten ist — dennoch berei
bleibt, für denselben das Leben zu opfern; wenn man di
einstige Angst als Ehrfurcht empfindet, die ursprünglich ange
schmeichelten Eigenschaften als wirklich vorhandene Herrlichkei
bewundert und liebt — so ist die Tugend der Loyalität fertig

Daß die Loyalität am stärksten bei jenen vertreten war
deren Vorrechte auf der Heilighaltung des Königthums fuß
ten — also bei dem Adel — das ist selbstverständlich. De
König war es ja, der den Titel verliehen; der Glanz, der a
dem Titel hing, war nur ein Widerschein vom Glanz de
Krone — wenn dieser zu erlöschen drohte, so verfinsterte sic
auch der Titelschimmer. Die Gnade des Herrschers entlieh ihre
adelnden Wert von der Gnade Gottes, durch welche der Herr
scher eingesetzt worden. Der Glaube — so lange er lebte —
an die Übernatürlichkeit der königlichen Würde war, wen

gleich ein Irrtum, so doch an sich eine Kraft, die das Geglaubte zur Wirklichkeit machte; denn wirklich war die Glorie, die im Aug' des Volkes das gesalbte Haupt umstrahlte, wirklich die Macht, die dem König zu Gebote stand, wirklich die Verherrlichung, die seine Gunst verlieh, und wirklich das Glück und der Stolz, die den Begünstigten erfüllten. Denn so wie dieser den erhaltenen Titel als thatsächliche Erhebung empfand, so erkannte die Menge diese Erhebung an und fühlte sich ihrerseits stolz und beglückt, wenn der Titelträger sich ihr gegenüber gnädig erwies.

Es wird uns schwer, derlei Regungen nachzufühlen, und wir meinen triumphierend, daß mit dem überwundenen Vorurteil des Ranges nur Trug und Unrecht weggeräumt worden sei. Aber glauben Sie mir: es ist damit auch eine Quelle von Freuden versiegt, von welchen wir — die wir so viele damals unbekannte Freuden erworben haben — uns keinen rechten Begriff mehr machen können. Man muß sich in die Berichte jener Zeit vertiefen, die Annalen der Fürsten- und Adelsgeschlechter studieren, den Geist der Heraldik aufzufassen suchen; man muß die langen Titelreihen hersagen, welche den Königs- und Patriziernamen angehängt waren; man muß sich den Glanz der Kronen, der Ordenssterne und sonstigen Insignien der Fürstenwürde und der Fürstengunst vergegenwärtigen, um zu verstehen, daß mit den Vorrechten des Königtums und des Geburtsadels nicht nur leere Wahngebilde und schreiende Ungerechtigkeiten aus der Welt geschwunden sind, sondern auch viele echte Erhabenheit und Würde, viel Prunk und Poesie. Für uns haftet der Begriff Ehre an anderen — ich gebe es zu, besseren und wahreren — Dingen, und um in den Vollgenuß der Ehrenrechte zu gelangen, hängen wir nicht mehr von den Zufällen der Geburt und der Herrscherlaunen ab; aber gerade dadurch, daß einst nur so wenige mit Majestät und Hoheit, mit Durchlauchtigkeit und Hochgeborenheit ausgestattet waren, war dieser Besitz desto glorreicher, der Stolz darauf desto intensiver und die ihm dargebrachte Huldigung desto ehrfurchtsvoller. Neben den Erscheinungen von Despoten-

übermut, lächerlichem Hoffartsdünkel und kriechendem Schranzengeist, zu deren Vertilgung wir uns Glück wünschen, sind zugleich auch Gefühle des erhebendsten Ehrbewußtseins, Regungen der hellsten Freude und Betätigungen aufopferndster Tugend unwiderbringlich verschwunden. Wir — in der Entfernung der Zeiten — sehen von den Kronen nur noch den gläsernen Flitter und nicht mehr das blendende Licht, das ihren Edelsteinen entstrahlte; wir hören das Silbengeräusch der Titel, hören aber die Musik nicht heraus, welche damals in schmeichelnden und erhebenden Tönen darin erklang. Lassen Sie uns in unserm berechtigten Stolz auf die Gegenwart nicht in den Dünkel verfallen, der für Vergangenes nur Spott und Verachtung hat; der da meint, weil das Heute besser ist, so begrabe der Schutt des Gestern nur Schlechtes. Nein, unter allen Ruinen liegen auch verschüttete Schätze. Seien wir gegen tote Institutionen nicht härter und pietätloser, als gegen unsere anderen Toten. Mit jedem, was da hinabsinkt in den ewigen Abgrund des Nichtmehrseins, sinkt auch einiges Gute und Schöne dahin: jedes erloschene Leben hat seine Minuten der Daseinswonne gehabt, jede versunkene Insel ihre Blütenpracht, jedes verrauschte Zeitalter seine Herrlichkeiten.

IV.

Die Frauen.

Unter dieser Rubrik liebte man es zu jener Zeit, alle diejenigen Geschöpfe unserer Gattung, die dem weiblichen Geschlechte angehören, unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten, und man war gewohnt, den einen thatsächlichen Unterschied, nämlich den Unterschied des Geschlechts, auf beinahe alle Merkmale auszudehnen und sich unter „Frauen" eine Klasse von Wesen vorzustellen, die in jeder Hinsicht — in geistiger gerade so wie in körperlicher — mit ganz anderen Eigenschaften ausgestattet waren als ihre männlichen Mitwesen, und daher eine Art Neben- oder vielmehr Unterabteilung des Menschentums bildeten.

In vielen Sprachen war der Ausdruck Mensch mit Mann gleichbedeutend (das französische homme, italienische uomo, englische man) — und auch im Deutschen, wo „Mann" und „Weib" in der weiteren Begriffseinheit „Mensch" enthalten waren, erlaubte der Sprachgebrauch doch nicht, das Wort Mensch in der Einzahl auf die Frau zu beziehen. Hieß es „Ein guter Mensch", „Ein häßlicher Mensch", so blieb über das Geschlecht des so Bezeichneten kein Zweifel: es handelte sich um einen Mann. Für den Ausdruck, der unter uns Gebrauch ist, um die weiblichen Individuen der Menschheit mit gleichwertigen Namen zu nennen — etwas, was im Geiste des alten Deutsch — „Menschin" hätte heißen müssen — gab es in

keiner der damaligen Kultursprachen ein Äquivalent. Natürlich: das Wort entsteht erst später als die Sache und im Maschinenalter lebten nur Frauen, — Menschinnen, wenigstens als solche anerkannt, gab es noch keine. Wir können daher dreist behaupten, daß wir heute gegen damals, bei gleicher Individuenzahl, doppelt so viele Menschen sind. Aus einer doppelten Anzahl von Konkurrenten gelangen auf allen geistigen und technischen Gebieten, von welchen früher eine Hälfte der Gesellschaft ausgeschlossen war, die besten obenan und es ist klar, daß durch diesen Zuwachs von wetteifernden Kräften die Kultur mit vermehrter Schnelligkeit vorwärts schreiten mußte.

Schon damals galt es als festgestellter Satz, daß der Grad der Gesittung einer Nation an der Stellung zu messen sei, welche innerhalb derselben von der Frau eingenommen wird, und prahlend wiesen die Europäer des neunzehnten Jahrhunderts darauf hin, wie bei den Wilden das Weib als Lasttier, bei den Orientalen und im Altertum als Sklavin, bei ihnen jedoch als Gefährtin betrachtet wurde. Mit Anwendung dieses selben Satzes können wir auch heute konstatieren, wie verhältnismäßig barbarisch das Maschinenalter noch war, wo die Frauen nicht als Vollmenschen, sondern — wenn auch nicht mehr als Lasttiere und als Sklavinnen, so doch als Untergebene, als Schutzbedürftige, als erwachsene Kinder galten. Der Rang „Gefährtin", zu welchen sie vorgerückt waren, drückte doch auch nur aus, daß ihre Stellung in Anbetracht dessen, was sie dem Manne sein durften, eine bessere geworden; nicht mehr die grobe Arbeit verrichten müssend, nicht mehr verkäuflich, sondern mit dem Vorrecht beglückt, dem Gatten — vorausgesetzt, daß sich einer fand — lebenslänglich den Haushalt führen zu dürfen. Nicht was sie selber vorstellten, bestimmte ihren Menschenwert und ihre gesellschaftlichen Rechte, sondern das, was ihnen des Mannes Huld gewährte. Er war und blieb der von Gottes Gnaden eingesetzte Monarch; nach und nach verlieh er seiner Unterthanin, der Frau, immer höhere Adelstitel. Von der Ebenbürtigkeit beider Geschlechter war noch keine Rede. Die menschliche Gesellschaft, sofern sie als ein

frei sich entwickelndes Ganzes gedacht wurde, bestand eigentlich nur aus Männern, denn das ganze öffentliche Leben: das, was die Zivilisation ausmacht, nämlich Gesetzgebung, Regierung, Kriegführung, Gewerbe, Wissenschaft, war nur von Männern besorgt; sie also personifizierten das, was die geschichtlich fortschreitende, die effektive Menschheit abgab. Dieser selben waren Wesen beigesellt, welche dazu bestimmt waren, teils ihr das Leben zu erleichtern — sei es in der Lasttier-, der Sklavin- oder der Gefährtin-Form — teils dieselbe fortzupflanzen, nämlich wieder neue Menschen — d. h. Männer — zu gebären, und neue Hülfswesen dazu.

Die vielen aus jener Zeit stammenden Bücher mit Titeln wie „Die Frauen", „Frauenleben auf der Erde", „Studien über die Frauenseele"; die kursierenden summarischen Gemeinplätze über die Weiber und deren Charakter; die schmähenden und lobenden, lächerlich machenden oder schmeichelnden Sprüche und Gedichte, wo immer die ganze weibliche Menschenhälfte unter einem Gesichtspunkte dargestellt erschien, zeigen zur Genüge, wie man (d. h. die Männer, denn diese waren die Sprachführer des unter „man" verstandenen öffentlichen Geistes) die Frauen als etwas Abgesondertes betrachtete. Die aus allen herrschenden Anschauungen hervorgehende und stillschweigend angenommene Grundanschauung war die: die Frau war nicht um ihrer selbst willen, sondern für den Mann geschaffen. Die Gegenseitigkeit der Ergänzung wurde übersehen. Hätte jemand die Behauptung aufstellen wollen, daß der Mann nur für die Frau geschaffen sei, so wäre die Absurdität dieses Satzes wohl jedermann aufgefallen; daß aber in dem gegenteiligen Satz ebenso viel unbegründete Anmaßung enthalten war, das entging unsern Ahnen vollends. Anmaßend und lächerlich fand man nur, wenn für die Frau Anspruch auf Gleichberechtigung erhoben wurde. Nicht nur lächerlich, auch lästerlich. Denn wie alle überkommenen Satzungen, hatte die Unterordnung der Frau ihre Stützen in altehrwürdigen Aussprüchen der Religionsbücher: „Er soll dein Herr sein", hieß es in der Bibel, und die ganze Mythe der aus einer Rippe

keiner der damaligen Kultursprachen ein Äquivalent. Natürlich: das Wort entsteht erst später als die Sache und im Maschinenalter lebten nur Frauen, — Menschinnen, wenigstens als solche anerkannt, gab es noch keine. Wir können daher dreist behaupten, daß wir heute gegen damals, bei gleicher Individuenzahl, doppelt so viele Menschen sind. Aus einer doppelten Anzahl von Konkurrenten gelangen auf allen geistigen und technischen Gebieten, von welchen früher eine Hälfte der Gesellschaft ausgeschlossen war, die besten obenan und es ist klar, daß durch diesen Zuwachs von wetteifernden Kräften die Kultur mit vermehrter Schnelligkeit vorwärts schreiten mußte.

Schon damals galt es als festgestellter Satz, daß der Grad der Gesittung einer Nation an der Stellung zu messen sei, welche innerhalb derselben von der Frau eingenommen wird, und prahlend wiesen die Europäer des neunzehnten Jahrhunderts darauf hin, wie bei den Wilden das Weib als Lasttier, bei den Orientalen und im Altertum als Sklavin, bei ihnen jedoch als Gefährtin betrachtet wurde. Mit Anwendung dieses selben Satzes können wir auch heute konstatieren, wie verhältnismäßig barbarisch das Maschinenalter noch war, wo die Frauen nicht als Vollmenschen, sondern — wenn auch nicht mehr als Lasttiere und als Sklavinnen, so doch als Untergebene, als Schutzbedürftige, als erwachsene Kinder galten. Der Rang „Gefährtin", zu welchen sie vorgerückt waren, drückte doch auch nur aus, daß ihre Stellung in Anbetracht dessen, was sie dem Manne sein durften, eine bessere geworden; nicht mehr die grobe Arbeit verrichten müssend, nicht mehr verkäuflich, sondern mit dem Vorrecht beglückt, dem Gatten — vorausgesetzt, daß sich einer fand — lebenslänglich den Haushalt führen zu dürfen. Nicht was sie selber vorstellten, bestimmte ihren Menschenwert und ihre gesellschaftlichen Rechte, sondern das, was ihnen des Mannes Huld gewährte. Er war und blieb der von Gottes Gnaden eingesetzte Monarch; nach und nach verlieh er seiner Unterthanin, der Frau, immer höhere Adelstitel. Von der Ebenbürtigkeit beider Geschlechter war noch keine Rede. Die menschliche Gesellschaft, sofern sie als ein

frei sich entwickelndes Ganzes gedacht wurde, bestand eigentlich nur aus Männern, denn das ganze öffentliche Leben: das, was die Zivilisation ausmacht, nämlich Gesetzgebung, Regierung, Kriegführung, Gewerbe, Wissenschaft, war nur von Männern besorgt; sie also personifizierten das, was die geschichtlich fortschreitende, die effektive Menschheit abgab. Dieser selben waren Wesen beigesellt, welche dazu bestimmt waren, teils ihr das Leben zu erleichtern — sei es in der Lasttier-, der Sklavin- oder der Gefährtin-Form — teils dieselbe fortzupflanzen, nämlich wieder neue Menschen — d. h. Männer — zu gebären, und neue Hülfswesen dazu.

Die vielen aus jener Zeit stammenden Bücher mit Titeln wie „Die Frauen", „Frauenleben auf der Erde", „Studien über die Frauenseele"; die kursierenden summarischen Gemeinplätze über die Weiber und deren Charakter; die schmähenden und lobenden, lächerlich machenden oder schmeichelnden Sprüche und Gedichte, wo immer die ganze weibliche Menschenhälfte unter einem Gesichtspunkte dargestellt erschien, zeigen zur Genüge, wie man (d. h. die Männer, denn diese waren die Sprachführer des unter „man" verstandenen öffentlichen Geistes) die Frauen als etwas Abgesondertes betrachtete. Die aus allen herrschenden Anschauungen hervorgehende und stillschweigend angenommene Grundanschauung war die: die Frau war nicht um ihrer selbst willen, sondern für den Mann geschaffen. Die Gegenseitigkeit der Ergänzung wurde übersehen. Hätte jemand die Behauptung aufstellen wollen, daß der Mann nur für die Frau geschaffen sei, so wäre die Absurdität dieses Satzes wohl jedermann aufgefallen; daß aber in dem gegenteiligen Satz ebenso viel unbegründete Anmaßung enthalten war, das entging unsern Ahnen vollends. Anmaßend und lächerlich fand man nur, wenn für die Frau Anspruch auf Gleichberechtigung erhoben wurde. Nicht nur lächerlich, auch lästerlich. Denn wie alle überkommenen Satzungen, hatte die Unterordnung der Frau ihre Stützen in altehrwürdigen Aussprüchen der Religionsbücher: „Er soll dein Herr sein", hieß es in der Bibel, und die ganze Mythe der aus einer Rippe

des ersten Mannes geformten Genossin, welche ins Leben gerufen worden, weil der Schöpfer eingesehen, daß es für den Menschen, — d. h. den Mann — nicht gut sei, allein zu sein — deutet auf jenes Verhältnis hin, in welchem das Leben der Frau nicht als Selbstzweck, sondern als Verschönerung des männlichen Daseins aufgefaßt wird — eine Idee, die noch in dem Lobgesang des Dichters nachklingt:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Für Solche, die in der Bibel Gottes unumstößliches Wort sahen — und deren Anzahl war im Maschinenalter noch beträchtlich — war die sogenannte Frauenfrage, die sich allerorts zu regen begann, überhaupt keine Frage; ihnen erschien jedo Bestrebung des Weibes, sein vieltausendjähriges Joch abzuschütteln, als ein ebenso thörichtes und aussichtloses, wie sündhaftes Beginnen. Vom religiösen Standpunkt allein wäre der Prozeß gegen die Frauen gar zu leicht gewonnen gewesen aber der Geist der Zeit war nicht mehr darnach, sich mit theologischen Gründen zufrieden zu geben. Daher mußte die Bekämpfung der Emanzipationsbewegung von verschiedenen anderen Standpunkten aus betrieben werden und so brachten di Gegner — auch unter den Theologen — philosophische un wissenschaftliche Argumente vor, unter denen als eines der beliebtesten das angeblich geringere Gewicht des weiblichen Gehirns herhalten mußte. Überhaupt war es die physiologische Beschaffenheit — deren Verschiedenartigkeit zwischen den beiden Geschlechtern auch von dem eifrigsten Emanzipationsapostel nicht weggeleugnet werden konnte — welche stets als Grundlage der Behauptung benützt wurde, daß die Frau auch in geistiger Hinsicht schwächer organisiert sei, als der Mann und daß sie von Natur aus unfähig sei, einen anderen als den jeweilig eingeräumten Wirkungskreis auszufüllen. Daß dieser Wirkungskreis, trotz der seinerzeit ebenso heftig erhobenen Einwendungen, im Lauf der Geschichte ein stets weiterer geworden, hätte die Status quo-Vertreter belehren sollen, daß der überwundene Irrtum ihrer Vorgänger möglicherweise in ihren eigenen Be-

hauptungen sich wiederholen könnte — aber der Wahlspruch der Konservativen auf allen Gebieten lautete ja immer: Bis hierher und nicht weiter! Obwohl die Erfahrung vorlag, daß dieses in der Vergangenheit mit gleichem Eifer und größerer Macht bewachte „hierher" stets überschritten worden ist, so glaubten sie doch immer wieder, den gegenwärtig erlangten Punkt als Grenzpunkt verteidigen zu müssen. Mühsam rang ihnen der Fortschritt einen Zoll Boden ab; war diese Eroberung nicht mehr wegzuleugnen, sagten sie gnädig: „Seht, auch das haben wir euch *gegeben* — jetzt aber ist's genug, genug! Mehr könnt ihr nicht haben, mehr wäre vom Übel, mehr ist naturwidrig!"

Die Berufung auf die Natur lag den Gegnern der Frauenbefreiung sehr nahe. Allerdings ja: die Natur hat den Frauen auferlegt, Kinder zur Welt zu bringen und sie dabei periodischen Leiden und Mühsalen unterworfen, durch welche sie zeitweise von Ausübung öffentlicher Aemter u. dgl. ausgeschlossen blieben. Daneben fehlte der Beweis, daß zeitweilige Unterbrechung der Berufsthätigkeit zum Berufe selber untauglich macht. Regieren ist doch sozusagen auch ein öffentliches Amt und dasselbe war schon damals unbestritten von manchen Frauen — die nebenbei Mütter waren — ruhmvoll bekleidet worden.

Eine zweite, in der Natur begründete nachteilige Eigenschaft des Weibes ist seine geringere Muskelkraft, sein ganzer zarterer Körperbau. Und Kraft ist Gewalt — das ist klar. Aber Gewalt führt zu Mißbrauch — das steht ebenso fest. Die größere Körperkraft war auch die historische Ursache der sich zu allem Anfang angemaßten und so lange behaupteten Überlegenheit der männlichen Menschheitshälfte. Ja, weil das Weib schwach war, wurde es unterjocht, aber nicht in *Rücksicht* auf seine Schwäche, sondern in Mißbrauchung derselben. Der Wilde zwingt seine Weiber zur Verrichtung der niedersten und härtesten Arbeiten; er läßt sich von ihnen bedienen, giebt ihnen von seinen Mahlzeiten nur die Überreste, schlägt und mißhandelt oder verstößt sie gar vollends: das ist die erste Wurzel von der Unterordnung der Frau — die körperliche

Schwäche nämlich, die es ihr unmöglich machte, sich gegen die auf sie herabfallende Faust zur Wehr zu setzen.

Wurde aber dieser Ursprung noch zugestanden — wurde derselbe überhaupt noch erkannt in den langsam umgewandelten Formen der Frauenunterdrückung, welche nach und nach die Gestalt der Frauenverehrung und -Beschützung angenommen hatte? „Holde, Gebrechliche, Zarte," hieß es da, „du bist zu schwach und zu gut für die Mühen des Lebenskampfes; wir wollen dich schirmen und stützen; wir wollen für dich alle Lasten tragen; — du bleibe im sichern Port des Hauses, hier hüte die Flamme des Herdes, hier übe den Zauber deiner milden Anmut . . . Spende uns Rauhen, uns Starken, uns Kriegern die Segnungen des Friedens; — nur um dich zu verteidigen, um alles Ungemach dir fern zu halten, ziehen wir in den Kampf hinaus."

Sollte man bei solcher Sprache nicht glauben, daß Großmut und Bewunderung die Gefühle waren, welche den Mann bestimmt hatten, selber alle Drangsale und Gefahren auf sich zu nehmen und dem Weibe eine schöne, seiner höheren Würde angepaßte, ganz von Liebe umflossene Stellung anzuweisen? Die Heuchelei, die in derlei Schmeichelphrasen liegt, war denjenigen, welche diese Phrasen nachplapperten, oft selber eine unbewußte; in aller Aufrichtigkeit schwangen sie den Weihrauchkessel vor ihrer zum Idol erhobenen Leibeigenen. Gesitteter und milder geworden, machten sie von der Gewalt, die sie über das schwache Geschlecht besaßen, immer weniger Gebrauch; machtlos, in Fesseln geschlagen, lag das Weib vor ihren Füßen; sie mochten dasselbe nicht mehr treten und hoben es hilfreich empor, um es — zwar immer noch gefesselt — auf einen Ehrensitz zu erheben. Aber die Unterordnung, die Abhängigkeit — die war geblieben. So gnädig auch die Männer sich enthielten, dies dem Weibe fühlen zu lassen, die Thatsache bestand und mußte eine naturgemäße Erklärung finden. Das Wort „Schwäche" erklärte alles.

Zu Anfang der Kultur, wo Körperkraft die einzige Tugend war, hatte Schwäche allerdings so viel Erniedrigendes und

Verächtliches an sich, daß ein gebrechliches Ding wie das Weib zwar zu Tode geplagt werden, aber nicht als ein dem starken Manne ebenbürtiges Wesen betrachtet werden durfte. Von Seiten des beuteerlegenden, feindebezwingenden Helden, dessen ganzer Menschenwert in der Kraft seiner Armmuskeln konzentriert war, war die Geringschätzung des zu Jagd und Krieg untauglichen Geschöpfes, das da periodischen Beschwerden unterworfen ist, eine ganz gerechtfertigte. Dazumal gab es noch keine der später so poetisch besungenen „Würde der Frauen" — denn außerhalb der in strotzender Gesundheitsfülle ausgeübten Körperkraft gab es überhaupt keine Würde. Allmälig aber entstanden neue Tugenden und Vorzüge, die Muskelleistungsfähigkeit hörte auf, als höchste menschliche Eigenschaft zu gelten, und so verlor die den Frauen auf Grund ihrer physischen Schwäche widerfahrene Verachtung ihre Begründung; denn was die moralischen Tugenden anbelangt, mußte ihnen die gleiche, ja mitunter eine höhere Stufe zuerkannt werden, als den Männern.

Nun waren aber die Frauen in geistiger Hinsicht in eben solcher Unfreiheit geblieben wie in materieller. Dagegen begannen die Töchter des neunzehnten Jahrhunderts sich aufzulehnen. Zur Jagd und zum Kriege auszuziehen, Strapazen zu übernehmen, welche ihre Konstitution nicht ausgehalten hätte, darnach hatte ihr Streben nie gezielt; aber in Sachen des Geistes wollten sie Anspruch auf Gleichheit erheben. Wer nun in diesem neuerstandenen Kampfe auf Seiten der herrschenden Anschauungen, der bestehenden Einrichtungen sich stellte — d. h. wer die Idee der Frauenemanzipation verstieß — der griff zu dem altbewährten Erklärungs- und Begründungsmittel und berief sich auf die „weibliche Schwäche". Es handelte sich nur darum, diesen in materieller Hinsicht festgestellten Satz auch auf die geistige Beschaffenheit des Weibes anzuwenden, und dessen moralische Unterordnung erschien dann gleichfalls naturgeboten und unanfechtbar. So wurde denn dreist das Axiom verkündet: „Die Frau besitzt ebensowenig Denk- wie Muskelkraft, sie ist bedeutender geistiger Arbeitsleistung unfähig." Einzelne Er-

scheinungen geistiger Stärke unter den Frauen, die sich nicht wegleugnen ließen, galten nicht als Entkräftung der aufgestellten Regel, sondern als einfache Ausnahmen, und es hieß: George Sand, Katharina II. u. s. w. hatten „männlichen Geist" — Phänomene waren es eben, wie die bärtigen Frauen der Jahrmarktsbuden. Mit aller Genauigkeit und Bestimmtheit wurde der seelische Organismus des Weibes konstruiert; Charaktereigenheiten, Fehler und Tugenden aufgezählt, welche auf das ganze Geschlecht sich erstrecken sollten, als ob es ebenso sichere psychologische Merkmale des Geschlechtsunterschiedes gäbe, wie es deren physiologische giebt. „Frauen besitzen ein viel regeres Gefühlsleben, als die Männer" z. B., oder „Frauen sind außer stande, logisch zu schließen", und dergleichen wurde in demselben Tone vorgetragen, wie etwa, daß Frauen ein weiteres Becken haben, oder daß sie des Bartes ermangeln. Ein ganzes Heer solcher als wissenschaftliche Wahrheiten auftretender Sätze sind in den damaligen gelehrten Abhandlungen über die Frauen enthalten; dieselben wurden so oft wiederholt, aus einem Buche in das andere zitiert, daß sie schließlich das Ansehen festgestellter Thatsachen gewonnen hatten.

Hier einige Beispiele. Ich entnehme dieselben einem Buche, dessen Verfasser in anderen Richtungen zu den Freisinnigen zählte, ein Umstand, der darauf hinweist, wie zur Zeit die Frage der Frauenemanzipation — selbst bei emanzipierten Geistern — auf festeingewurzelte Vorurteile stieß. Das Buch heißt „Studien über die Frauen" von Eduard Reich. Nach einer Reihe von Kapiteln, welche den weiblichen Körpermaßen, Funktionen, Erkrankungen und sonstigen physiologischen Erscheinungen gewidmet sind, folgen, in Form und Ton analog, die den Geistesthätigkeiten gewidmeten Abschnitte:

„Bei den Frauen sind die Vorstellungen im allgemeinen weit mehr von Gefühlen begleitet und abhängig, als bei dem männlichen Geschlechte, und die Wechselwirkung zwischen Verstand und Gemüt ist viel inniger; ja so innig, daß dem Gedanken an die Möglichkeit auch nur zeitweiliger Trennung gar nicht Raum gegeben werden kann."

„ . . . Das Geistesleben der Frauen charakterisiert sich immer durch seine ungemein innige Verbindung mit dem Gemütsleben, durch vorherrschende Phantasie und durch ein relativ geringeres Erkenntnisvermögen . . .“

„ . . . Weil die Frauen mehr zum Fühlen angelegt sind, als zum Denken, und jede ihrer Gedankenreihen durch Gefühle unterbrochen und durchdrungen wird, deshalb bleiben sie mit ihren Gedanken vorwiegend außerhalb, kommen zu keiner tiefen Konzentration des Denkens und vermögen also nur in geringem Grade mittelst dieses letzteren beruhigend auf das Gemüt zu wirken.“

„ . . . Bei denkkräftigen Männern werden die Ergebnisse tiefen und auf solider Grundlage erhobenen Nachdenkens weder durch das Gemüt beeinflußt noch erschüttert; bei den verhältnismäßig denkkräftigsten Frauen wird jede Spekulation durch das Gemüt beeinflußt, geeignetenfalls auch erschüttert.“

„ . . . Wenn Frauen mit gelehrten Sachen sich beschäftigen, bringen sie es nur zur Ermittelung irgend einer Einzelnheit, sie machen höchstens eine wissenschaftliche Entdeckung geringfügiger Art; das große Ganze erfassen sie niemals und philosophische Entdeckungen bleiben ihnen fern. So lange die Philosophie existiert, hat es noch keinen wirklichen Philosophen weiblichen Geschlechts gegeben. Ein spezifisches Weib hat keinen Hang zu spezifischer Philosophie und ein Mannweib ist und bleibt immer ein Weib, und Gebärmutter so wie Eierstöcke dulden weder tiefe Wissenschaft noch Weltweisheit. Erziehung zur Philosophie, soweit von solcher überhaupt die Rede sein kann, erwirkt bei Frauen nur Entartung, weil sie dem weiblichen Gehirn gegenüber naturwidrig ist.“

Ehe ich weiter zitiere — und ich kann das typische Buch nicht zuschlagen, ohne Ihnen noch einige Stellen daraus vorzulegen — lassen Sie uns die obigen Behauptungen ins Auge fassen. Dieselben zeigen uns nicht nur die damals landläufige Beurteilung der Frauen, sondern geben uns auch einen Einblick in die zu jener Zeit noch vielfach gebrauchte Methode, Sätze, welche auf persönlicher Ansicht, auf isolierter Erfahrung

beruhen, als Grundlage weiterer Deduktionen zu gebrauchen, ohne vorherige Prüfung, ob diese Vordersätze nicht an einem Widerspruch krankten, ob für ihre Richtigkeit — außer der apodiktischen Behauptung — auch der jederzeit demonstrierbare Beweis bereit lag; eine Methode, die man mit dem Namen Kathedergewissenlosigkeit belegen könnte. Der Zweck heiligt die Mittel: diesen Jesuitengrundsatz ließen die Weisheitsverkünder nur zu oft walten. Zweck des obigen Vortrages ist, die Ansicht des Autors, daß weibliches Hirn zur Denkarbeit nicht tauge, möglichst zu verbreiten und um diesen Zweck schneller zu erreichen, versucht er nicht erst seine Ansicht zu begründen, sondern stellt sie einfach als Axiom hin. Indem er seinen Ausspruch mit den Worten schließt: „weil die Philosophie dem weiblichen Hirne naturwidrig ist", drückt er mit diesem „weil" stillschweigend aus, daß der Beweis schon erbracht worden, denn ein „weil" hat nur dann eine Berechtigung, in einem Folgerungssatz zu stehen, wenn es als Prämisse nicht mehr anfechtbar ist. Wenn aber dieses „weil" zugleich dasjenige in sich faßt, was bewiesen werden soll, so ist dies einfach ein Zirkelschluß, dessen versteckte Anwendung zu den Kathedergewissenlosigkeiten gehört. Hierher gehört auch der sich in den Schwanz beißende Satz: Das spezifische Weib hat keinen Hang zum Denken — das denkende Weib ist keines, sondern ein Mannweib. Damit wird der von der Erfahrung jederzeit zu befürchtende Gegenbeweis von vornherein meuchlings entkräftet. „Das Weib denkt nicht", behauptet Verfasser. „Doch" könnte Einer entgegnen und einige bekannte Denkerinnen von Hypatia bis zu George Eliot anführen. „Das waren keine spezifische Weiber", würde die vorbereitete Verteidigung lauten.

Der Satz: „So lange es eine Philosophie giebt, hat es noch keine bedeutende Philosophin gegeben", ist eine Behauptung, die, selbst als wahr zugegeben, doch auch nur einen täuschenden Beweis für die zu demonstrierende Sache enthält. Denn, wenn unter so vielen Millionen Männern, welche bis dahin die Möglichkeit hatten, sich mit Philosophie zu beschäftigen, nur ungefähr zwanzig namhafte Weltweise aufgetreten

ren, wie konnte unter den wenigen hundert Frauen, welche, snahmsweise, die Schranken der Erziehung, Sitten und rurteile durchbrechend, das Feld des Gedankens zu betreten gten, ein bezifferbarer Prozentsatz von Philosophinnen halten sein? Ist auch nur 1/1000 Denkerin aufgetreten, so r die gleichwertige Proportion schon erreicht. Der vorgechte Beweis ist gerade so unstichhaltig, so betrügerisch, so wissenlos mit einem Worte, wie wenn man ein meilenßes Becken mit Spielkarten gefüllt hätte, worunter nur n oder zwölf Damen enthalten sind, und dann, nachdem n durch eine Viertelstunde Karten herausgezogen, wobei ne Dame zum Vorschein gekommen wäre, in doktrinärem ne riefe: „Wie Sie sehen, hat das Kartenbild der Dame spezifische Eigenschaft, nicht gezogen werden zu können.“ er so spricht, zählt offenbar darauf, daß im Publikum sich iner finde, der auf die Idee kommt, zu sagen: „Geben Sie t ebensoviele Damen als andere Karten in Ihr Becken, nn wollen wir das Verhältnis prüfen.“

Kehren wir zu unserem Buche zurück.

„P. J. G. Cabanis zeigt, daß der Geist der Frauen fähig , Feinheit und Scharfsinn anzunehmen, aber keineswegs usdehnung und Tiefe, und daß derselbe geeignet sei, einzelne üge und Schattierungen zu erkennen.“ Warum: „Cabanis igt“ und nicht einfach Cabanis „sagt“? Es ist dies auch redlicher Augurenbrauch, wenn Einer vom Andern die ihm ssenden Aussprüche nicht als ausgesprochene, sondern als geigte, d. h. erwiesene Sätze hinstellt. „Die gelehrten Frauen,“ wird Cabanis weiter zitiert, „wissen nichts gründlich; sie rwirren und vermischen alle Gegenstände, alle Ideen. Ihre bhafte Auffassung hat sich einiger Teile bemächtigt: nun bilsie sich ein, alles zu verstehen. Die Schwierigkeiten sind nen widerwärtig; ihre Ungeduld bringt sie darüber hinweg. nfähig, längere Zeit hindurch auf einen Gegenstand die Aufrksamkeit zu richten, finden sie keinen Genuß an starkem achdenken; diesem sich hinzugeben sind sie überhaupt nicht imande. Rasch eilen sie von einem Gegenstand zum anderen;

von alledem bleibt nur Einzelnes bei ihnen zurück, Unvollständiges, welches fast stets zu den schnurrigsten Kombinationen Anlaß giebt."

So weit Cabanis. Reich — um für späteren Zitatengebrauch auch etwas zu zeigen — fügt hinzu: „Von den sogenannten gelehrten Frauen kann man die Überzeugung gewinnen, daß der Verstand des Weibes nicht zu gelehrten Sachen, sondern nur zu den Dingen des täglichen Lebens geeignet sei. Der Gelehrte, der Philosoph muß seine Aufmerksamkeit meistens durch sehr lange Zeit auf Einzelnheiten konzentrieren und so intensiv nachdenken, daß häufig genug die gewöhnlichen äußeren Reize allen Reiz verlieren. Wie wäre so intensives Nachdenken, so ununterbrochene Beschäftigung mit einer Sache von Frauenzimmern zu erwarten? Alle Gelehrsamkeit ist beim Weibe nur Schein. Mit dem Bisherigen soll durchaus nicht behauptet sein, die Frauen wären unfähig zu leichter Schriftstellerei, zur Novellen- und Romanschreiberei, zu den leichten Arten der Dichtkunst und andern Operationen des Geistes; im Gegenteil kann eben wegen ihrer Fähigkeit, Lappalien auf das Genaueste wahrzunehmen und das Äußere der Erscheinungen auf das Minutiöseste zu beurteilen, die Frau in leichter Schreiberei oft sehr Bedeutendes zu Tage fördern." —

Die Perfidie dieses Paragraphen leuchtet Ihnen doch ein? Verfasser will nicht gesagt haben, daß Frauen zur Roman- und Novellenschreiberei unfähig seien. Doch war diese Behauptung von seinen Gesinnungsgenossen oft genug vorgebracht worden, und lieferte jedenfalls eine Erhärtung des zu beweisenden Satzes von der Denkunfähigkeit der Frauen, da Schreiben und Denken — auch bei Romanen — mit einander doch ein wenig verbunden zu sein pflegen. Aber der Autor will nichts gesagt haben, weil zu seiner Zeit die Thatsachen schon gar zu laut sprachen; Romanmeisterwerke aus weiblicher Feder standen zu unbestritten da, um nicht gegen ihn angeführt zu werden, falls er die Fähigkeit, die er nicht ohne Bedauern den Frauen einräumt, denselben abgesprochen hätte, — und standen

zu zahlreich da, um den Ausweg: „das schriftstellernde Weib ist kein Weib" offen zu lassen. Also greift er zu dem gewiß nicht loyalen Mittel, die Kunstgattung selber — deren sich die von oben herab Behandelten siegreich bemächtigt haben — auch von oben herab zu behandeln: Novellen- und Romanschreiberei — synonym mit leichter Schreiberei — dazu braucht man weder Verstand, noch Logik, noch Gedankenkonzentration, noch Vernunft; dazu ist's im Gegenteil von Vorteil, um „Bedeutendes zu Tage zu fördern", wenn man die Fähigkeit hat, „Lappalien" wahrzunehmen. Übrigens weiß ich nicht, ob Verfasser Madame de Staël's „Considérations sur la révolution française", Meysenbug's „Memoiren einer Idealistin" und Troll-Borostyáni's „Die Gleichstellung der Geschlechter" mit zur Novellenschreiberei gerechnet hat?

Unbeirrt durch das eben gemachte Zugeständnis, daß dem Geist der Frauen bedeutende Dichtungswerke entsprungen sind, fährt E. Reich in seinen verschiedenen Behauptungen über weibliche Geistesbeschaffenheit also fort:

„Der Verstand der Frauen ist, wenn man es so bezeichnen soll, heiterer, leichter, beweglicher als der Verstand der Männer, mehr für die Oberfläche als für die Tiefe, mehr für die Form als für die Substanz."

„ . . . Die Denkkraft, besonders das Vermögen des intensiven Nachdenkens, findet man bei dem Weibe in geringerem Grade entwickelt als bei den Männern. Daher wird niemals die Frau in aller Beziehung an Stelle des Mannes treten können, auch wenn sie des Unterrichts an Universitäten genoß."

„ . . . Jeder hohe Aufschwung des Denkens setzt ein höheres Maß von Objektivität voraus. Frauen werden niemals imstande sein, höchst intensivem Nachdenken sich zu widmen, die Gedanken von der Herrschaft der Gefühle auch nur für Augenblicke zu befreien. Weil die Phantasie bei den Frauen so überwiegt, das Gedächtnis auf Einzelnheiten sich beschränkt und mehr mit den Sinnen als mit Ideen und Reflexionen in Beziehung steht; weil der Verstand bei der Erscheinung verbleibt und zu der Ermittelung von Ursachen und Prinzipien

nicht sich emporschwingt, darum ist kein Weib fähig, kontemplativ sich zu verhalten, Gesetze zu geben u. s. w."

Die Frau ist — die Frau hat — die Frau kann —, oder sie ist und hat und kann nicht: solche Sätze hätten doch nur wissenschaftliche Berechtigung, wenn diejenige Ordnung der Geschöpfe, von welchen „die Frau" durch die angeführten Merkmale sich unterscheiden soll, diese Merkmale nicht besäße. Versucht man aber, die zu jener Zeit über die Frauen gemachten Aussprüche in der Form des implizierten Gegensatzes auszudrücken, so zeigt sich, wie wenig Stichhaltigkeit darin enthalten war. Z. B. „Die Männer sind nicht eitel — nicht oberflächlich — nicht abergläubisch" —; oder „Die Männer sind verstandesstark — willenskräftig — tiefe Denker." Da liegt der Ausruf gar zu nahe: Nicht alle, nicht alle! Es giebt Männer genug, welche die ersteren Merkmale besitzen und der zweiten ermangeln. Dasselbe gilt für die Frauen. . . . „Ausnahmen kommen überall vor," wird nun die Rechtfertigung lauten, „wir sprachen nur von der Allgemeinheit, von der Mehrzahl." Ah so! Habt ihr aber auch ein Recht, ihr gelehrten Frauenforscher, gleich auf die Allgemeinheit zu beziehen, was ihr an euren Gattinnen und Schwiegermüttern wahrgenommen habt, und als organisch begründete Unterschiede hinzustellen, was bald hier und bald dort vorkommt, nur hier vielleicht etwas öfter als dort? Damit eine Sache als wissenschaftliche Wahrheit, auf die man Folgerungen stützen will, vorgebracht werden dürfe, muß sie — von Monstruositäten und Abnormitäten abgesehen — immer und überall vorhanden sein. Und gehörten etwa Frauen, welche denken konnten, und Männer, welche dumm waren (denn ist jene Phrase von dem „Verstande der zu der Ermittelung von Ursachen und Prinzipien sich nicht emporschwingen kann," etwas Anderes als eine Umschreibung von Dummheit?), gehörten etwa, fragen wir, gescheidte Frauen und dumme Männer zu den Naturspielen und Mißgeburten? Vorausgesetzt, daß die von den damaligen Frauenbeurteilern erkannten Charaktere in erdrückender Überzahl bei dem „schönen Geschlechte" hervortraten, so waren diese Charaktere dennoch

keine wesentlichen, im Organismus wurzelnden Unterscheidungsmerkmale, sondern mußten sich auf äußere Umstände und Einflüsse zurückführen lassen. Wenn es unter den Frauen weniger denkende als fühlende gab; wenn diese oder jene Eigenschaften und Fehler unter ihnen vorherrschten, konnte dies nicht seine Erklärung in den Einflüssen der Erziehung und der Lebensstellung finden? Aber dieser Gesichtspunkt ward von den vermeintlichen Frauenkennern im Sinne Reichs gar nie herangezogen — ein Umstand, der entweder auf absichtlicher Fälschung der Argumentation beruhte, oder der jene Herren — obwohl sie dem „spezifisch philosophischen" Geschlechte angehörten — in die Kategorie derjenigen reihte, deren „Verstand bei der Erscheinung bleibt und zu der Ermittelung von Ursachen und Prinzipien nicht sich emporschwingen kann."

Und da, wo der Hinweis auf die organische Naturanlage nicht genügend standhielt, da berief man sich auf das „Ideal". Es konnte ja allenfalls geschehen, und geschah auch sehr oft, daß Frauen jene Eigenschaften und Mängel nicht zeigten, welche als ihre wesentlichen Merkmale verkündet worden waren: — dann entsprachen sie eben nicht mehr dem Ideal der Weiblichkeit. Damit glaubte man etwas noch Unwandelbareres und Unanfechtbareres angeführt zu haben, als die Natur selber. Abstraktionen wurden da als Norm der Erscheinung angeführt, uneingedenk der Thatsache, daß sich die Abstraktion aus der Erscheinung gebildet hat. „Weiblichkeit" ist nicht dasjenige, was die Frauen zu dem macht, was sie sind, sondern das, was sie sind, giebt das Bild zu der sogenannten Weiblichkeit ab. In unserer Welt der Endlichkeiten und Vergänglichkeiten können wir ein „Ewiges" nie erschauen — auch das berühmte „Ewig-Weibliche" war nur ein lügnerisches Dichterwort. Daß in jedem Lande, zu jeder Zeit all die Ideale von einander verschieden sind, das erschüttert die Idealverfechter nicht in der Ansicht, daß die jeweilen von ihnen gebildete Abstraktion die ewige Norm des Wirklichen und Wesentlichen sei. Die Amazonen — falls sie existierten — würden auch ein Weiblichkeitsideal abgegeben haben, und wie wäre dieses Ideal in der orientalischen

Welt beschaffen, wie im römischen Staate, wie im Mittelalter und wie im neunzehnten Jahrhundert? Wie erst unter uns — wo das Ideal unserer Menschinnen in das der Menschheit aufgegangen ist, und wo es einen gesonderten Begriff weiblicher Vollkommenheit nicht mehr giebt — gerade so wie im Maschinenalter, nach aufgehobener Leibeigenschaft, es keine Ideale der Hörigkeit mehr gab.

An dieser wie an allen aus jener Zeit stammenden Fragen ersehen Sie wieder, wie die Geister im Banne des Unwandelbarkeitsglaubens standen; wie, allen Erfahrungen von zurückgelegten Umänderungen zum Trotz, die jeweilig erreichten Zustände als dasjenige betrachtet wurden, auf dem fortan beharrt werden müsse. Als solche Beharrungssinnbilder stellte man allerorts die sogenannten Ideale auf. Nur Wenige gab es — und diese waren als revolutionäre Träumer verpönt —, welche an Stelle jener Ideale, deren unideale Abstammung sie erkannten, deren nahenden Zusammensturz sie vorausahen, neue, erst in der Zukunft zu erreichende Ideale aufgerichtet hatten. Gerade in der Zeit, von der wir reden, begann langsam das Umrißbild eines Ideals sich zu zeichnen, zu dem die landläufigen Begriffe der durch Sitte, Gesetz und Erziehung eingeschränkten „Weiblichkeit" in immer fühlbarerem Widerspruch standen: das Ideal der „Vollmenschlichkeit". Freiheit, Würde, Ansehen — darauf sollte jeder Vollmensch, ohne Rücksicht auf Rasse, Stand und Geschlecht, gleichen Anspruch haben und auf Gerechtigkeit, Vernunft und Milde sollte dieser Anspruch fußen. Gar manche Eigenschaften, welche vormals als dem weiblichen Ideal widerstrebend und dem männlichen hingegen angepaßt erschienen, als da sind: Lust zum Kriegführen und zu Abenteuern, Ausdauer im Trinken, Liebeln und Würfeln, Befähigung zum Inquisitoren- und zum Henkerdienst — das waren alles Dinge, die auch unter der männlichen Hälfte der Vollmenschheit erst ausgerottet sein sollten, ehe die volle Gleichberechtigung der andern Hälfte wünschenswert und erreichar war.

Die Verteidiger bestehender Einrichtungen haben immer

leichtes Spiel, wenn sie die Konsequenzen einer Neuerung als in Kollision mit den übrigen unverändert gedachten Einrichtungen darstellen und wenn sie übersehen oder absichtlich verschweigen, daß in jedem Organismus — auch im gesellschaftlichen — ein Gesetz korrelativer Abänderung waltet, wonach die Modifikation irgend eines Teiles die Umwandlung vieler anderer Teile nach sich zieht. In einer Gesellschaft z. B., in der das Vorrecht des Stärkeren so radikal ausgerottet wäre, daß in derselben die Gleichstellung der Frau erreicht worden wäre, würde überhaupt nicht mehr Krieg geführt, und die Anomalie einer Schlachten befehligenden Feldherrin käme da gar nicht mehr in Betracht. Frauen als Priesterinnen derjenigen Religion, welche seit jeher von Männern auf Männer ihre Weihen übertragen, welche einen aus drei männlichen Wesen gedachten Gott verkündete, welche das Weib als die Erblasserin alles Sündenelends hingestellt und den Satz lehrte „mulier tacet in ecclesia“ — als die Priesterin dieser Religion, oder gar der mohammedanischen, welche dem Weibe keine Seele zusprach, konnte eine Frau wohl niemals gedacht werden — aber sollten denn diese Formen selber, in der neuen Ära, der die Vollmenschlichkeit entgegenstrebte, noch enthalten sein? . . .

Einer der stärksten Gründe gegen die Frauenbefreiung — stark, weil er im Gefühl wurzelte — war die Anschauung, wonach alles Zarte, Schöne, Milde in dem weiblichen Ideal enthalten war und wonach die noch vorhandene, von den Männern im täglichen Leben bethätigte Barbarei — das Kriegstum, die sinnliche Zügellosigkeit u. s. w. — im andern Geschlecht sozusagen Dämpfung und Besänftigung finden sollte. Nicht nur den Mann zu beglücken, ward das Weib geschaffen, sondern auch ihn zu veredeln — und in diesem Sinne war es nun, daß der Satz aufgestellt und in tausend lobhudelnden Variationen wiederholt wurde, die Frau sei zu gut, um dem Mann gleichgestellt zu werden. Mit der gleichen Bestimmtheit, mit der man die geistige Inferiorität der Frauen verkündet hatte, pries man nun die Vorzüge ihres Charakters, die Ueberlegenheit ihrer Tugend, als ob es wirklich nur lauter aufopfernde,

keusche, liebevolle Frauen gegeben und als ob es ihres Amtes wäre, alles, was es da Rauhes giebt, zu ebnen und zu glätten.

„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Szepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichsten Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht."

Immer nur im Hinblick dessen, was die Frau — nicht als Mensch an sich, sondern als Gefährtin des Mannes, — leisten konnte, ward ihr Wert und ihr Recht bemessen. Sei's nun, um als Weib des Wilden die Gunst zu genießen, dem Herrn das erbeutete Wild in die Hütte zu schleppen; um als Hindu-witwe dem toten Gebieter durch den Holzstoß ins Jenseits folgen zu dürfen; oder um als angetraute Hausfrau dem Gesponsen die Hemdknöpfe anzunähen, oder um endlich, wie die beliebte Schmeichelrede lautete, als hochgebildete Salondame durch ihren verfeinernden Umgang auf ungehobelte Jünglinge abschleifend zu wirken („Willst du wissen, was sich ziemt — frage nur bei edlen Frauen an"): immer war es ihre männerbeglückende Wirksamkeit, auf die sie sich prüfen lassen mußte.

Aber von allen weiblichen Eigenschaften die besungenste, die wesentlichste, war die Schönheit; von allen zu erlangenden Künsten war die Kunst, den Männern zu gefallen, ihre Begierden zu entflammen, die wichtigste. Schönheit ward so sehr als Pflicht oder doch als Vorrecht des weiblichen Geschlechtes erkannt, daß man letzteres kurzweg das „schöne" nannte. Die Männer waren zu stolz, um sich für den Liebreiz, den ihre Erscheinung auf Frauensinne üben konnte, preisen zu lassen. Zwar verschmähten sie es nicht, zu gefallen, aber nimmermehr hätten sie es geduldet, daß ihnen Schönheit als ihr mächtigster Vorzug nachgerühmt werde. Dazu war auch keine Gefahr. Die Ruhmausteilung lag ja in den Händen der Männer selber, und da war nicht zu fürchten, daß einer des andern Schönheitsmacht besinge. Und auch in den Fällen, wo Frauen das Wort führten, erscholl nicht das Lob der Männerschönheit; es war dem „schönen Geschlecht" zu sehr eingeprägt worden, daß

die Anmut äußerer Form nur seine Prärogative sei und daß Männer um ganz anderer Eigenschaften willen geliebt werden müssen. Es hatte sich die Sage festgesetzt, daß edle Frauen für den Eindruck, den männliche Jugend und Schönheit hervorbringen, keine Empfänglichkeit haben; daß sie nur in geistige Vorzüge sich zu verlieben imstande seien. Nur sie hatten die Pflicht, mit ihrem Liebreiz zu entzücken; sie kamen der Erfüllung ihres Berufes desto näher, je mehr Jugend und Körperschönheit sie besaßen; — doch solches von den Männern zu verlangen, darüber waren sie — so hatte man sie zu belehren gelehrt — durchaus erhaben. Ob männliche Schönheit dennoch denselben Eindruck auf sie machte, den ihr Reiz auf das „starke Geschlecht" ausübte, das hat man nie erfahren, denn in Wort und Schrift ahmten sie den allgemein angeschlagenen Ton nach; sie selber schilderten in entzückter Sprache den Schönheitszauber ihrer Schwestern und lobten an den Männern nur die Vorzüge des Charakters. Man denke auch, wie albern es geklungen hätte, wenn ein junges Mädchen die Eindrücke eines Balles etwa in folgender Weise hätte beschreiben wollen: „Ein Kranz herrlich blühender Männerblumen schmückte den Saal; — von dem Glanze ihrer strahlenden Augen geblendet, von dem Liebreiz ihrer schlanken Gestalten entzückt, wußte mein Blick nicht, wo er haften sollte" u. s. w. Oder welche Schriftstellerin hätte ihren Helden mit den Worten eingeführt: „Karl war eine Schönheit ersten Ranges. Obgleich nicht mehr jung — das Kap der Dreißig lag schon hinter ihm — hatte er den Zauber des Liebreizes noch bewahrt und zählte zu den begehrenswertesten Männern der Gesellschaft. Überall, wo er sich zeigte, ging ein Gemurmel der Bewunderung durch die Frauengruppen; dem Banne seiner sinnberückenden Anmut vermochte kein Weiberherz sich zu entziehen, und er war sich auch der Macht bewußt, welche seine sieghafte Schönheit ihm verlieh." Was solche Redeweise Beleidigendes und Entwürdigendes enthält — für Menschen beiderlei Geschlechts, das leuchtet uns deutlich

ein. In jener Zeit jedoch, wo Phrasen wie die obigen ganz und gar unmöglich gewesen wären, wenn auf einen „Karl" angewandt, auf eine „Karoline" bezogen, hingegen nichts Anstößiges hatten, — zu jener Zeit waren die Frauen an derlei Schmeicheleien so gewöhnt, daß sie dieselben ohne Zorn anhören konnten, ja sogar mit Genugthuung als das hinnahmen, wofür es ausgegeben ward: als Huldigung.

Da alles, worauf ein Mensch stolz zu sein pflegt — Rang, Name, Ansehen, Stellung — einer Frau nur durch Vermittelung des Mannes, der sie zur Gattin erkor, zugänglich war; da ferner Schönheit diejenige Eigenschaft vorstellte, welche ihr die meiste Chance bot, einen Mann zu erringen, so war es ganz natürlich, daß sie in ihre Schönheit denselben Stolz setzte, den der Mann ob jener Eigenschaften und Verdienste empfand, die *ihm* zu Rang und Ansehen verhelfen konnten. Da ferner die körperliche Schönheit am glänzendsten zur Zeit der Jugend sich entfaltet, galt Jugend als die nächstwichtige Eigenschaft: ein echtes, ein spezifisches Weib war eigentlich nur das schöne und junge Weib, gerade so wie die spezifische Rose nur in der blühenden Blume gedacht wird. Fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt und vollendet schön sein, das war wohl in der Rangordnung der Frauenarmee dem Generalsgrade gleich. Viele Widersprüche, welche die Idee der Emanzipation hervorrief, fußten auf der Vorstellung, daß das holderblühte junge Weib in öffentlichen Ämtern, in Anatomiesälen, in Parlamentshäusern statt „reizend" lächerlich erscheinen könnte. ... Ja, *reizen*, nämlich zur Begierde entflammen, den zu bietenden Wollustbecher möglichst würzen: das war höchstes Frauenverdienst. Und mit dieser Odaliskenwürde gab sich das schöne Geschlecht zufrieden.

Freilich war die Auffassung eine andere. Schönheit wurde als eine Art Gottesgnadentum verehrt; die damit Gekrönten fühlten ihre Macht und nahmen die Huldigung als schuldige Abgabe hin. Sie lächelten auf die vor ihnen Knieenden hinab, vergessend, daß der Sockel, auf dem sie standen, aus den Begierden Jener gezimmert worden.

Welche Schätze von Zeit, von geistiger Kraft damals von den Frauen vergeudet wurden, um ihr lohnendstes Ehrenziel: schön zu sein oder mindestens zu scheinen, zu erreichen, das ist unberechenbar. „Toilette" war der Name eines ganzen Kultus, dessen stets zu befolgende und stets wechselnde Liturgie „die Mode" hieß und welchem zu dienen ein Heer von Sklavinnen und Priesterinnen und Hoheprieſterinnen angestellt war. Ein Kultus, der, gleich dem einstigen opferverschlingenden Moloch, auf seinen Altären unzählige Vermögen in Rauch aufgehen machte, dem Gesundheit und Ehre hingeschlachtet wurden. Da gab's ein lichtstrahlbrechendes Glas — sie nannten's Diamanten —, ein Ding, das wir heute aus Zucker herstellen können und aus welchem wir mitunter die Dielen und Decken unserer Gemächer verfertigen, welches an sich hängen zu haben für ein solches Glück galt, daß manches Weib als Preis dafür — sich selber hingab. Wir können es an den alten Bildern sehen, wie zu jener Zeit die Frauen mit Spitzen, Federn und Edelsteinen bedeckt waren; wie sie nicht nur ihre Arme mit Spangen, ihre entblößten Schultern mit Perlen, ihr langes, kunstvoll aufgestecktes Haar mit falschen Blumen schmückten, sondern sogar ihre Ohren durchlöcherten, um deren Läppchen mit schwerem Gestein herabzuziehen — eine Sitte, die uns nicht viel weniger wild anmutet, als jenen die Nasenringe der Indianer scheinen mochten. Einstens war das Tragen des Ohrschmuckes auch unter den Männern Mode gewesen und man traf im Maschinenalter noch vereinzelte alte Herren, die in dem einen Ohr ein schmales Goldreifchen trugen. Das waren nur Rudimente — im allgemeinen waren die Männer über Putz und Tand schon hinausgewachsen. In der männlichen Tracht war nichts mehr von Buntfärbigkeit und Metallflitter zu sehen, mit Ausnahme jedoch der Hof- und Militäruniformen. Aber dieser letzte Rest der Kleiderpracht kostete den Trägern — da hierbei feste Vorschriften befolgt werden mußten — keinen Kraftaufwand von Geist und Erfindung mehr; während bei den Frauen, deren Tracht dem Geschmack und der Willkür überlassen war, die Frage: „Was werde ich

anziehen?" zwei Drittel der Lebensinteressen vorstellte. Wenn man bedenkt, daß der Gang der Zivilisation und damit die Entfaltung menschlicher Gesittung und Wohlfahrt von dem Maße der zurückgelegten intellektuellen Fortschritte abhängt, und wenn man daneben berechnet, wie viel Nachdenken, wie viel geistige Anstrengung, wie viel Talent von seiten der halben Menschheit an die Bekleidungsfrage gewendet wurde, so läßt sich ermessen, um wie vieles das Glück unseres Geschlechts durch das Schönseinwollen des sogenannten schönen Geschlechts verzögert worden ist.

Sie müssen nicht glauben, daß man diese der Toilettenfrage zugewendete Wichtigkeit und Leidenschaftlichkeit etwa gut hieß, daß man nicht auch schon empfand, wie oberflächlich, wie thöricht, wie zeit- und geldraubend, gesinnungserniedrigend die weibliche Putz- und Gefallsucht an sich war. Man braucht nur in den alten Autoren die zahlreichen, gegen die Frauen gerichteten Gemeinplätze und die an sie gerichteten Predigten zu lesen, um zu sehen, wie sehr man sie um ihrer Eitelkeit willen schalt und höhnte, wie sehr man sie davor in allen Erbauungs- und Erziehungsschriften warnte. Die scharfsinnigen Beobachter der Frauen ermangelten nie, auf die Frivolität des schönen Geschlechts aufmerksam zu machen, welches für nichts so lebhaftes Interesse hegte als für den Putz, dessen meiste Gespräche und Gedanken um Kleiderschnitte und Hutformen sich drehten; auch ermangelten sie nicht, diese so trefflich durchschauten Charaktereigentümlichkeiten unter den Beweisgründen anzuführen, welche gegen die Gleichberechtigung der Frauen ins Feld gerückt wurden: denn wie sollten diese oberflächlichen Geschöpfe wichtige Ämter verwalten können — und läßt sich etwas Lächerlicheres denken als Aktenstöße neben Mode-Journalen, chirurgische Instrumente neben Puderschachteln, mathematische Figuren neben Schnittmusterzeichnungen? Wie vertrüge sich, so fragten jene tiefen Frauenkenner weiter, ein Ausdauer und Verstandeskraft erfordernder Beruf mit diesem seichten Sinn, mit den Eifersüchteleien zwischen Nebenbuhler-

innen, mit der ewigen Sorge um die eigenen Reize — mit dem ewigen Gefallenwollen?

Ja, das Gefallenwollen ward denjenigen gar bitter vorgeworfen, die man zum Gefallenmüssen aufgezogen hatte. Empört Sie solche Ungerechtigkeit? Wir dürfen eben den Maßstab der Gerechtigkeit nicht anlegen, um das Urteilsverfahren der Vergangenheit zu messen. Da, wo die Logik — diese Gerechtigkeit des Verstandes — noch nicht zur allgemeinen Denksitte geworden, da läßt sich auch von der Allgemeinheit kein gerechtes Fühlen und Handeln erwarten. Wenn es erlaubt, wenn es möglich war, die notwendigen Folgen einer Sache als deren zwingende Ursachen hinzustellen, so konnte doch ein richtiger Schluß nicht gewonnen werden. Wenn wie hier z. B. die Fehler, welche aus der Stellung der Frauen resultierten, als Gründe angeführt wurden, welche diese Stellung und das Verharren in derselben rechtfertigen sollten, so entzieht sich die Frage jeder weiteren vernünftigen Erörterung. „Zu gefallen," — lehrt man dem Weibe — „ist deine Pflicht und obendrein deine einzige Glückschance, denn aus dir selbst darfst du nichts werden, und nur derjenige, dem es dir gelungen, zu gefallen, kann dir die Güter des Lebens zukommen lassen." „Du bist" — so lautet der nebenhergehende Satz — „so sehr bemüht, dich schön und reizend zu machen, — dein frivoler Sinn ist so sehr mit den Kleinlichkeiten des Putzes beschäftigt, daß du ganz untauglich bist, dir selber die Güter des Lebens zu verschaffen." In eine Buchstaben-Formel aufgelöst, ergeben diese beiden Behauptungen folgende niedlichen Sätze:

Du mußt A sein, weil du zu B nicht taugst.
Du taugst zu B nicht, weil du A bist.

Sollen wir voraussetzen, daß diese Raisonniermethode auf absichtlicher Irreführung beruhte? Schwerlich: kein Mensch will für dümmer gelten, als er ist. Was hier zugrunde lag, war die allgemein verbreitete Ansicht, daß dasjenige, was die Leute sind — als Individuen oder als Klassen betrachtet —,

immer das Produkt ihrer natürlichen Anlagen sei; während doch in Wahrheit Individuen und Klassen diejenigen Merkmale zeigen, die durch die stattgehabten Einflüsse so und nicht anders sich entwickeln mußten. Immer die Verkennung der großen, damals noch so wenig verbreiteten Wahrheit, daß alles Seiende ein zu fernerem Werden berechtigtes Gewordenes ist.

Die Gefallsucht der Frau war ein charakteristisches Merkmal. Um dies zu erhärten, ward man nicht müde, tausend Beispiele anzuführen und die Thatsache aus anderen Eigentümlichkeiten — Seichtigkeit, Beschränktheit und dergleichen — heraus zu erklären. Nur die eine Möglichkeit: daß das Merkmal ein anerzogenes, durch die Lage der Frauen künstlich geschaffenes sei, an die wurde gar nicht gedacht. Mehr noch: wenn eine Frau Toilettenkünste verschmähte, unbequemen Moden sich nicht fügte, das Haar kurz scheeren ließ, so wurde sie als „unweiblich" aus der Ordnung echter Frauen gestrichen und die schreckliche Drohung über sie verhängt, daß sie „keinen Mann finden werde" — eine Strafe, die übrigens gern auf alle Befreiungsversuche der Frauen — auch auf die geistigen — gesetzt wurde Alles, was die Frauen an Selbständigkeit gewannen, sollten sie an anziehendem Reiz verlieren, hieß es in den von konservativer Seite vorgebrachten Warnungsregeln.

Mit den meisten den Frauen nachgesagten seelischen Eigenschaften, in lobendem wie in tadelndem Sinne, verhielt es sich ebenso wie mit der Gefallsucht. Überall wäre so viel auf Rechnung der Erziehung und Lebensstellung zu bringen gewesen, daß nur schwer ein Rest natürlicher Anlagen sich hätte bestimmen lassen. Und selbst von diesem Rest wäre noch ein bedeutendes Etwas abzuziehen gewesen, nämlich die von der Mütterreihe ererbten Eigenheiten, welche nicht als spezifisch weibliche Merkmale, sondern als die Resultate der von den vergangenen Frauengeschlechtern erlittenen Einflüsse hätte gelten müssen; denn bekanntlich übertragen sich mehr mütterliche Eigenschaften auf die Töchter als auf die Söhne.

Aber so gewissenhaftes Wägen und Rechnen war — in Sachen des Geistes wenigstens — nicht Brauch. Es war viel einfacher und leichter, die von den umgebenden Erscheinungen gelieferten Durchschnittserfahrungen aufzuzeichnen und mit Gelehrtenmiene zu sagen: „So ist die Sache", was die stillschweigende Annahme in sich schloß: So und so ist die Sache ihrer Naturanlage, ihrer inneren Wesenheit nach beschaffen.

Noch ein Zug, um dessentwillen die Frauen von den Einen bewundert, von den Anderen geringgeschätzt wurden, war ihr Hang zur Religiosität und ihre größere Neigung zum Aberglauben. Ersteres wurde wieder auf das beliebte Axiom von dem lebhafteren und tieferen Gefühlsleben des Weibes, letzteres auf das nicht minder beliebte von dessen geringerer Verstandeskraft zurückgeführt, während in Wirklichkeit diese ganz richtig beobachtete Erscheinung — es gab in der That viel mehr fromme und viel mehr abergläubische Frauen als solche Männer — auf hundert verketteten Ursachen beruhte. Das regere Gefühlsleben und die geringere Verstandeskraft auch zugegeben, wären diese Erscheinungen selber wieder als Folgen von äußeren Einwirkungen zu begreifen, und es zeugt von der ganzen Mangelhaftigkeit des damaligen philosophischen Urteils, daß man stets bestrebt war, jede Erscheinung, die doch das Ergebnis von unzähligen verschlungenen Causalreihen war, auf ein einziges Prinzip zurückführen zu wollen und dann nicht weiter zu untersuchen, ob dieses Prinzip selber ein letztes oder ein abgeleitetes Gesetz vorstellt.

Finden Sie es nicht sonderbar, daß man das eine Geschlecht darüber belächelte, dasjenige zu glauben, was ausschließlich von dem anderen gelehrt wurde? Glaubten denn die Lehrenden ihre Doctrinen selber *nicht*? Wie — den Ermahnungen der Priester zu folgen, sich von ihrem Einflusse beherrschen zu lassen, das wurde den Frauen als spezifisch weibliche Schwäche angerechnet? Vergaß man denn, daß die Stifter, Apostel und Verkünder aller Religionen Männer waren und diese anfänglich hauptsächlich Männer zu bekehren

wünschten? Und wenn später immer mehr und mehr Männer sich von dem Dogma abwendeten, während die Mehrzahl der Frauen ihm treu blieb, so geschah dies nicht in Folge einer den ersteren angeborenen geistigen Freiheit — denn eine solche hätte von allem Anfang an sich nicht unterjochen lassen —, sondern einfach darum, weil die Feindin des Dogmenglaubens, die Wissenschaft, zumeist nur von Männern betrieben wurde und den Frauen grundsätzlich vorenthalten blieb. Die vorwiegend geistliche Erziehung, die aus allen Kindern — ob Knaben oder Mädchen — bigotte Menschen heranzubilden anstrebt und hierin auch bei beiden Geschlechtern gleiche Resultate erzielt, — diese Erziehung war ungleich verteilt: ein viel größeres Quantum derselben wurde der weiblichen Jugend zu teil.

Lassen Sie mich — als ein Beispiel unter vielen — folgendes Schriftstück anführen. Es ist ein Reskript Napoleons des Ersten an den Direktor der Offiziers-Töchterschule St. Denis, des Datums 15. Mai 1807, worin der Kaiser seinen Ideen über weibliche Erziehung Ausdruck giebt. Ich führe den französischen Text an, damit Sie sehen, wie schwache Gedanken — auch unter der Feder starker Geister — einen schwachen Stil nach sich ziehen.

„Il faut commencer par la religion dans toute sa sévérité. N'admettez, à cet égard, aucune modification. Elevez-nous des croyantes et non pas des raisonneuses. La faiblesse du cerveau des femmes, la mobilité de leurs idées, leur destination dans l'ordre social, la nécessité d'une constante et perpétuelle résignation et d'une sorte de charité indulgente et facile, tout cela ne peut s'obtenir que par la religion, par une religion charitable et douce.

. . . . . Presque toute la science qui y sera enseignée doit être celle de l'Evangile. Je désire qu'il en sorte, non des femmes très-agréables, mais des femmes vertueuses; que leurs agréments soient de mœurs et de cœur, non d'esprit et d'amusement; que les élèves fassent, chaque jour, des prières régulières, entendent la messe et reçoivent des leçons de caté-

chisme. Cette partie de l'éducation est celle qui doit être la plus soignée."

(„Man beginne bei der Religion in ihrer ganzen Strenge. Gestatten Sie in dieser Hinsicht nicht die mindeste Abänderung. Erziehen Sie uns gläubige und nicht raisonnierende Frauen. Die Schwäche des Gehirns bei den Weibern, die Beweglichkeit ihrer Ideen, ihre Bestimmung in der gesellschaftlichen Ordnung, die Notwendigkeit einer standhaften und immerwährenden Resignation und eine gewisse nachsichtige und leicht zu erweckende Barmherzigkeit: alles das läßt sich nur durch die Religion erreichen, durch eine barmherzige und sanfte Religion.")

„Alles das" — also die Schwäche des Gehirns u. s. w. — läßt sich durch die Religion erreichen. Welch ein Stil! Ein Körnchen Wahrheit ist wohl darin enthalten . . . , aber sicher nicht das, was der Verfasser sagen wollte. Und jetzt wird der Religion das Prädikat „sanft" gegeben, während ein paar Zeilen früher deren ganze „Strenge" gefordert wurde.

(„Fast alle in der Anstalt zu lehrende Wissenschaft soll diejenige des Evangeliums sein. Ich wünsche, daß da — nicht sehr liebenswürdige, sondern tugendhafte Frauen herangebildet werden; daß ihre Vorzüge Vorzüge der Sitten und des Herzens, nicht aber des Geistes und der Unterhaltung seien; daß die Schülerinnen täglich regelmäßig Gebete verrichten, die Messe hören und Unterricht im Katechismus erhalten. Dieser Teil der Erziehung ist derjenige, welcher am meisten gepflegt werden soll.")

Ihm selber, dem mächtigen Verfasser dieses Erziehungsplanes, hätte vielleicht eine kleine Lektion aus dem so warm empfohlenen Katechismus nichts geschadet; etwas Vertiefung in die Gebote: „Du sollst nicht töten" und „Du sollst nicht ehebrechen" hätte dem Gatten Josefinens, hätte dem millionenfachen Menschenmörder immerhin gut gethan. Aber nein: der starke Mannesgeist hat derlei nicht nötig; nur die Frauen sollen im Katechismus die eigene Gehirnschwäche üben und daraus die für ihre soziale Stellung erforderliche „immerwährende Resignation" schöpfen.

Die so vielfach und in allen Tonarten wiederholte Zusammenstellung von Religion und Frauen, sei es nun, um darzuthun, daß die letzteren gläubig sind oder daß sie es sein sollen, war zugleich beleidigend für die Frauen und für die Religion. Entweder wollte man damit ausdrücken, daß der Glaube gut genug sei für die geistig schwachen Weiber, oder daß die Weiber gut genug seien für den geistig unhaltbaren Glauben; immer war da beiderseitige Herabsetzung enthalten. Wenn in den Augen der Männer die Religion dasjenige war, wofür sie ausgegeben wurde, nämlich das auf höchster Wahrheit beruhende höchste Gut, so hätten sie dieselbe für sich als ebenso erlangenswert erachten müssen und hätten in der größeren Religiosität der Frauen keinen Beweisgrund ihrer geringeren Geistesfähigkeiten finden dürfen. Es ist uns beinahe unfaßlich, daß in Sachen des Glaubens und Aberglaubens und dessen ungleicher Verteilung bei den Geschlechtern nicht folgende, so naheliegende Schlüsse gezogen wurden:

Die Zunahme der Wissenschaft schwächt den Glauben;

Bildung verscheucht den Aberglauben;

Frauen werden wissenschaftlicher Bildung prinzipiell ferngehalten:

Folglich sind Frauen dem Glauben und Aberglauben zugänglicher als ihre männlichen Zeitgenossen.

Sie standen auf der Stufe einer früheren Bildungsepoche, einer Epoche, in der die Männer ebenso gläubig und ebenso abergläubisch waren. Oder zeigte das Mittelalter etwa nur glaubensfanatische *Frauen*? Wurde dem indianischen Medizinmann nur von Indianerweibern Glauben geschenkt? Überragten denn — auch in der damaligen Gegenwart — die gebildeten Frauen nicht den rohen Bauer an geistiger Freiheit und lieferte der Unterschied zwischen einer Harriet Martineau, der Verbreiterin der Auguste Comte'schen Philosophie in England, und einem Vorbeter tyrolischer Dorfprozessionen nicht eine negative Instanz gegen das Verfahren, alle Verschiedenheiten aus der organischen Geschlechtsverschiedenheit heraus erklären zu wollen?

Unfreiheit hängt überall mit Unbildung so eng zusammen, daß das beste Mittel zum Festhalten der Gefesselten stets darin bestand, dieselben so viel als möglich in Unwissenheit zu belassen. Daher der instinktive Widerwille gegen weibliches Wissen von seiten der Männer; gegen Bildung der niederen Klassen von seiten der hohen; gegen Aufklärung überhaupt von seiten der Priester, dieser Gefängniswärter der Vernunft. Das richtigste System zur Verhinderung der Frauenemanzipation wäre es jedenfalls gewesen, denselben die Kunst des Lesens und Schreibens gänzlich zu verbieten. Im Orient hielt man es auch so. Hatte dort eine Frau schreiben gelernt, so mußte sie dieses Verbrechen sorgfältig zu verbergen suchen. Ja — mit dem Preisgeben des Alphabets an die Frau war ihr auch die Wissenschaft preisgegeben. Freilich wurde das ganze Gebiet Stück für Stück gegen sie verteidigt. Immer, wenn sie wieder einen Zoll sich erobert hatte, hieß es: Wohlan denn, bis hierher sei dirs gestattet — weiter kannst du nicht und weiter sollst du nicht. Dem „sollst du nicht" mußte die Mehrzahl sich fügen; aber das „kannst du nicht" machten einige Mutige zu Schanden, indem sie, allen erdenklichen Schmähungen sich aussetzend, den Beweis lieferten, daß sie können. So ward die Grenze wieder um ein Stückchen hinausgeschoben, um wieder ebenso hartnäckig verteidigt zu werden.

Nicht nur im Reiche der Wissenschaft, auch in den Künsten herrschte dasselbe Grenzsperrsystem. „Les femmes, en général, n'aiment aucun art, ne se connaissent à aucun et n'ont aucun génie." So zitiert Schopenhauer aus Jean Jacques Rousseau und fügt hinzu: „Weder für Musik, noch für Poesie, noch für bildende Kunst haben sie wirklichen, wahrhaftigen Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Äfferei zum Behufe ihrer Gefallsucht ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben. Die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechtes haben es nie zu einer wirklich großen und echt originellen Leistung gebracht. Die natürliche Zusammensetzung des weiblichen Gehirns ist weder eines besonderen Verstandes, noch eines besonderen Talentes fähig."

Immer wieder wurde den Frauen als Beweis ihrer geringeren Begabung das Faktum hingehalten, daß unter der kleinen Anzahl Derer, die erst seit kurzer Zeit und mit Überwindung von allerlei Hindernissen eine Kunst betrieben hatten — daß darunter kein Homer, kein Raphael und kein Beethoven aufgetreten war. Zeigte sich dennoch eine achtungswerte weibliche Kunstleistung, dann hieß es: „Merkwürdig! Nur eine Frau und doch so Gutes — wirklich recht Gutes für eine Frau!"

Die einzige Kunst, bei der solche Urteile nicht gehört wurden, bei der zwischen beiden Geschlechtern kein Unterschied, weder an der Anzahl, noch an der Größe der Talente, angenommen werden konnte, — das war die darstellende Kunst. Denn auf der Bühne wirkten ebensoviele Frauen wie Männer und das Gleichgewicht in der Verteilung brachte auch das Gleichgewicht der beiderseitigen Leistungsfähigkeit zu Tage; — ein Umstand, der für den logisch vorgehenden Verstand allein genügt haben sollte, die auf anderen Kunstgebieten gemachten willkürlichen Behauptungen von weiblicher Minderbefähigung umzustoßen. Oder sollte man wirklich ein Naturgesetz sich gedacht haben, nach welchem das weibliche Gehirn derart organisiert sei, daß es von den neun Künsten nur in der einen es den Männern gleichthun könne, in allen anderen aber ewig zurückstehen müsse, so weit zurück, daß der Versuch allein, eine solche Kunst zu üben, für die anmaßenden Geschöpfchen lächerlich sei und daß man sie daran in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Kunst zu hindern habe? War aber dieses sonderbare physiologische Gesetz seit jeher erkannt worden? Hatte man etwa, als das Theater in seinen Anfängen war, den Frauen ihr Recht auf Mitwirkung und ihre Tüchtigkeit hierzu sogleich zuerkannt? Mit nichten. Wir wissen, daß im Altertum alle Rollen, auch die weiblichen, von Männern dargestellt werden mußten; daß im Mittelalter es allgemein für ein Ding der Unmöglichkeit galt, eine Frau auf die Bretter steigen zu lassen, und daß noch lange hernach, beinahe bis in das Maschinenalter hinein, das öffentliche Auftreten für die

Frau als eine Art Schimpf galt, daß der Verlust aller bürgerlichen Stellung, aller Ehrbarkeit mit dem Wagnis verbunden war, zur Bühne zu gehen.

Zu der Zeit, von der wir sprechen, bestand solches Vorurteil noch als Rudiment in philiströsen Gemütern; in der weiten Welt jedoch wurden die Künstlerinnen mit Reichtümern und königlichen Ehren überschüttet; an sie wurde der Maßstab, mit welchem man sonst die Tugenden der Weiblichkeit zu messen pflegte, nicht gelegt: weder Demut, noch Gehorsam, noch unverbrüchliche Keuschheit forderte man von ihnen; ihr Rang, ihr Wert hing nicht von der Stellung ihres Gatten ab, und, gattenlos, fiel nichts von dem Odium der Altjungfernschaft auf sie. Sie galten genau so viel wie ihr Talent, und dieses wurde weder in Hinblick auf weibliche Geistesschwäche mistrauisch und vorurteilsbefangen unterschätzt, noch in Rücksicht auf diese Schwäche mit sogenannter „Courtoisie" beschützt; sie standen da, unabhängig von des Mannes Gnade und des Mannes Druck — dabei aber nicht losgesagt von des Mannes Liebe und Freundschaft —, Gründerinnen ihres eigenen Ruhmes und Vermögens, Herrinnen ihres Schicksals. Kurz — sie gehörten zu den ersten Exemplaren der aus der Gattung „Frauen" langsam sich entwickelnden höheren Ordnung der Menschinnen. Vergleichen Sie das Ansehen und die Existenz einer Patti, einer Wolter, einer Nilsson, deren Triumphe die alten Chroniken uns aufbewahrt haben, mit der Lebensstellung der indischen Weiber, wie sie im folgenden Aufsatz geschildert wird, und urteilen Sie, ob es irgend eine seelische Organisation der Frau geben kann, auf deren Wesenheit hin man bestimmen könne, was die „naturgemäße Bestimmung" des ganzen Geschlechtes sei. —

„Zweck der Ehe," so lesen wir in Büchners „Die Frau im alten Indien", „Zweck der Ehe ist in den Augen Manus (der indische Noah) lediglich die Nachkommenschaft und deren Verpflichtung, für das Andenken und für die Verehrung des Verstorbenen zu sorgen, welche als Geister unter den Lebenden zu weilen pflegen. (Vorfahren-Kultus.) In diesem Sinne ist

die Frau gewissermaßen das Opfer der Familie; sie hat nichts für sich zu beanspruchen, sondern nur dem Manne als Mittel zu dienen, durch welches er in seinen Kindern wiedergeboren werden kann. Eine unfruchtbare Frau wird weggejagt; eine solche, die nur Töchtern das Leben giebt, Anderen überlassen. Gefällt eine Frau ihrem Manne nicht, oder ärgert sie ihn durch Widerspruch, so kann er sie verstoßen, mißhandeln u. s. w. Eine unfruchtbare Frau muß im achten, eine, die nur Töchter hat, im elften, eine solche, deren Kinder alle gestorben sind, im zehnten Jahre der Ehe durch eine andere ersetzt werden. Die Verlassene aber wird mit abgeschnittenen Haaren dem niedrigsten Elend preisgegeben; sie ist für die Gesellschaft so gut wie gestorben. Die indische Frau besitzt kein eigenes Vermögen und kann kein solches besitzen, mit Ausnahme persönlicher Geschenke, die als solche für den Mann keinen Wert haben; doch wird im Falle ihres Todes alles zurückgenommen. Sie selbst gehört ja nur zum Vermögen, oder ist bloßes Eigentum des Mannes. Glücklich muß sie sich preisen, wenn ihr der letztere im Falle ihrer Verstoßung eine Decke zum Zudecken oder eine Handvoll Reis zum Schutz vor dem Verhungern überläßt."

Nach weiteren Schilderungen fügt Büchner hinzu: „Dieses ist also die äußerste Konsequenz eines gesellschaftlichen Zustandes, in welchem die Frau nicht als Person oder als gleichberechtigte Genossin des Mannes, sondern als dessen Eigentum oder als Sache betrachtet wird. Freilich hat dieser in den Anfängen der Zivilisation sehr allgemein verbreitete Irrtum nicht überall zu so traurigen Konsequenzen geführt wie in Indien; aber doch lassen sich selbst heutzutage in der Stellung der Frau in unserem Staats- und Gesellschaftsleben Reminiszenzen an jene Zeit ausfindig machen, welche unserer Zivilisation nicht zur Ehre gereichen. Im alten Griechenland entschädigte sich der freie Bürger für die zurückgesetzte und ins Innere des Hauses gebannte Stellung seiner Lebensgefährtin durch den Hetärismus, welcher ihm das Ideal freien und in der Freiheit geistig mehr entwickelten oder selbständigen Frauen-

tums verwirklichte. Wir aber bedürfen — durch die freiere Stellung, die wir den Frauen eingeräumt haben — solcher zweifelhaften Surrogate nicht und werden ihrer um so weniger bedürfen, je mehr wir auf dem Wege vorwärts schreiten, welcher zu immer größerer Annäherung der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechtes an die männliche in Können, Wissen und Denken führt."

Sie sehen, meine geehrten Zuhörer (. . . . . und „Zuhörerinnen", würden unsere Vorfahren gesagt haben; aber unter uns kommt in einem Hörsaal dieser Unterschied nicht in Betracht. Sie sind hier alle als Lernende versammelt und dabei frage ich ebenso wenig um Ihr Geschlecht, als Sie nach dem meinigen gefragt haben. Die Ansprache: „Meine Herren und Damen", oder, aus gnädiger Höflichkeit: „Meine Damen und Herren" klänge von diesem Katheder aus ebenso unsinnig, wie es von seiten eines Professors im Maschinenalter unsinnig erschienen wäre, wenn er seine Hörer mit: „Meine Schwarzen und Blonden" angeredet hätte.) Sie sehen, daß ich mir keine Vorwegnahme eines zu damaliger Zeit noch nicht vorhandenen Begriffes zu schulden kommen ließ, indem ich von der kommenden Gleichberechtigung beider Geschlechter sprach, denn die Freidenker unter unseren Vorfahren, die Vertreter der neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung, unter welchen Ludwig Büchner, wie Sie wissen, einen der ersten Plätze einnimmt, gaben dieser Idee schon allenthalben Ausdruck. Durchaus nicht waren es die Frauen allein, welche ihrem Geschlechte größere Rechte vindizierten; unter den denkenden Männern vielmehr fanden sich solche, die, das Fortschrittswerk im Auge, das ganze Menschengeschlecht daran beteiligt sehen wollten. Unter den Frauen hingegen fand man die eifrigsten Hüterinnen der Frauenhörigkeit, die beredtesten Gegnerinnen der Emanzipation — gerade so, wie Neger einst die besten Sklavenhüter waren. Die Mütter predigten ihren Töchtern in diesem Sinne und in diesem Sinne sprachen die Weltdamen und schrieben sogar die Schriftstellerinnen, dadurch den nächstliegenden Zweck,

nämlich bei den Männern sich einzuschmeicheln, am sichersten erreichend.

Keine Frau des Maschinenalters — selbst unter den Anführerinnen der Emanzipationsbewegung — hat, daß ich wüßte, so energisch für die Rechte ihres Geschlechtes plaidiert wie der große englische Denker John Stuart Mill. In seinen Memoiren hat er der eigenen Frau das Zeugnis ausgestellt, daß er *ihrem*, in jeder Richtung freien und erhabenen Geiste die besten in seinen Werken enthaltenen Ideen zu danken habe. Aus dem so berühmten Buche dieses Verfassers „The subjection of women" will ich Ihnen nun einige Stellen mitteilen, damit Sie nicht etwa glauben sollten, daß alle Männer auf seiten des vorhin zitierten E. Reich standen und daß die neu aufgetauchte Befreiungstheorie nur in einigen überspannten Weiberköpfen spukte.

„Wir hatten die Moralität der Hörigkeit (die Verpflichtung, sich der Gewalt zu unterwerfen); dann die Moralität der Ritterlichkeit (das Recht des Schwachen auf Schutz und Nachsicht des Stärkeren); jetzt ist die Zeit der Gerechtigkeit gekommen." Daß diese Gerechtigkeit noch nicht allherrschend ist, das sieht Stuart Mill in der Unterordnung des weiblichen Geschlechtes: „So steht denn die Unterdrückung der Frauen als ein vereinsamtes Faktum inmitten der sozialen Institutionen, als einzige Bresche in ihrem wohlgefügten Grundgesetz, als alleinige Reliquie einer vergangenen Zeit, deren Denken und Thun in allen Punkten als überlebt gilt und nur in diesem einen, dem das allgemeinste Interesse beigemessen werden muß, konserviert wird. Man darf nicht annehmen, die Barbarei, welche die Menschen am längsten festgehalten, sei ein geringerer Grad von Barbarei als jene, welche sie früher abgeschüttelt haben."

„... Als gewiß und unumstößlich läßt sich Eines festhalten: die Frau wird dadurch, daß man der Entfaltung ihrer Natur freien Spielraum läßt, nicht verleitet werden, etwas zu thun, was absolut gegen dieselbe ist. Der Eifer der Menschen,

die Natur einzuengen, aus Furcht, dieselbe könne, sich selbst überlassen, ihre Zwecke nicht erfüllen, ist eine sehr überflüssige ... Jede Begrenzung des Wahlfeldes beraubt die Gesellschaft einiger Chancen, durch Befähigte bedient zu werden, ohne daß sie dadurch vor den Unbefähigten geschützt ist."

Lassen Sie uns diesen letzten Ausspruch des englischen Philosophen etwas näher betrachten. Daß es — auch unter den Männern — Unbefähigte auf allen von ihnen eingenommenen, gegen die Frauen so eifersüchtig verteidigten Gebieten gab, das ließ sich doch nicht ableugnen: schlechte Beamte, schlechte Ärzte, schlechte Schriftsteller. Und bei Zulassung der Frauen zu freiem Wettbewerb konnten doch nur diese Schlechten von den sie übertreffenden stärkeren Konkurrentinnen aus dem Felde geschlagen werden, während die schwächeren Bewerberinnen — von denen man unerwiesenermaßen stets eine so gefährliche große Menge voraussetzte — naturgemäß ebenfalls ausgeschieden bleiben mußten. Setzen wir die Sache in ein einfaches Rechenexempel um: Es soll eine Arbeit verrichtet werden, die aus Hebung von so und so viel Kilo besteht und die unter acht Arbeiter zu verteilen ist. Der Arbeitgeber wird von den sich meldenden Taglöhnern nur die stärksten wählen, um in möglichst kurzer Zeit mit der Aufgabe fertig zu sein. Es melden sich zehn Männer und zehn Frauen. Die letzteren werden, da sie bekanntlich schwächer sind als die Männer, zur Kraftprobe gar nicht zugelassen. In der That — unter den Frauen befanden sich neun schwache und nur eine starke, während unter den Männern sieben kräftige und drei schwache waren. Die acht männlichen Arbeiter werden angestellt — ein Schwächling darunter. Wären die Frauen zum Bewerbe herangezogen worden, so hätten, statt zwei Männern und zehn Frauen, drei Männer und neun Frauen abziehen müssen und der Gewinn wäre auf seiten des Arbeitgebers geblieben, denn er hätte alle acht Plätze mit kräftigen Leuten ausgefüllt. In dem versinnbildlichten Falle heißt der Arbeitgeber die Gesellschaft und der Gewinn der

Gesellschaft ist es, wenn die innerhalb ihres Kreises zu verrichtenden Arbeiten in die Hände einer größeren Anzahl von Befähigten fallen, gleichviel, welchem Stande, welcher Nation oder auch welchem Geschlechte dieselben angehören. Der Ausschluß eines Geschlechtes ist sogar noch viel nachteiliger als der einer Klasse oder Rasse, da es da nicht um einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil, sondern um die Hälfte der verfügbaren Kräfte sich handelt. Bei dem oben angeführten Beispiel ist durch das gewählte Zahlenverhältnis sogar der damals herrschenden Ansicht von der Inferiorität der Frauen ein Zugeständnis gemacht; in der Wirklichkeit jedoch, wenn an einer Schule, einem Konservatorium, einer Universität eine gleiche Anzahl von Mädchen und Knaben den gleichen Unterricht erhielten, zeigten die Prüfungen niemals ein tieferes Niveau der Erfolge auf seiten der weiblichen Studenten.

Ja — im Maschinenalter sehen wir dieses Phänomen zuerst auftreten — angestaunt, ausgelacht, verleumdet, verhöhnt: — der weibliche Student. In Amerika war zur selben Zeit diese Erscheinung schon etwas ganz Gewöhnliches geworden, aber wir beschränken ja unsere Betrachtungen auf die Staaten von Europa, und hier gehörte die akademische Laufbahn für Frauen noch zu den seltensten Ausnahmsfällen. Eine sehr geringe Anzahl von Lehrsälen — zumeist in der Schweiz — stand der weiblichen Jugend offen, und die Kandidatinnen kamen zumeist aus Rußland. Und weil von demselben Lande der Nihilismus ausgegangen war, so entstand in der Vorstellung der Menge eine Vermischung der Begriffe Nihilismus und weibliches Studententum; eine Ideenverbindung, die um so natürlicher war, als beides auf Befreiungsprinzipien beruhte und die Vertreterinnen beider Richtungen kurz geschorenes Haar zu tragen pflegten. So geschah es, daß für die ängstlichen Gemüter der am Hergebrachten Geklammerten das Bild einer die Universität besuchenden Hörerin der Medizin denselben Schauer erweckte wie dasjenige einer am Galgen baumelnden Zarenmörderin.

Anläßlich der Doktoraspirantinnen seiner Zeit läßt sich der öfter angeführte E. Reich also vernehmen:

„Wäre es nicht besser, die auf sich selbst angewiesenen und einigermaßen befähigten Frauen verlegten sich auf Kindergärtnerei, anstatt in physiologischen und chemischen Laboratorien, Anatomiesälen und Sternwarten sich unnütz zu machen! Im Kindergarten kann das Weib das Höchste leisten, den Grund zum Lebensglück unzähliger Menschen legen. Und welchen handgreiflichen und sittlichen Nutzen bringt ein Weib, welches z. B. in physiologischen Laboratorien Fröschen bei lebendigem Leibe das Rückenmark herausschneidet, lebenden Hunden die Eingeweide aus dem Leibe reißt und Kaninchen die Sinnesorgane zerstört, der Gesellschaft? Nicht nur keinen Nutzen bringt ein solches abscheuliches Frauenzimmer, sondern zur Verhärtung und Verrohung trägt ein solches entartetes Geschöpf bei. Darum hinweg mit dem Ekel weiblicher Medizin-Studenten! Nur Liebe, Menschlichkeit, Barmherzigkeit soll das Weib atmen, nicht Grausamkeit wirken."

Sträubt sich Ihr logisches Gewissen gegen solches rhetorisches Verfahren? Abgesehen davon, daß der in einem vereinzelten Buche der ganzen Frauenwelt gegebene Rat — „sich auf die Kindergärtnerei zu verlegen" — unmöglich von allen vernommen und befolgt werden kann, und, wenn befolgt, zu einer solchen Überfüllung des genannten Berufszweiges führen müßte, daß kein Lebensunterhalt dabei zu gewinnen wäre; abgesehen davon, daß die eben damals zum Leibarzt der Königin von Italien ernannte junge Doktorin kaum besser gethan hätte, Herrn Reich zuliebe Kindergärtnerin zu werden, statt ihm den Ekel des weiblichen Medizin-Studiums zu bereiten; — abgesehen von der Unhaltbarkeit des Rates, betrachten Sie einmal die Unhaltbarkeit oder vielmehr die philosophische Unredlichkeit von dessen Begründung. Die so abschreckend hingestellte Vivisektion ist entweder unnütz — dann sind die Männer, die sie betreiben, ebenso „abscheulich" wie die „Frauenzimmer"; oder aber, sie ist durch den Zweck der zum Besten der kranken Menschheit zu sammelnden Er-

fahrungen gerechtfertigt, dann macht das Geschlecht derjenigen, die sie ausüben, keinen Unterschied. Nur Liebe, Barmherzigkeit und „Menschlichkeit“ soll das Weib üben? Wurden denn physiologische Studien von seiten der Männer aus — den Männern geziemenden — Motiven des Hasses, der Grausamkeit und der Unmenschlichkeit betrieben? Schwerlich. Hätte übrigens der Autor bei Anwendung des Wortes „Menschlichkeit“ nicht bei dem Widerspruch sich ertappen müssen, der darin liegt, der einen Hälfte der Gattung das wesentlichste Merkmal der Gesamtheit zuweisen zu wollen? Warum sollte das Weib „menschlicher“ sein als der Mann, der doch in jeder Hinsicht sich als den eigentlichen Repräsentanten des Begriffes Mensch betrachtet wissen wollte?

Dieser Widerspruch erklärt sich, wenn wir bedenken, daß Menschlichkeit, im Sinne einer Tugend, damals nicht das war, was es heute geworden, nämlich der Grundzug des vollmenschlichen Charakters, sondern erst als eine ganz neue, mit dem herrschenden kriegerischen Geist noch arg in Widerspruch geratende Tugend auftrat. Am besten noch konnte dieselbe bei dem weiblichen Geschlechte sich bethätigen, welches von der Ausübung der obwaltenden Feindseligkeitspflichten ausgeschlossen war. Während im Kriege das Amt der Männer im Wundenschlagen bestand, durften die Frauen allein dieselben heilen. In einer vorgeschritteneren Zeit, wo die Humanität zum [illegible] Durchbruch gekommen war, da galt die Barmherzigkeit [illegible] wenig mehr als ein Vorrecht der Frauen, als der Verstand ein Vorrecht der Männer geblieben war. Dazumal, [illegible] Raubes und Rohes in der — sich so vor[illegible] [illegible] Kultur enthalten war, da ist es be[illegible] daß man den sanften Tugenden wenigstens bei jenen [illegible] die dem öffentlichen Leben [illegible] Da [illegible] Sohn des Landes mordpflichtig, [illegible] Raufen und Saufen und Ausschweifen allgemeine [illegible] war, da mochte wohl der Gedanke etwas Ab[illegible] daß das schöne Geschlecht dasjenige Ge[illegible] welches am friedlichen Hausherde die milde Flamme

der Liebe zu hüten angestellt war, es dem anderen gleichthun wolle und auch sich hinausstürzen ins „feindliche Leben". Da mochte man wohl fürchten, daß die Sanftmut, die Anmut, die Reinheit, — die Liebe selber vom Erdkreis verschwinden müsse, wenn die sogenannte „Weiblichkeit" nicht in ihren Schranken bliebe ...

Doch was war es, das die Männer da verteidigen wollten, indem sie das Fallen jener Schranken zu verhindern strebten? War es das Privilegium der weiblichen Tugenden oder etwa dasjenige der — eigenen Laster? Glaubten sie, daß, so lange die für die Menschenwürde und den Bestand einer gesitteten Gesellschaft notwendige Quantität von Enthaltsamkeit, Mitleid, Friedfertigkeit u. s. w. von den Frauen gepflegt würde, es den Männern statthaft sei, den gegenteiligen Untugenden zu fröhnen? Fast scheint es so. Und in der That, es herrschte auch eine für die Geschlechter getrennte Moral. Es gab spezifisch weibliche und spezifisch männliche Tugenden; die Beurteilung gewisser Handlungen war eine ganz verschiedene, wofern dieselben von einem Manne oder von einer Frau begangen worden. Vergehen gegen das sechste Gebot z. B. waren — wenn noch so gering — bei den Frauen das schwerst zu sühnende Verbrechen, während die strenge Befolgung desselben beim Manne hingegen lächerlich erschien. Die ganze Häßlichkeit ungezügelten rohen Treibens: Trunksucht, Raufluft, Unzucht, zeigte sich erst, wenn man sich dieselben als über eine Frau herrschend vorstellte, während Zecher, Duellanten und Don Juans als ganz liebenswürdige Männerfiguren gedacht werden konnten. Dafür galten manche Charakterschwächen für verächtlich bei den Männern und entschuldbar, wenn nicht reizend, bei den Frauen: Mutlosigkeit, Willenlosigkeit, Gedankenlosigkeit. Da wo die Frau diese lieblichen Fehler ablegen wollte, wo sie Thatkraft und Selbstvertrauen zeigte, priesen sie wohl Einige ob ihres *männlichen* Charakters, doch ließen Andere gleich die Befürchtung laut werden, daß mit Ablegung der weiblichen Untugenden auch die weiblichen Tugenden in die Brüche gehen müssen.

Was man nicht sah, was man nicht verstand, war dieses: Die unaufhaltsame Naturkraft, durch welche die Menschheit zu immer größerer Veredlung getrieben wird — eine Kraft, der die Meisten ohne Zielbewußtsein dienten, gegen die eine Anzahl der davon Getriebenen sich sogar stets zu widersetzen suchte —, war wieder einmal im Zuge, einen höheren Typus unserer Gattung zu formen: den Typus der Vollmenschlichkeit. Eine der Bethätigungen dieses Neugestaltungsdranges war die Frauenbefreiungsidee. Denn zur Erreichung des — mehr geahnten als erkannten — Ideals war die ungehinderte Entfaltung aller in der Gesamtmenschheit vorhandenen Geisteskeime nötig; keine der unter Allen verteilten Anlagen durfte mehr wegen vermeintlicher Untauglichkeit der Rasse oder des Standes oder gar des Geschlechtes unterdrückt werden; und die Tugenden, deren größere Verbreitung den neuen Typus charakterisieren sollte, durfte nicht mehr in zwei Hälften geschieden sein; Milde und Mäßigkeit auf der einen, Mut und Denkfähigkeit auf der anderen Seite mußte jeder Vollmensch aufweisen, ob er nun dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehörte. So wie es dazumal schon manche gemeinschaftliche Eigenschaften gab, ohne welche weder Mann, noch Frau Anspruch auf Achtung hatte, als: Redlichkeit, Reinlichkeit, Fleiß, Wahrheitsliebe, Pflichtgefühl, so hat ein späteres Vollkommenheitsideal alle menschlichen Tugenden von allen Menschen gleich gefordert. Mit Abschaffung der sonstigen Privilegien mußten auch die Lastervorrechte verschwinden und kein Mann durfte mehr stolz auf seine Ausschweifungen sein. Der Mut, diese Mustertugend zuerst des Löwen, dann des Wilden, dann des Helden, schließlich des stets schlachtbereiten Soldaten und mensurbereiten Studenten, verlor von seinem Nimbus und mußte nicht mehr von Männern allein bis zur Verachtung des Lebens getrieben werden, sondern ward in Stunden der Gefahr, in schweren Lebenslagen in gleichem Maße von dem vollmenschlichen Weibe gefordert; die Keuschheit war nicht mehr allein in des Weibes Hut gelegt und von diesem bis zur Abtötung aller natürlichen Triebe zu wahren, sondern jeder Vollmensch mußte es ver-

schmähen, der Sinnenlust ohne Liebe oder in verräterischem Treubruch zu fröhnen. So geschah es, daß durch die fallenden Fesseln, welche das eine Geschlecht so lange getragen hatte, nicht nur dieses, sondern auch das andere zu höherer Menschenwürde emporstieg. Ganz das Gegenteil von den Befürchtungen der Emanzipationsbekämpfer trat ein: nicht rohe, männliche Fehler nahm das Weib an, nicht in weichliche Weibischkeit versank der Mann, sondern beide vereint — unter ihnen die besten, stärksten, talent- und verstandesreichsten — bildeten sich zu den Mustern einer höheren Gattung heran.

die Frau gewissermaßen das Opfer der Familie; sie hat nichts für sich zu beanspruchen, sondern nur dem Manne als Mittel zu dienen, durch welches er in seinen Kindern wiedergeboren werden kann. Eine unfruchtbare Frau wird weggejagt; eine solche, die nur Töchtern das Leben giebt, Anderen überlassen. Gefällt eine Frau ihrem Manne nicht, oder ärgert sie ihn durch Widerspruch, so kann er sie verstoßen, mißhandeln u. s. w. Eine unfruchtbare Frau muß im achten, eine, die nur Töchter hat, im elften, eine solche, deren Kinder alle gestorben sind, im zehnten Jahre der Ehe durch eine andere ersetzt werden. Die Verlassene aber wird mit abgeschnittenen Haaren dem niedrigsten Elend preisgegeben; sie ist für die Gesellschaft so gut wie gestorben. Die indische Frau besitzt kein eigenes Vermögen und kann kein solches besitzen, mit Ausnahme persönlicher Geschenke, die als solche für den Mann keinen Wert haben; doch wird im Falle ihres Todes alles zurückgenommen. Sie selbst gehört ja nur zum Vermögen, oder ist bloßes Eigentum des Mannes. Glücklich muß sie sich preisen, wenn ihr der letztere im Falle ihrer Verstoßung eine Decke zum Zudecken oder eine Handvoll Reis zum Schutz vor dem Verhungern überläßt."

Nach weiteren Schilderungen fügt Büchner hinzu: „Dieses ist also die äußerste Konsequenz eines gesellschaftlichen Zustandes, in welchem die Frau nicht als Person oder als gleichberechtigte Genossin des Mannes, sondern als dessen Eigentum oder als Sache betrachtet wird. Freilich hat dieser in den Anfängen der Zivilisation sehr allgemein verbreitete Irrtum nicht überall zu so traurigen Konsequenzen geführt wie in Indien; aber doch lassen sich selbst heutzutage in der Stellung der Frau in unserem Staats- und Gesellschaftsleben Reminiszenzen an jene Zeit ausfindig machen, welche unserer Zivilisation nicht zur Ehre gereichen. Im alten Griechenland entschädigte sich der freie Bürger für die zurückgesetzte und ins Innere des Hauses gebannte Stellung seiner Lebensgefährtin durch den Hetärismus, welcher ihm das Ideal freien und in der Freiheit geistig mehr entwickelten oder selbständigen Frauen-

tums verwirklichte. Wir aber bedürfen — durch die freiere Stellung, die wir den Frauen eingeräumt haben — solcher zweifelhaften Surrogate nicht und werden ihrer um so weniger bedürfen, je mehr wir auf dem Wege vorwärts schreiten, welcher zu immer größerer Annäherung der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechtes an die männliche in Können, Wissen und Denken führt."

Sie sehen, meine geehrten Zuhörer (. . . . . und „Zuhörerinnen", würden unsere Vorfahren gesagt haben; aber unter uns kommt in einem Hörsaal dieser Unterschied nicht in Betracht. Sie sind hier alle als Lernende versammelt und dabei frage ich ebenso wenig um Ihr Geschlecht, als Sie nach dem meinigen gefragt haben. Die Ansprache: „Meine Herren und Damen", oder, aus gnädiger Höflichkeit: „Meine Damen und Herren" klänge von diesem Katheder aus ebenso unsinnig, wie es von seiten eines Professors im Maschinenalter unsinnig erschienen wäre, wenn er seine Hörer mit: „Meine Schwarzen und Blonden" angeredet hätte.) Sie sehen, daß ich mir keine Vorwegnahme eines zu damaliger Zeit noch nicht vorhandenen Begriffes zu schulden kommen ließ, indem ich von der kommenden Gleichberechtigung beider Geschlechter sprach, denn die Freidenker unter unseren Vorfahren, die Vertreter der neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung, unter welchen Ludwig Büchner, wie Sie wissen, einen der ersten Plätze einnimmt, gaben dieser Idee schon allenthalben Ausdruck. Durchaus nicht waren es die Frauen allein, welche ihrem Geschlechte größere Rechte vindizierten; unter den denkenden Männern vielmehr fanden sich solche, die, das Fortschrittswerk im Auge, das ganze Menschengeschlecht daran beteiligt sehen wollten. Unter den Frauen hingegen fand man die eifrigsten Hüterinnen der Frauenhörigkeit, die beredtesten Gegnerinnen der Emanzipation — gerade so, wie Neger einst die besten Sklavenhüter waren. Die Mütter predigten ihren Töchtern in diesem Sinne und in diesem Sinne sprachen die Weltdamen und schrieben sogar die Schriftstellerinnen, dadurch den nächstliegenden Zweck,

nämlich bei den Männern sich einzuschmeicheln, am sichersten erreichend.

Keine Frau des Maschinenalters — selbst unter den Anführerinnen der Emanzipationsbewegung — hat, daß ich wüßte, so energisch für die Rechte ihres Geschlechtes plaidiert wie der große englische Denker John Stuart Mill. In seinen Memoiren hat er der eigenen Frau das Zeugnis ausgestellt, daß er ihrem, in jeder Richtung freien und erhabenen Geiste die besten in seinen Werken enthaltenen Ideen zu danken habe. Aus dem so berühmten Buche dieses Verfassers „The subjection of women" will ich Ihnen nun einige Stellen mitteilen, damit Sie nicht etwa glauben sollten, daß alle Männer auf seiten des vorhin zitierten E. Reich standen und daß die neu aufgetauchte Befreiungstheorie nur in einigen überspannten Weiberköpfen spukte.

„Wir hatten die Moralität der Hörigkeit (die Verpflichtung, sich der Gewalt zu unterwerfen); dann die Moralität der Ritterlichkeit (das Recht des Schwachen auf Schutz und Nachsicht des Stärkeren); jetzt ist die Zeit der Gerechtigkeit gekommen." Daß diese Gerechtigkeit noch nicht allherrschend ist, das sieht Stuart Mill in der Unterordnung des weiblichen Geschlechtes: „So steht denn die Unterdrückung der Frauen als ein vereinsamtes Faktum inmitten der sozialen Institutionen, als einzige Bresche in ihrem wohlgefügten Grundgesetz, als alleinige Reliquie einer vergangenen Zeit, deren Denken und Thun in allen Punkten als überlebt gilt und nur in diesem einen, dem das allgemeinste Interesse beigemessen werden muß, konserviert wird. Man darf nicht annehmen, die Barbarei, welche die Menschen am längsten festgehalten, sei ein geringerer Grad von Barbarei als jene, welche sie früher abgeschüttelt haben."

„... Als gewiß und unumstößlich läßt sich Eines festhalten: die Frau wird dadurch, daß man der Entfaltung ihrer Natur freien Spielraum läßt, nicht verleitet werden, etwas zu thun, was absolut gegen dieselbe ist. Der Eifer der Menschen,

die Natur einzuengen, aus Furcht, dieselbe könne, sich selbst überlassen, ihre Zwecke nicht erfüllen, ist eine sehr überflüssige ... Jede Begrenzung des Wahlfeldes beraubt die Gesellschaft einiger Chancen, durch Befähigte bedient zu werden, ohne daß sie dadurch vor den Unbefähigten geschützt ist."

Lassen Sie uns diesen letzten Ausspruch des englischen Philosophen etwas näher betrachten. Daß es — auch unter den Männern — Unbefähigte auf allen von ihnen eingenommenen, gegen die Frauen so eifersüchtig verteidigten Gebieten gab, das ließ sich doch nicht ableugnen: schlechte Beamte, schlechte Ärzte, schlechte Schriftsteller. Und bei Zulassung der Frauen zu freiem Wettbewerb konnten doch nur diese Schlechten von den sie übertreffenden stärkeren Konkurrentinnen aus dem Felde geschlagen werden, während die schwächeren Bewerberinnen — von denen man unerwiesenermaßen stets eine so gefährliche große Menge voraussetzte — naturgemäß ebenfalls ausgeschieden bleiben mußten. Setzen wir die Sache in ein einfaches Rechenexempel um: Es soll eine Arbeit verrichtet werden, die aus Hebung von so und so viel Kilo besteht und die unter acht Arbeiter zu verteilen ist. Der Arbeitgeber wird von den sich meldenden Taglöhnern nur die stärksten wählen, um in möglichst kurzer Zeit mit der Aufgabe fertig zu sein. Es melden sich zehn Männer und zehn Frauen. Die letzteren werden, da sie bekanntlich schwächer sind als die Männer, zur Kraftprobe gar nicht zugelassen. In der That — unter den Frauen befanden sich neun schwache und nur eine starke, während unter den Männern sieben kräftige und drei schwache waren. Die acht männlichen Arbeiter werden angestellt — ein Schwächling darunter. Wären die Frauen zum Bewerbe herangezogen worden, so hätten, statt zwei Männern und zehn Frauen, drei Männer und neun Frauen abziehen müssen und der Gewinn wäre auf seiten des Arbeitgebers geblieben, denn er hätte alle acht Plätze mit kräftigen Leuten ausgefüllt. In dem versinnbildlichten Falle heißt der Arbeitgeber die Gesellschaft und der Gewinn der

Gesellschaft ist es, wenn die innerhalb ihres Kreises zu verrichtenden Arbeiten in die Hände einer größeren Anzahl von Befähigten fallen, gleichviel, welchem Stande, welcher Nation oder auch welchem Geschlechte dieselben angehören. Der Ausschluß eines Geschlechtes ist sogar noch viel nachteiliger als der einer Klasse oder Rasse, da es da nicht um einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil, sondern um die Hälfte der verfügbaren Kräfte sich handelt. Bei dem oben angeführten Beispiel ist durch das gewählte Zahlenverhältnis sogar der damals herrschenden Ansicht von der Inferiorität der Frauen ein Zugeständnis gemacht; in der Wirklichkeit jedoch, wenn an einer Schule, einem Konservatorium, einer Universität eine gleiche Anzahl von Mädchen und Knaben den gleichen Unterricht erhielten, zeigten die Prüfungen niemals ein tieferes Niveau der Erfolge auf seiten der weiblichen Studenten.

Ja — im Maschinenalter sehen wir dieses Phänomen zuerst auftreten — angestaunt, ausgelacht, verleumdet, verhöhnt: — der weibliche Student. In Amerika war zur selben Zeit diese Erscheinung schon etwas ganz Gewöhnliches geworden, aber wir beschränken ja unsere Betrachtungen auf die Staaten von Europa, und hier gehörte die akademische Laufbahn für Frauen noch zu den seltensten Ausnahmsfällen. Eine sehr geringe Anzahl von Lehrsälen — zumeist in der Schweiz — stand der weiblichen Jugend offen, und die Kandidatinnen kamen zumeist aus Rußland. Und weil von demselben Lande der Nihilismus ausgegangen war, so entstand in der Vorstellung der Menge eine Vermischung der Begriffe Nihilismus und weibliches Studententum; eine Ideenverbindung, die um so natürlicher war, als beides auf Befreiungsprinzipien beruhte und die Vertreterinnen beider Richtungen kurz geschorenes Haar zu tragen pflegten. So geschah es, daß für die ängstlichen Gemüter der am Hergebrachten Geklammerten das Bild einer die Universität besuchenden Hörerin der Medizin denselben Schauer erweckte wie dasjenige einer am Galgen baumelnden Zarenmörderin.

Anläßlich der Doktoraspirantinnen seiner Zeit läßt sich der öfter angeführte E. Reich also vernehmen:

„Wäre es nicht besser, die auf sich selbst angewiesenen und einigermaßen befähigten Frauen verlegten sich auf Kindergärtnerei, anstatt in physiologischen und chemischen Laboratorien, Anatomiesälen und Sternwarten sich unnütz zu machen! Im Kindergarten kann das Weib das Höchste leisten, den Grund zum Lebensglück unzähliger Menschen legen. Und welchen handgreiflichen und sittlichen Nutzen bringt ein Weib, welches z. B. in physiologischen Laboratorien Fröschen bei lebendigem Leibe das Rückenmark herausschneidet, lebenden Hunden die Eingeweide aus dem Leibe reißt und Kaninchen die Sinnesorgane zerstört, der Gesellschaft? Nicht nur keinen Nutzen bringt ein solches abscheuliches Frauenzimmer, sondern zur Verhärtung und Verrohung trägt ein solches entartetes Geschöpf bei. Darum hinweg mit dem Ekel weiblicher Medizin-Studenten! Nur Liebe, Menschlichkeit, Barmherzigkeit soll das Weib atmen, nicht Grausamkeit wirken."

Sträubt sich Ihr logisches Gewissen gegen solches rhetorisches Verfahren? Abgesehen davon, daß der in einem vereinzelten Buche der ganzen Frauenwelt gegebene Rat — „sich auf die Kindergärtnerei zu verlegen" — unmöglich von allen vernommen und befolgt werden kann, und, wenn befolgt, zu einer solchen Überfüllung des genannten Berufszweiges führen müßte, daß kein Lebensunterhalt dabei zu gewinnen wäre; abgesehen davon, daß die eben damals zum Leibarzt der Königin von Italien ernannte junge Doktorin kaum besser gethan hätte, Herrn Reich zuliebe Kindergärtnerin zu werden, statt ihm den Ekel des weiblichen Medizin-Studiums zu bereiten; — abgesehen von der Unhaltbarkeit des Rates, betrachten Sie einmal die Unhaltbarkeit oder vielmehr die philosophische Unredlichkeit von dessen Begründung. Die so abschreckend hingestellte Vivisektion ist entweder unnütz — dann sind die Männer, die sie betreiben, ebenso „abscheulich" wie die „Frauenzimmer"; oder aber, sie ist durch den Zweck der zum Besten der kranken Menschheit zu sammelnden Er-

fahrungen gerechtfertigt, dann macht das Geschlecht derjenigen, die sie ausüben, keinen Unterschied. Nur Liebe, Barmherzigkeit und „Menschlichkeit" soll das Weib üben? Wurden denn physiologische Studien von seiten der Männer aus — den Männern geziemenden — Motiven des Hasses, der Grausamkeit und der Unmenschlichkeit betrieben? Schwerlich. Hätte übrigens der Autor bei Anwendung des Wortes „Menschlichkeit" nicht bei dem Widerspruch sich ertappen müssen, der darin liegt, der einen Hälfte der Gattung das wesentlichste Merkmal der Gesamtheit zuweisen zu wollen? Warum sollte das Weib „menschlicher" sein als der Mann, der doch in jeder Hinsicht sich als den eigentlichen Repräsentanten des Begriffes Mensch betrachtet wissen wollte?

Dieser Widerspruch erklärt sich, wenn wir bedenken, daß Menschlichkeit, im Sinne einer Tugend, damals nicht das war, was es heute geworden, nämlich der Grundzug des vollmenschlichen Charakters, sondern erst als eine ganz neue, mit dem herrschenden kriegerischen Geist noch arg in Widerspruch geratende Tugend auftrat. Am besten noch konnte dieselbe bei dem weiblichen Geschlechte sich bethätigen, welches von der Ausübung der obwaltenden Feindseligkeitspflichten ausgeschlossen war. Während im Kriege das Amt der Männer im Wundenschlagen bestand, durften die Frauen allein dieselben heilen. In einer vorgeschritteneren Zeit, wo die Humanität zum siegenden Durchbruch gekommen war, da galt die Barmherzigkeit ebenso wenig mehr als ein Vorrecht der Frauen, als der Verstand ein Vorrecht der Männer geblieben war. Dazumal, wo noch so viel Rauhes und Rohes in der — sich so vorgeschritten wähnenden — Kultur enthalten war, da ist es begreiflich, daß man den sanften Tugenden wenigstens bei jenen Wesen eine Zuflucht sichern wollte, die dem öffentlichen Leben fern standen. Da, wo jeder Sohn des Landes mordpflichtig, wo das Raufen und Saufen und Ausschweifen allgemeine Männersitte war, da mochte wohl der Gedanke etwas Abstoßendes haben, daß das „schöne Geschlecht", dasjenige Geschlecht, welches am friedlichen Hausherde die milde Flamme

der Liebe zu hüten angestellt war, es dem anderen gleichthun wolle und auch sich hinausstürzen ins „feindliche Leben". Da mochte man wohl fürchten, daß die Sanftmut, die Anmut, die Reinheit, — die Liebe selber vom Erdkreis verschwinden müsse, wenn die sogenannte „Weiblichkeit" nicht in ihren Schranken bliebe . . .

Doch was war es, das die Männer da verteidigen wollten, indem sie das Fallen jener Schranken zu verhindern strebten? War es das Privilegium der weiblichen Tugenden oder etwa dasjenige der — eigenen Laster? Glaubten sie, daß, so lange die für die Menschenwürde und den Bestand einer gesitteten Gesellschaft notwendige Quantität von Enthaltsamkeit, Mitleid, Friedfertigkeit u. s. w. von den Frauen gepflegt würde, es den Männern statthaft sei, den gegenteiligen Untugenden zu fröhnen? Fast scheint es so. Und in der That, es herrschte auch eine für die Geschlechter getrennte Moral. Es gab spezifisch weibliche und spezifisch männliche Tugenden; die Beurteilung gewisser Handlungen war eine ganz verschiedene, wofern dieselben von einem Manne oder von einer Frau begangen worden. Vergehen gegen das sechste Gebot z. B. waren — wenn noch so gering — bei den Frauen das schwerst zu sühnende Verbrechen, während die strenge Befolgung desselben beim Manne hingegen lächerlich erschien. Die ganze Häßlichkeit ungezügelten rohen Treibens: Trunksucht, Raufluft, Unzucht, zeigte sich erst, wenn man sich dieselben als über eine Frau herrschend vorstellte, während Zecher, Duellanten und Don Juans als ganz liebenswürdige Männerfiguren gedacht werden konnten. Dafür galten manche Charakterschwächen für verächtlich bei den Männern und entschuldbar, wenn nicht reizend, bei den Frauen: Mutlosigkeit, Willenlosigkeit, Gedankenlosigkeit. Da wo die Frau diese lieblichen Fehler ablegen wollte, wo sie Thatkraft und Selbstvertrauen zeigte, priesen sie wohl Einige ob ihres *männlichen* Charakters, doch ließen Ande gleich die Befürchtung laut werden, daß mit Ablegung weiblichen Untugenden auch die weiblichen Tugenden in Brüche gehen müssen.

Was man nicht sah, was man nicht verstand, war dieses: Die unaufhaltsame Naturkraft, durch welche die Menschheit zu immer größerer Veredlung getrieben wird — eine Kraft, der die Meisten ohne Zielbewußtsein dienten, gegen die eine Anzahl der davon Getriebenen sich sogar stets zu widersetzen suchte —, war wieder einmal im Zuge, einen höheren Typus unserer Gattung zu formen: den Typus der Vollmenschlichkeit. Eine der Bethätigungen dieses Neugestaltungsdranges war die Frauenbefreiungsidee. Denn zur Erreichung des — mehr geahnten als erkannten — Ideals war die ungehinderte Entfaltung aller in der Gesamtmenschheit vorhandenen Geisteskeime nötig; keine der unter Allen verteilten Anlagen durfte mehr wegen vermeintlicher Untauglichkeit der Rasse oder des Standes oder gar des Geschlechtes unterdrückt werden; und die Tugenden, deren größere Verbreitung den neuen Typus charakterisieren sollte, durfte nicht mehr in zwei Hälften geschieden sein; Milde und Mäßigkeit auf der einen, Mut und Denkfähigkeit auf der anderen Seite mußte jeder Vollmensch aufweisen, ob er nun dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehörte. So wie es dazumal schon manche gemeinschaftliche Eigenschaften gab, ohne welche weder Mann, noch Frau Anspruch auf Achtung hatte, als: Redlichkeit, Reinlichkeit, Fleiß, Wahrheitsliebe, Pflichtgefühl, so hat ein späteres Vollkommenheitsideal alle menschlichen Tugenden von allen Menschen gleich gefordert. Mit Abschaffung der sonstigen Privilegien mußten auch die Lastervorrechte verschwinden und kein Mann durfte mehr stolz auf seine Ausschweifungen sein. Der Mut, diese Mustertugend zuerst des Löwen, dann des Wilden, dann des Helden, schließlich des stets schlachtbereiten Soldaten und mensurbereiten Studenten, verlor von seinem Nimbus und mußte nicht mehr von Männern allein bis zur Verachtung des Lebens getrieben werden, sondern ward in Stunden der Gefahr, in schweren Lebenslagen in gleichem Maße von dem vollmenschlichen Weibe gefordert; die Keuschheit war nicht mehr allein in des Weibes Hut gelegt und von diesem bis zur Abtötung aller natürlichen Triebe zu wahren, sondern jeder Vollmensch mußte es ver-

schmähen, der Sinnenlust ohne Liebe oder in verräterischem Treubruch zu fröhnen. So geschah es, daß durch die fallenden Fesseln, welche das eine Geschlecht so lange getragen hatte, nicht nur dieses, sondern auch das andere zu höherer Menschenwürde emporstieg. Ganz das Gegenteil von den Befürchtungen der Emanzipationsbekämpfer trat ein: nicht rohe, männliche Fehler nahm das Weib an, nicht in weichliche Weibischkeit versank der Mann, sondern beide vereint — unter ihnen die besten, stärksten, talent- und verstandesreichsten — bildeten sich zu den Mustern einer höheren Gattung heran.

V.

Die Liebe.

Heute wollen wir zum Gegenstande unserer Betrachtungen die Liebe . . .

Wie? Sie erheben sich von Ihren Sitzen, geehrte Zuhörer? Durch diese Kundgebung geben Sie den Gefühlen der Ehrerbietung Ausdruck, welche Sie der Königin aller irdischen Freuden weihen . . . Sie glauben wohl, daß ich eine jener Festreden halten will, wie dieselben unter uns so häufig dem heiligen Born höchsten Glückes gewidmet werden?

Nein, nein — lassen Sie sich nur wieder ruhig nieder. Ich will ja von der Liebe reden, wie sie von unsern Vorfahren des Maschinenalters verstanden wurde, und eine Huldigung wäre da nicht am Platze. Denn um keine Königin handelt es sich da, sondern um eine in den Staub getretene, gefesselte, dichtverhüllte, verleumdete und verleugnete, gequälte und geschmähte, rechtlose Sklavin!

Ich lasse diesen Vortrag auf den vorigen folgen, weil dazumal „Frauen" und „Liebe" gewöhnlich in einem Atem genannt wurden — eine Zusammenstellung, welche der Frau in Sachen der Liebe wieder deutlich die Rolle des Objektes — und nicht Subjektes — zuwies; und weil dieses Thema Gelegenheit bietet, vieles nachzuholen, was in der letzten Vorlesung nicht genügend ausgeführt worden ist. Liebe und Ehe waren nämlich diejenigen Dinge, in welchen die scheinbare Ver-

himmelung und thatsächliche Niederdrückung des Weibes am deutlichsten zum Ausdruck kam. In der Liebe gab's für die Männer Rechte und Freuden, für die Frauen Pflichten und — Verbrechen. Im allgemeinen lag ein schwerer Sündenfluch, eine tiefe Acht auf diesem seligsten der Triebe; aber der ganze Fluch lastete auf den Frauenhäuptern, die ganze Acht hatte das schwache Geschlecht zu tragen.

Woher dieser Fluch? Wer war's, der die Liebe in Acht und Bann gethan? Es war — o Widerspruch der Widersprüche — die sogenannte Religion der Liebe. Das Christenthum war es, welches, das Wort Liebe stets im Munde, diesem Gefühle selber, wo es in jungen Herzen sich regte, in jungen Sinnen glühte, die ärgste Feindschaft und die tiefste Verachtung weihte.

„Perhaps of all the many woes, that priesthood have wrought upon humanity, none have been greater than the false teaching, that love can ever be a sin. To the sorrow and the harm of the world, the world's religions have all striven to make men and women shun and deny their one angel as a peril or a shame; but religions cannot strive against nature, and when the lovers see each others heavens in each others eyes, they know the supreme truth that one short day together is worth a lifetime's glory.“ *)

Aus dieser Stelle, die einem Autor des neunzehnten Jahrhunderts — Ouida — entnommen ist, geht hervor, daß ich keine der damaligen Zeit ganz unbekannte Idee ausdrücke, wenn ich in unserem Geist die grausame Lage beleuchte, in welcher einst der Menschheit „einziger Engel“ zu schmachten

*) Von all' dem vielen Jammer, welcher der Menschheit von der Priesterschaft auferlegt worden, hat es vielleicht keinen schlimmeren gegeben, als jene falsche Lehre, daß Liebe jemals Sünde sein könne. Zum Leid und zum Schaden der Erdenkinder haben alle Religionen der Erde angestrebt, daß der Mensch seinen einzigen Engel als eine Gefahr und als eine Schande vermeide und verleugne. Aber Religionen können die Natur nicht bezwingen und wenn Liebende — Eines in dem Aug' des Andern ihren Himmel sehen, dann erkennen sie jene höchste Wahrheit, daß ein kurzer Tag zusammen die Glorie eines ganzen Lebensalters aufwiegt.

verdammt war. Der Unterschied ist nur der, daß wir allgemein so denken, wie damals nur einige Wenige zu denken wagten, und daß wir unseren diesbezüglichen Ansichten viel freieren Ausdruck geben können, als es zu jener Zeit möglich war, wo nächst der Sache selbst das Sprechen über dieselbe als heikel und gefährlich, als bedenklich und — unsittlich galt. Besonders in Anwesenheit von Frauen — deren anerkannter Beruf die Ehe war, und Ehe sollte doch sanktionierte Liebe heißen — durfte von erotischen Dingen nicht die Rede sein. Das Verhältnis der Geschlechter zu einander war das große, von allen gewußte und von allen verschwiegene Geheimnis; — Kinder sollten gar nichts davon erfahren, erwachsene Mädchen nicht vor der Brautnacht. Die Verachtung, die Schmach, die sich an alle mit dem Geschlechtsleben verbundenen Begriffe heftete, hing natürlich auch den Worten an, durch welche diese Begriffe ausgedrückt wurden (das Wort geschlechtlich an sich hatte schon einen bösen Klang) und bewirkte die allgemeine Totschweigung dessen, was man doch nicht töten konnte und wollte. Die Ertötung des Fleisches — so hieß einer der obersten Grundsätze christlicher Moral, und letztere war die Quelle des dem sexuellen Triebe allgemein geweihten Abscheus. Zwar stand der Begriff „Liebe" in jenem Moralsystem obenan; aber dabei war nur die Gottes- und Nächstenliebe gedacht; während die eigentliche, die lebenspendende, die uns über alles heilige Liebe zwischen Mann und Weib ganz davon ausgeschlossen war.

Von dieser allein soll indes die gegenwärtige Vorlesung handeln. Lassen wir alle Nebenbegriffe aus dem Spiele, welche durch dieses viel zu allgemeine Wort bezeichnet werden, und beschränken wir uns auf diejenige Form der Liebe, welche — ehe sie von einer finsteren Asketik dem Satan überantwortet worden — von einer früheren, lebensheiteren Religion unter den Schutz einer Göttin gestellt war. Einer Göttin, deren Altäre später zertrümmert wurden, die in schmachvolle Verbannung fliehen mußte, die aber schließlich doch wieder zum Sieg gelangen sollte, wie dies schon mancher Dichter des Maschinenalters ahnungsvoll gesungen hat:

Wenn erglüht des Weltenbrandes letzter reinigender Funken,
Wirst du steigen aus der Asche, hehre Göttin, wonnetrunken,
Und dem neuen Weltgeschlechte mit der Allmacht heil'gem Triebe
Froh verkünden, daß gekommen: Zeit und Reich der ew'gen Liebe.*)

Ganz und gar hatte sich die Göttin in das ihr gewordene Verbannungsdekret denn doch nicht gefügt. Das brauchte ich Ihnen eigentlich nicht erst zu sagen — denn hätte jene nicht doch noch unter unseren Vorfahren gewaltet, so wären wir einfach nicht da. Diese Konsequenz — nämlich das Aussterben der Menschheit — welche die allgemeine Erreichung des christlichen Vollkommenheitsideals nach sich gezogen hätte, die lag der christlichen Lehre anfänglich auch eingestandenermaßen zu Grunde. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" ward den Gläubigen verkündet und der in nächster Zukunft zu erwartende Eintritt des himmlischen Reiches — mit anderen Worten des Endes der Welt — machte die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes zu einer unnützen, die baldige Erfüllung der Verheißung nur hemmenden, Gott misfallenden Sache. Eine Religion, die den Tod und den Schmerz verherrlichte, mußte folgerichtig alles, was Leben und Lust bedeutete, verpönen.

Dennoch: vernichten ließ sich das Verpönte nicht. Mochte auch die Jungfräulichkeit, die äußerste Enthaltsamkeit, als der dem Himmel wohlgefälligste Zustand; die geschlechtliche Verbindung hingegen, als das Werk der Hölle, als die Verwirklichung des bösen Prinzips, als die größte, dem Schöpfer zuzufügende Beleidigung hingestellt werden: die Göttin — oder um ohne Bild zu reden — die Natur behauptete denn doch den Sieg. Schließlich wurde der Siegerin — unwillig zwar, aber doch ein Feld eingeräumt: die Ehe. Hier nur war dieser schlimmsten aller Sünden eine Erlaubniskarte erteilt und hier brauchte sie nicht mehr Sünde zu heißen. In diesem Asyl durfte die sonst Vogelfreie — sich verstecken, nicht etwa herrschen; denn die Ehe war weit davon entfernt, ausschließlich ein Liebesbund zu sein. In den Augen der Kirche war sie „von zwei Übeln das kleinere" und das Mittel, neue Gläubige in

*) Hermann Friedrichs, Erloschene Sterne.

die Welt zu setzen; in den Augen der Welt war sie zumeist eine Vermögens-, Standes- und Vernunftsfrage.

Doch von der Ehe wollen wir später sprechen; lassen Sie uns jetzt bei der Liebe verweilen. Zwar ist es wahrlich keine leichte Sache, auf Grund der überkommenen Zeugnisse ein einigermaßen klares Bild über den Verkehr der Geschlechter aus dem Maschinenalter zu gewinnen. Auf der einen Seite die moralische Verdammung, auf der anderen schwärmerische Verhimmelung; auf der einen Seite ein Enthalten, ein Schweigen, als gäbe es unter normalen Menschen kein solches Ding wie Liebesfreuden, auf der anderen ein Schwelgen, als gäbe es nichts anderes. Eine Morallehre, welche so großes Gewicht auf das Keuschheitsgebot legte, daß dieses nicht mehr wie ein Bruchteil der Sittengesetze, sondern beinahe wie das Sittengesetz selber erscheint, so daß z. B. das Wort „unmoralisch" — besonders wenn auf weibliche Personen angewendet — nicht etwa die Idee von Verstößen gegen den Wahrheitssinn, gegen die Redlichkeit, gegen die Barmherzigkeit involvierte, sondern einfach ausdrückte, daß die betreffende Person eine Liebschaft habe. „Unsittliche Lektüre" hießen nicht etwa Schriften, welche zum Völkerhaß aufreizten, oder die Vernunft unterdrücken wollten, sondern solche, die ohne Verdammnis von den Freuden der Liebe sprachen. Vielleicht wäre mein gegenwärtiger Vortrag — hätte zu jener Zeit jemand ihn zu sprechen gewagt — auch als unmoralisch aufgefaßt worden.

Sie glauben wohl, daß unter der Herrschaft solcher Ansichten die Liebe — außer unter Verlobten — gar nicht empfunden wurde; daß im Verkehr der Geschlechter die äußerste Zurückhaltung obwaltete; daß ein außerehelicher Kuß etwas ebenso Seltenes war wie ein Mord; daß außer Verheirateten und einigen seltenen Verruchten es keine Menschen gab, die mit Wesen des anderen Geschlechtes vertraulichen Umgang gepflegt hätten? Da irren Sie. Der Sturm der Leidenschaft brauste mit gleicher Heftigkeit; die Flammen der Sinne schlugen mit gleicher Glut empor wie zu allen Zeiten; nur geschah es in Verborgenem, in Verleugnetem und Geächtetem. Als

Leibgarde dieses allgemein anerkannten, aber so häufig übertretenen Sittengesetzes stellte sich dasjenige ein, was unter uns als die unsittlichste aller Sünden gilt: Trug und Heuchelei.

Eine ganze Klasse von Menschen jedoch hatte den Zwang jenes Gesetzes von sich abgeschüttelt. Nicht nur durch geheime Übertretung desselben, sondern durch die offene Behauptung, daß es nicht für sie geschaffen sei. Diese Klasse war die der jungen Männerwelt. Den Lehren des Katechismus zum Trotze, in welchem alle Vergehungen gegen das sechste Gebot jedem Christen strengstens untersagt waren, hatte sich, erst stillschweigend, endlich offen bekannt, eine gesellige Konvention gebildet, nach welcher es als ausgemacht galt, daß für Männer ein freies Liebesleben weder sündhaft noch entehrend sei — im Gegenteil. Für die Tugenden der verschiedenen Josefe des alten und neuen Testaments hatten auch die gläubigsten Christen nur mehr ein Lächeln; für die Nr. 1003 aufweisende Liste Don Juans indessen — nur Bewunderung. Die dem Akte des befriedigten Liebestriebes anhaftende Verdammung fiel einzig auf die weibliche Teilnehmerin. Um den pikanten Ruhmesnimbus herzustellen, der die Gestalt des Don Juan umgiebt, haben tausend und drei Opfer in Sünde und Gram verfallen müssen; gerade so wie zu eines wilden Häuptlings Ehrenschmuck so und so viel erschlagener Feinde Schädelknochen nötig waren.

Sie begreifen wohl, daß von der Quantität weiblicher Schande, die von dem zügellosen Leben der Männer erzeugt wurde, die Mehrzahl der Frauen nichts auf sich nehmen wollte; daß sie dagegen von ihren Männern und Brüdern auch geschützt ward. Was geschah nun mit diesem Ueberschuß von Schmach? Eine ganze Klasse von Frauen — ein verächtlich mitleidiger Ausdruck nannte sie die „Verlorenen" — von Not, Unglück oder Leichtsinn hineingestürzt, mußte in dieser Schmach zugrunde gehen. Ein Heer von Sklavinnen war's, zur Verrichtung der niederen Arbeit der Lust. Aus der Gesellschaft, aus dem Frauentum gestoßen, gehörten diese Unglücklichen eigentlich nicht zur Menschheit; denn alle Begriffe von d-

Würde der letzteren, von ihren Rechten und Idealen, lagen außerhalb ihres Bereiches; ihre Existenz war die Verarmung alles dessen, was das Sittengesetz forderte. Von einem Inein-klangbringen ihres Treibens mit den herrschenden Moralsatzun-gen, von einer Anerkennung ihrer im Gefüge der Gesellschaft eingenommenen Stellung konnte keine Rede sein; also wurden sie einfach — abgesehen von ihrer Benützung zu Freuden-zwecken — totgeschwiegen. Denn von Abschaffung wollte man nichts wissen. Der Staat, in männerfreundlicher Würdigung der Notwendigkeit, daß die Herren der Schöpfung — welche öffentlich zur Monogamie und zu einer Religion sich bekannten, die auf die Todsünde der Unkeuschheit ewige Verdammnis ver-hängte — im Geheimen ungestraft und möglichst ungefährlich polygamisch und todsündlich sich amüsieren müssen, der Staat (der ja nur durch Männer personifiziert war) sorgte dafür, daß die Helotenschar der „Verlorenen" gewerbemäßig konstituiert und polizeilich reguliert werde; und damit dieselbe sich nicht empöre und dem Schmachjoch nicht entlaufe, gab es — den Krypteia, d. i. den Jagden, womit die Heloten von den Spar-tanern in Schrecken gehalten wurden, entsprechend — diejenige lasterbewachende und -registrierende, mittelst nächtlichen Razzias opferverfolgende Behörde, welche wie zum Hohne „Sitten-polizei" sich nannte.

Nicht um das Laster zu verbieten und zu hindern, gingen diese Emissäre aus, sondern um ihm Erlaubniskarten auszu-teilen. Die sich preisgebende Dirne galt als Verbrecherin — nur so lange sie sich nicht als solche meldete; nach erfolgter Meldung war das Verbrechen legalisiert und konsolidiert; die Erlaubniskarte verlieh das Recht zu weiterem Sündigen und gab sogar eine Fessel ab, welche die Sünderin fortan in der weiteren Ausübung ihres Verbrechens festhielt. Zu welch in-famer Rolle war die hehre Justitia da herabgezerrt worden! Mit ihrer erteilten Erlaubnis konnte sie die Schuld nicht auf-heben, sondern nur zur Mitschuldigen sich erniedrigen: und so kam es auch, daß ihr diesfälliges Dekret nichts von Rechtferti-gung mit sich brachte, daß die vermeintliche Strafloſigkeit, die

ihre „Toleranz" erteilen sollte, in Wirklichkeit eine ärgere Strafe in sich barg als die auf andere Verbrechen gesetzten Geld- und Freiheitsbußen. Denn entehrender als das eingebrannte Mal des Galeerensträflings und ebenso tötlich — weil zu lebenslänglichem Nichtmehrmenschsein verurteilend — als das Beil des Henkers fiel solche behördliche Autorisation auf die „Eingeschriebene" herab.

Ich sehe an Ihren erstaunten Mienen, daß Sie mich nicht verstehen. Sie begreifen nicht, daß es Wesen geben konnte, die sich freiwillig zum Dienste der Schande meldeten, und glauben wohl gar, daß die öffentliche Gewalt hierin einen Zwang ausübte; eine Sache, die Ihren übrigen Kenntnissen von den damaligen gesellschaftlichen Zuständen widerspricht, die ja bekanntlich — mit Ausnahme des Militärdienstes — sonst weder Berufs- noch Gewerbezwang mehr zuließen. Nein, nicht die Gesetzgebung übte Gewalt, aber sie sah es ruhig geschehen, daß die Gewalt der Umstände einen Teil der weiblichen Bevölkerung in jenen Abgrund trieb. Sie that nichts, den Zugang zu dem Abgrund zu sperren; wohl aber sperrte sie die Rettungswege, indem sie den Frauen so viele andere Erwerbsmöglichkeiten abschnitt und jenen Abgrundsturz als „Gewerbe" anerkannte.

Hören Sie, was eine mutige Frau, eine tiefe Denkerin aus jener Zeit, über diesen Gegenstand geschrieben hat. Ich will das Buch „Die Gleichstellung der Geschlechter" von Irma von Troll-Borostyáni an verschiedenen Stellen aufschlagen und Ihnen einige der kräftigsten Seiten vorlesen.

„. . . Der Mann hat sich nämlich eine Klasse von Frauen geschaffen, welche gewissermaßen den Abzugskanal seiner Begierden bildet. Daß Seele und Leib dieser vielen tausend Unglücklichen seiner Lust systematisch geopfert werden, daß diese Beklagenswerten mit Siechtum, unsäglichem Elend oder einem frühen Tode die Zügellosigkeit seiner Leidenschaften bezahlen, das touchiert ihn nicht oder — das bildet man sich nämlich ein — ist eben unvermeidlich. Der Mann, und zwar derjenige, den die öffentliche Meinung als sittlich anerkennt, geht,

wie man sieht, von dem Grundsatze aus: Die Befriedigung meiner Begierden ist notwendig; anständige Frauen darf ich nicht zum Medium dieser Befriedigung wählen, denn das wäre ein Eingriff in die Rechte eines Anderen; — junge Mädchen aus guter Familie darf ich nicht verführen, da dies leicht kompromittierende Folgen nach sich ziehen könnte; mithin bleibt mir nichts Anderes übrig, als irgend ein schönes Weib, das keinen Rang in der Gesellschaft einnimmt, das keinen Schutz an seiner Familie hat, das arm ist und hilflos mit Not und Entbehrungen kämpft, zu erkaufen. Das sind die Grundsätze der sittlichsten unter den Männern, und dies sind die Grundsätze, welche, im Verein mit der entsetzlichen Vernachlässigung der weiblichen Erziehung und mit der großen und vollkommen unberechtigten Beschränkung weiblicher Erwerbszweige, jene Gestalt schufen, die der menschlichen Gesellschaft das Kainszeichen sittlicher Schwäche und empörender Selbstsucht aufdrückt. Die Abneigung des Mannes, seine Leidenschaften zu mäßigen, zwingt der einen, materiell ungünstig gestellten Frau das berufsmäßige Laster auf, um, indem sie sich zum duldsamen Werkzeug der Lust der Männer erniedrigt und als der Abhub der Gesellschaft verachtet und beschimpft wird, die glücklichen ihres Geschlechtes vor Versuchungen zu beschützen." (Seite 94.)

„... Die Polizei dringt in ein Haus, welches in Verdacht steht, eine nicht autorisierte Dirne zu beherbergen; trifft sie in demselben einen Mann und ein Weib beisammen, so überläßt sie ersteren seinem Schicksal; das Frauenzimmer wird im Namen der öffentlichen Gesundheit verhaftet, auf die Polizei geführt und gewaltsam einer ärztlichen Untersuchung unterzogen; widerstrebt sie, so kommt sie ins Gefängnis. Findet der Arzt an ihr eine Krankheit, so wird sie ins Spital gebracht; ist sie gesund, so wird sie auf freien Fuß gesetzt; in dem einen oder anderen Falle aber, ob sie damit einverstanden sein möge oder nicht, wird sie von Amtswegen als gewerbsmäßige Dirne eingetragen. Sie war es jetzt vielleicht nur vorübergehend, aus Elend oder Hilflosigkeit; von nun an ist

sie es auf Befehl der hohen Obrigkeit. Und welch eine empörende Ungerechtigkeit diesem verschiedenartigen Verfahren zugrunde liegt. Während der Mann frei weggehen darf, ja nicht einmal um seinen Namen befragt wird, wird die Frau derselben Handlung wegen, die der Mann begangen, der Polizei überliefert und als öffentliche Dirne gebrandmarkt! Mit welchem Rechte denn? Wird die öffentliche Moralität durch die Teilnahme des Mannes an einem nächtlichen Stelldichein weniger beeinträchtigt als durch die Teilnahme der Frau an ebendemselben? Oder ist der mit einer ansteckenden Krankheit behaftete Mann weniger gefährlich für die Verbreitung der Krankheit als die kranke Frau? Nicht nur der Gerechtigkeit, sondern allem gesunden Menschenverstande schlägt dies Vorgehen ins Antlitz ..... Aber die Männer würden sich eine derartige Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit eben nicht gefallen lassen, welche sie dem weiblichen Geschlechte, weil dasselbe das schwächere ist und machtlos, auferlegen." (Seite 183 u. f.)

„... Steigt herunter, ihr ehrbaren Frauen, von eurem stolzen Piedestal erhabener Sittenreinheit, das auf den Millionen modernder Leichen eurer Schwestern errichtet ist, die ihr, um eurer Unbeflecktheit willen, kaltherzig dem Verderben preisgabt! Glaubt ihr, eure Tugend hat einen höhern Wert vor der ewigen Gerechtigkeit, weil ihr reich seid und glücklich, als die jener, weil sie arm sind und Not leiden, und deshalb müßten jene, nach wie vor, um euretwillen zugrunde gehen.

„... Ist es denn aber wahr, daß die Sittlichkeit des einen Teils des weiblichen Geschlechts durch die Verworfenheit und Sklaverei des andern Teils bedingt sei? Diese Anschauung ist offenbar auf die Voraussetzung gebaut, daß das männliche Geschlecht unter allen Umständen und unter allen Bedingungen der Sinnenlust in so ausgedehnter Weise fröhnt, als es dies zu thun gewohnt ist. Diese Voraussetzung ist jedoch eine ganz und gar irrige. Das Maß des natürlichen Bedürfnisses ist durchaus kein so großes, daß es zu seiner Befriedigung so enormer Mittel bedurfte, als die in so schrecklicher

wie man sieht, von dem Grundsatze aus: Die Befriedigung meiner Begierden ist notwendig; anständige Frauen darf ich nicht zum Medium dieser Befriedigung wählen, denn das wäre ein Eingriff in die Rechte eines Anderen; — junge Mädchen aus guter Familie darf ich nicht verführen, da dies leicht kompromittierende Folgen nach sich ziehen könnte; mithin bleibt mir nichts Anderes übrig, als irgend ein schönes Weib, das keinen Rang in der Gesellschaft einnimmt, das keinen Schutz an seiner Familie hat, das arm ist und hilflos mit Not und Entbehrungen kämpft, zu erkaufen. Das sind die Grundsätze der sittlichsten unter den Männern, und dies sind die Grundsätze, welche, im Verein mit der entsetzlichen Vernachlässigung der weiblichen Erziehung und mit der großen und vollkommen unberechtigten Beschränkung weiblicher Erwerbszweige, jene Gestalt schufen, die der menschlichen Gesellschaft das Kainszeichen sittlicher Schwäche und empörender Selbstsucht aufdrückt. Die Abneigung des Mannes, seine Leidenschaften zu mäßigen, zwingt der einen, materiell ungünstig gestellten Frau das berufsmäßige Laster auf, um, indem sie sich zum duldsamen Werkzeug der Lust der Männer erniedrigt und als der Abhub der Gesellschaft verachtet und beschimpft wird, die glücklichen ihres Geschlechtes vor Versuchungen zu beschützen." (Seite 94.)

„... Die Polizei dringt in ein Haus, welches in Verdacht steht, eine nicht autorisierte Dirne zu beherbergen; trifft sie in demselben einen Mann und ein Weib beisammen, so überläßt sie ersteren seinem Schicksal; das Frauenzimmer wird im Namen der öffentlichen Gesundheit verhaftet, auf die Polizei geführt und gewaltsam einer ärztlichen Untersuchung unterzogen; widerstrebt sie, so kommt sie ins Gefängnis. Findet der Arzt an ihr eine Krankheit, so wird sie ins Spital gebracht; ist sie gesund, so wird sie auf freien Fuß gesetzt; in dem einen oder anderen Falle aber, ob sie damit einverstanden sein möge oder nicht, wird sie von Amtswegen als gewerbsmäßige Dirne eingetragen. Sie war es jetzt vielleicht nur vorübergehend, aus Elend oder Hilflosigkeit; von nun an ist

sie es auf Befehl der hohen Obrigkeit. Und welch eine empörende Ungerechtigkeit diesem verschiedenartigen Verfahren zugrunde liegt. Während der Mann frei weggehen darf, ja nicht einmal um seinen Namen befragt wird, wird die Frau derselben Handlung wegen, die der Mann begangen, der Polizei überliefert und als öffentliche Dirne gebrandmarkt! Mit welchem Rechte denn? Wird die öffentliche Moralität durch die Teilnahme des Mannes an einem nächtlichen Stelldichein weniger beeinträchtigt als durch die Teilnahme der Frau an ebendemselben? Oder ist der mit einer ansteckenden Krankheit behaftete Mann weniger gefährlich für die Verbreitung der Krankheit als die kranke Frau? Nicht nur der Gerechtigkeit, sondern allem gesunden Menschenverstande schlägt dies Vorgehen ins Antlitz ..... Aber die Männer würden sich eine derartige Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit eben nicht gefallen lassen, welche sie dem weiblichen Geschlechte, weil dasselbe das schwächere ist und machtlos, auferlegen." (Seite 183 u. f.)

„... Steigt herunter, ihr ehrbaren Frauen, von eurem stolzen Piedestal erhabener Sittenreinheit, das auf den Millionen modernder Leichen eurer Schwestern errichtet ist, die ihr, um eurer Unbeflecktheit willen, kaltherzig dem Verderben preisgabt! Glaubt ihr, eure Tugend hat einen höhern Wert vor der ewigen Gerechtigkeit, weil ihr reich seid und glücklich, als die jener, weil sie arm sind und Not leiden, und deshalb müßten jene, nach wie vor, um euretwillen zugrunde gehen.

„... Ist es denn aber wahr, daß die Sittlichkeit des einen Teils des weiblichen Geschlechts durch die Verworfenheit und Sklaverei des andern Teils bedingt sei? Diese Anschauung ist offenbar auf die Voraussetzung gebaut, daß das männliche Geschlecht unter allen Umständen und unter allen Bedingungen der Sinnenlust in so ausgedehnter Weise fröhnt, als es dies zu thun gewohnt ist. Diese Voraussetzung ist jedoch eine ganz und gar irrige. Das Maß des natürlichen Bedürfnisses ist durchaus kein so großes, daß es zu seiner Befriedigung so enormer Mittel bedurfte, als die in so schrecklicher

Ausdehnung bestehende Prostitution gewährt; sondern im Gegenteil ist es eben deren große Verbreitung, wodurch die Sinnlichkeit des männlichen Geschlechts künstlich genährt und aufgestachelt wird ... Bestände diese Einrichtung nicht, so wären alle Gelegenheiten und Aufforderungen zur Wollust, die sie dem Manne darbietet, hinweggeräumt; die durch sie zur verheerenden Flamme angefachte Glut der sinnlichen Leidenschaften würde gebändigt, die vom Manne bisher nie versuchte Beherrschung der Begierden würde ihm erleichtert und sein Sittlichkeitsgefühl würde geläutert ... Die Verteidiger dieser Institution als eines „notwendigen Übels" geben allerdings zu, daß dieselbe verdammenswert sei, aber sie meinen, daß, weil dieses Übel immer bestanden habe, es sich auch nicht werde ausroden lassen, und daß daher die Zivilbehörde nichts besseres zu thun habe, als es zu dulden, und zwar so, daß sie es beaufsichtige, um gegen das physische Übel anzukämpfen, das daraus entsteht ... Der Umstand, daß irgend ein Übel besteht und zu allen Zeiten bestanden hat, ist doch niemals für einen Grund angesehen worden, um es nicht zu bekämpfen. Diebstahl, Raub und Mord haben auch immer bestanden, aber niemand hat es sich einfallen lassen, zu sagen: Weil Diebstahl, Raub und Mord, trotz aller Gegenmaßregeln, immer bestanden haben und bestehen werden, so wollen wir Verordnungen treffen, diese Übel gewissermaßen unter Kontrole zu stellen; wir wollen ein Gesetz schaffen, worin Ort, Stunde und Art und Weise festgestellt werden wird, wo, wann und wie gestohlen, geraubt und gemordet werden darf.

„Eine derartige Beweisführung, welche — wenn man das ihr zu Grunde liegende Motiv nicht kennen würde — Einem berechtigte Zweifel an der gesunden Gehirnthätigkeit der solcherart Denkenden einflößen müßte, läßt sich nur folgendermaßen erklären. Der Mann urteilt nämlich — und zwar recht praktisch — dieserart: Mord, Raub, Diebstahl und Prostitution sind Vergehen gegen das Sittengesetz. Die ersten drei müssen bekämpft werden, denn ließen wir sie unverfolgt, so könnte es uns leicht eines schönen Tages geschehen, daß wir gemordet,

ausgeraubt oder bestohlen würden. Durch Verfolgung dieser Verbrechen schützen wir uns selbst, wenigstens einigermaßen, vor den Angriffen derselben. Das vierte Vergehen aber müssen wir straflos lassen, denn demselben fallen nicht wir Männer, sondern nur Frauen zum Opfer; wir Männer ziehen ja nur Vorteil, nämlich Vergnügen, aus der Sache. Daher obliegt uns nur das Eine, diese Sache unter geeignete Aufsicht zu stellen zu dem Zwecke, der einzigen Kalamität, welche für uns entspringen kann, nämlich unserer Erkrankung vorzubeugen.

„Das ist die männliche Moral und das ist der Erklärungsgrund, warum die Prostitution nicht bekämpft, sondern „geduldet", d. h. einerseits beaufsichtigt, andererseits genährt wird.

„. . . Lüge ist die Vorschützung aller höheren Zwecke, Lüge ist die Behauptung, daß die allgemeine moralische Ordnung der Gesellschaft das Verderben dieser Millionen von Frauen erfordere. Nicht die Wahrung der Sittlichkeit, ja selbst nicht eine traurige Notwendigkeit verlangt ihren Untergang: auf dem Altare der Bestialität werden sie geopfert!" (Seite 192 u. f.)

So überzeugend die Logik der obigen Ausführungen auch sein mochte, so gerechtfertigt und beredt der darin geäußerte edle Zorn — als Appell an die Gesetzgebung konnte das Buch doch keinen augenblicklichen Umsturz der verpönten Institution erzielen. Gesetze sind überhaupt seit jeher unvermögend gewesen, eigenmächtig zu schaffen und abzuschaffen — sie selber gehorchten dem Druck der öffentlichen Meinung. Durch die von Alters her überkommene Unterordnung der Frau waren jene Zustände naturgemäß entstanden; durch die später eingetretene Gleichberechtigung der Geschlechter mußten sie naturgemäß verschwinden. Die behördlichen Einrichtungen hielten dabei nur mit dem Gang der Dinge Schritt und lenkten ihn nicht.

Sie begreifen wohl, daß an dem Tage, wo jede Frau sich ihr Leben anderweitig verdienen konnte, es auf der Straße keine Feilbieterinnen der eigenen Reize mehr gab; und als Frauen im gesetzgebenden Körper saßen, keine Einrichtungen mehr getroffen wurden, welche — bei tiefster Erniedrigung des Weibes und Straflosigkeit des Mannes — ein von beiden

Teilen gleich verübtes, die ganze Gesellschaft schädigendes Laster aufrecht erhalten sollten.

Und noch ein Grund, warum derlei Rufe verhallen mußten: Der Anstand verbot, über den Gegenstand überhaupt zu sprechen, zu schreiben oder öffentlich zu verhandeln. Die Worte selber, die mit der ganzen Einrichtung zusammenhingen, durften nicht über die Lippen kommen. Der Name, der den Stand einer — Verlorenen bezeichnete, konnte füglich nicht anders gedruckt werden als mittelst eines Anfangsbuchstabens und Punkten. Ich selber, indem ich der damals landläufigen Sprache mich zu bedienen trachte, vermeide es, wie Sie wohl bemerkt haben werden, dies Wort zu gebrauchen, das, gesprochen oder geschrieben, jedes zarte Ohr oder Auge damals so peinlich berührt hätte. Die Prüderie, diese heuchlerische und grausame, lächerliche und boshafte Wächterin der in Fesseln und Acht schmachtenden Natur — dabei dienstwillige Hehlerin des Lasters —, die Prüderie sorgte dafür, daß eine Einrichtung, in welcher Millionen von Frauen ihren Untergang und alle Männer geheime Genüsse fanden, öffentlich behandelt wurde, als wäre sie nicht. Davon zu reden, war ja im höchsten Grade unverschämt und unsittlich — das that doch kein gebildeter Mensch. Der erste Autor, der es gewagt, eine Straßendirne (die Fantine in Victor Hugos „Misérables“) in einen Roman zu bringen, erregte damit allgemeines Schaudern. Besonders Frauen durften von der Sache nichts erfahren, und wenn je ein Lärm davon zu ihren Ohren drang, so mußten sie so thun, als verständen sie nicht; denn die bloße Kenntnis von der Schande ihrer Schwestern hatte etwas Entehrendes für sie. — Ja, das Zeitalter der Verlogenheit — denn auch so könnte man das Maschinenalter bezeichnen — war für alle Maskenträger eine gute Zeit; denn nicht die häßliche Fratze, die sich hinter der Maske barg, brauchte den öffentlichen Tadel zu fürchten, das Herunterreißen der Masken war's, was für unschicklich galt, was demjenigen, der solches wagte, von allen Seiten im Namen der Wohlanständigkeit, der Moral und der Ästhetik erteilte Schläge eintrug.

Vielleicht werden auch Sie mir Vorwürfe darüber machen, daß in einem Vortrag, der sich „die Liebe" zum Gegenstand gewählt, so weitläufig von einer Sache die Rede sein konnte, welche von der seligen und heiligen Ganzheit der Liebe nur einen ihrer Teile — die Sinnenlust — zum Inhalt hatte. Aber darin zeigt sich eben der himmelweite Abstand zwischen der heutigen und damaligen Auffassung der Liebe: keine Ganzheit sah man in ihr; sie war in Stücke geteilt: entweder — je nach dem Stück, das eben in Betracht kam — in metaphysische Sphären erhoben, oder in Schlamm versenkt. Schwärmerischer Platonismus auf der einen Seite, gemeine Ausschweifung auf der andern: so waren diese getrennten Hälften, die eine entheiligt, die andere — entseligt. Diese unheilvolle und naturwidrige Trennung war es, welche das damalige Liebesleben in die verwirrtesten und verkehrtesten Dilemmas zwang; welche „die Königin der Freuden" — wie bei uns die Liebe heißt — zu einer wahren Närrin stempelte; eine Närrin, die, bald in der Zwangsjacke steckend, bald den Fesseln sich entwindend, wild umhertobte; die, bald in unverschämter Lüsternheit Possen reißend oder in überirdischer Verzückung die Augen verdrehend oder unter den Hieben ihrer Wärter laut aufheulend, die ganze Welt unsicher machte.

Gern wollte ich Ihnen von diesem tollen Getriebe ein Bild entwerfen und die Ursachen aufzudecken suchen, aus welchen die hehrste der Naturmächte, die beglückendste elementare Kraft, unter der Behandlung der sie verkennenden Menschheit — neben ihren unvertilgbaren Freuden — so viel Schmerz und Schande, Unglück und Laster nach sich zog. Lassen Sie uns den Kontrast ins Auge fassen, der zwischen dem heutigen und dem damaligen Verständnis der Liebe besteht, und darin wird die auf diesem Gebiete einst herrschende Begriffsverwirrung am deutlichsten hervortreten.

Ein Naturgesetz, so unumstößlich wie jedes andere, fordert die Vereinigung der Geschlechter behufs Fortpflanzung der Gattung. Das ist die Grundlage alles Liebeslebens. Zwar wurde dies im Maschinenalter ebensowohl erkannt als heute.

aber schon hier zeigt sich der gewaltige Unterschied in der Auffassung. Während wir die obige Wahrheit mit derselben Unbefangenheit, mit derselben Achtung vor natürlichen Thatsachen verkünden, wie etwa, daß die Sonne die Grundlage aller Licht- und Wärmeerscheinungen bildet, wurde im Maschinenalter obiger Satz mit geheimnisvoller Bosheit — so wie man von durchschauten Verbrechen spricht — einander zugeflüstert, von vielen Seiten aber als Verleumdung ausgegeben, als Beweis von der niedrigen Gesinnung des Aussprechenden behandelt, und dann wieder so gut als möglich vertuscht. — Ich möchte wissen, ob — in ähnlicher Ideenreihe — auch derjenige gesteinigt worden wäre, der etwa behauptet hätte, daß das Essen und die damit verbundenen Gefühle des Hungers und der Gaumenlust, die Kunst des Kochens, die Raffinements der Tafel, die Einladungen zu Diners und die Würde des kaiserlichen Oberstküchenmeisters sämmtlich auf der Grundlage der Ernährung ruhten. — Es war eine Eigenheit des damaligen Geistes, der aufrichtigen Erforschung, der bis zum Grund dringenden Analyse der Dinge aus dem Wege zu gehen; und so gelangte man nie zu einer Totalauffassung verschlungener Erscheinungen. Jede der letzteren sollte abgesondert betrachtet werden. Man durfte die hoch auf den Baumkronen sich wiegende Blüte nicht dadurch beleidigen, daß man ihren Zusammenhang mit den tief unter dem Boden kriechenden Wurzelfasern nachwies. Diese Empfindlichkeit war es, die auf allen Gebieten sich dagegen wehrte, daß man dem Ursprung der Dinge auf die Spur gehe. Während wir unsern Stolz darein setzen, daß überall aus den niedersten, gröbsten und einfachsten Anfängen das Hohe, Feine und Komplizierte sich entwickelt hat, und wir dies als erfreuende Bürgschaft für noch unabsehbare Weiterentwicklung annehmen, trachteten unsere Ahnen für alles, was sie hochhielten, übersinnlichen und göttlichen Ursprung nachzuweisen, und in jedem Versuch einer natürlichen Erklärung sahen sie nur Rohheit und Lästerung oder — wie ihr Lieblingsschmähwort hieß — „krassen Materialismus".

Sie können sich vorstellen, wie die Auseinanderreißung von

Geist und Materie, welche theoretisch im Reiche der Spekulation schon genug Konfusion verursachte, erst Unheil anrichtete, als sie auf dem Gebiet der Liebe praktisch ausgeführt wurde. Indem man alles Geistige, was der Liebe anhaftet — nämlich das Gefühl des Wohlwollens, die begeisterte Bewunderung, die zu jedem Opfer bereite Seelenhingabe — von den damit verbundenen körperlichen Erscheinungen, als da sind Begehren, Sinnenglut, Besitzeswonne, gewaltsam trennte, blieben die letzteren — da sie doch nicht aus der Welt geschafft werden konnten — als „Unzucht" zurück. Und umsoweniger ließen sich diese körperlichen Erscheinungen wegschaffen, als sie den eigentlichen Ursprung und Zweck, das eigentliche Naturgebot des ganzen Vorganges abgeben. Davon wollte aber die andere losgetrennte Hälfte nichts wissen. Sie durfte ihren Sitz nur im Herzen haben, und die Zumutung, daß sie aus einer Regung anderer Organe entstanden, beleidigte sie aufs tiefste; allenfalls konnte sie noch zugeben, daß sie, wenn zu hoher Glut angefacht, die Sinne vielleicht mitreißen könnte ... doch aus den Sinnen hervorgegangen? Pfui!

Aber sie sehnte sich doch nach Besitz? Jawohl, aber nach Vereinigung fürs Leben, nach ungestörtem Seelenverkehr; denn nur auf die moralischen Eigenschaften des Gegenstandes war dieses ideale Gefühl basirt; auf dessen in dem schönen jungen Antlitz sich spiegelnden Seelenadel; auf die in dem elastischen Gang und wohlgeformten Körper sich zeigende Anmut des inneren Wesens ... und welche geistigen Vorzüge daneben: diese Sprachkenntnisse, dieses Klavierspiel, diese witzige Unterhaltungskunst — oder in anderen Fällen — diese Bescheidenheit und Herzensgüte — nein, nein, ein Gefühl, das durch solche Dinge wachgerufen worden, das ist kein tierischer Paarungsdrang, das ist Liebe!

Diese Gattung von Liebe, die sich gern das Prädikat „rein" zulegte, durfte der Welt sich offen zeigen, genoß allgemeine Achtung und Sympathie und machte sich in allen Gesprächen und allen Dichtungsformen breit. So unmäßig und ungerechtfertigt breit, so wichtig und absorbierend, so sehr auf die größte

aller Lebensfragen sich hinausspielend, daß dadurch in jedem Verliebten der Wahn entstand, jetzt sei er an den entscheidenden Wendepunkt seines Schicksals gelangt. Der Besitz, das Sehnsuchtsziel aller Liebe, konnte nur in den seltensten Fällen — da nämlich, wo alle übrigen sozialen Bedingungen eine Heirat zuließen — offen angestrebt und offen erreicht werden; es läßt sich also denken, wie viel sogenannte unglückliche und sogenannte verbrecherische Liebe ihr Unwesen in der Gesellschaft trieb. Wenn man ferner bedenkt, daß die Erlangung dieses Zieles, welches naturgemäß von beiden Geschlechtern gleich stark begehrt war, für das eine als erlaubt, für das andere als verboten galt; von dem einen durch alle erdenklichen Mittel erstrebt werden durfte, und von dem anderen mit aller erdenklichen Entsagungskraft vermieden werden mußte; so kann man sich einen Begriff davon machen, was da in der Welt für ein ungleicher Kampf zwischen Mann und Weib entstand. Verfolgen, verführen — das war die Prärogative der „Starken"; widerstehen — die Pflicht der „Schwachen". Und wenn die letzteren, die ja nicht nur gegen ihre Angreifer, sondern zugleich gegen ihre eigene Leidenschaft zu kämpfen hatten, dennoch unterlagen, welchen Teil traf wohl die Verachtung und die Strafe? Selbstverständlich den Verführer, werden Sie sagen. Haben Sie denn den Geist des Maschinenalters noch so wenig erfaßt, um vorauszusetzen, daß das Selbstverständliche, nämlich das logisch einzig Denkbare, auch das effektiv Herrschende war? Nein — Sinnlosigkeit war kein Nichtigkeitsgrund; nicht nur in Glaubenssachen, auch in vielen anderen Dingen galt das „quia absurdum". Also auch hier: nicht der Verführer zu einer als Verbrechen hingestellten That, sondern die dazu Verführte galt als die Verbrecherin. Sie allein mußte büßen — sie war die Gefallene. Er, der Starke, der sie, die Schwache, zu Fall gebracht, durfte lächelnd seiner Wege gehen und war gewöhnlich unter ihren Verächtern der erste und bitterste. Er hatte von ihrer Hingabe nur Freude empfangen, nur die gnadenvolle Beendigung seiner Sehnsuchtsqual; sie aber hat gewußt, wie groß das gebrachte Opfer, wie groß das daran geknüpfte

Wagnis: Ehre und Leben hat sie auf das Spiel gesetzt. Aber sie liebte und wußte sich geliebt; sie empfand es an ihrer eigenen Sehnsucht, wie sehr er leiden müsse, wie sehr auch er in der Gewalt einer über sie beide erhabenen Naturmacht stehe, und sie verzieh ihm die Lieblosigkeit seiner Leidenschaft, mit welcher er sie dem möglichen Verderben in die Arme zog. Sie sah ein, daß er nicht aus Schlechtigkeit so handelte, sondern unter dem Einfluß einer unwiderstehlichen Naturgewalt, und mit voller Zuversicht nahm sie an, daß er dasselbe in ihrem Innern vorgehen sah . . . „Was sind die törichten Satzungen der Gesellschaft gegen die Göttlichkeit unserer Liebe, Kind? Was alle Augenverdrehungen der alten Basen gegen den Himmel, den deine Gewährung uns beiden erschließen kann?" Hatte er dieses und Ähnliches nicht hundertmal zu ihren Füßen flehend gesprochen? Die Nichtigkeit konventioneller Satzungen leuchtete ihr ein; wenigstens war sie sicher, daß *er* davon durchdrungen sei; wenn sie auch nicht vergaß, daß sie unter diesen Satzungen werde zu leiden haben, so wollte sie doch nicht, daß auch er — der dieselben so tief zu verachten schien — darunter leiden solle. Daß er sie später der Rache jener Konventionen nicht preisgeben würde, sondern alles thun, um sie zu rehabilitieren oder, wo dies nicht möglich, sie durch ewige Treue und Liebe zu entschädigen, dessen war sie überzeugt; desto fester überzeugt, je inniger sie liebte. Was geschah aber? Wenn die Stunden des erflehten „Himmels" verrauscht waren, wenn die Macht des Begehrens aufgehört hatte, zu wirken, da gewannen alle Vorurteile, alle überkommenen Ansichten wieder die Oberhand; da war der Verführer der Erste, der — während er sich selber freisprach, denn er hatte ja nur ein allgemeines Männerrecht gebraucht — die Verführte aburteilte, denn sie hatte die Gesetze der Sittlichkeit, auf welchen die Gesellschaftsordnung beruht, leichtfertig verletzt. Und nicht nur ihm zum Opfer, sondern zur Befriedigung des eigenen Wonnedurstes — das hat er in jenen Stunden durchschaut; dessen erinnert er sich
ist vergessen. Er hatte ein Recht, sie zu verach

Gebrauch davon. Nur sie war ja entehrt, mit Schmach bedeckt — er nicht. Er brauchte sich nicht weiter um sie zu kümmern. Sollte sie tiefer sinken — etwa zur Prostituierten — nun, da gab's ja die Polizei — oder noch tiefer: zur Kindesmörderin, dann, Gott sei Dank, waren ja die Kriminalgerichte da.

Kindesmord! Es ist zum Totlachen, daß auf einzelne Fälle dieses Verbrechens Strafe gesetzt war, in einem Zeitalter, dessen ganze Auffassung und Regelung des geschlechtlichen Verkehrs die größtmögliche Kinderhekatombe in sich barg, gegen die alle säuglingsaussetzenden Wilden und knabentötenden Herodesse himmelweit zurückblieben — ein Zeitalter, in dem der Massenmord der schönsten, gesundesten, geistig und physisch prächtigsten Kinder — nicht durch Erwürgung — aber durch moralisches Verhindern am Gezeugtwerden verübt ward.

Das Wohl der kommenden Generation war ein Begriff, der auf das Sittengesetz noch keinen Einfluß übte. Von der Selbstrücksicht bis zur Fremdrücksicht, von dem Individuum zur Familie, von dieser zum Staat, von letzterem mitunter zur verbrüderten Menschheit — war das Verpflichtungsgefühl nach und nach vorgedrungen; schon längst war das Recht des Nächsten anerkannt und bis zum Völkerrecht erweitert worden; aber das Recht des Ungeborenen — von dem wußte man noch nichts. Von der Pflicht, die Kinder zu schützen, zu versorgen und zu erziehen, wurde zwar sehr viel gesalbadert; aber dabei hatte man nur die schon geborenen — zumeist die ehelichen — Kinder im Sinn; ganz unbekümmert darum, daß diese vorhandene, größtenteils außer dem Sakrament der Liebe erzeugte Generation nicht den hundertsten Teil von der Schönheit, Kraft und Verfeinerung besitzen konnte, welche jene Generation besessen hätte, die in die Welt zu setzen der ehrbaren Jugend verboten war. „Opfer, Opfer für die teuren Kleinen!" — predigten die Sittenlehrer allenthalben. Unglückliche Ehepaare sollten sich nicht scheiden lassen, „der Kinder wegen" — aber sehnende Liebespaare mußten einander entsagen ... Unzählige von Frauen waren — teils in Klöstern, teils in Freuden-

häusern, teils in den Fesseln geselliger Zwangsverhältnisse — der Mutterschaft entzogen; und ebenso unzählige Männer blieben durch Krieg, durch priesterliches Cölibat, durch weltliche Rücksichten ohne Nachkommen; aber der auf diese Weise über die kommende Generation verhängte Schaden kam gar nicht in Betracht. Ein unbestrittenes Recht, geboren zu werden, hatten nur die Sprößlinge standesamtlich und kirchlich registrierter Verbindungen und diese Verbindungen wurden großenteils in Hinblick auf Standes- und Vermögensrücksichten geschlossen. Wohl gab es auch „Liebesheiraten", daß aber dieses Wort kein Pleonasmus war, beweist, daß Heirat durchaus nicht so viel wie „Liebesbund" hieß.

Da nun ferner Geld und Stellung häufig in den Händen der Alten, der Kränklichen, der Häßlichen, der Dummen waren, so können Sie sich vorstellen, wie viel künstliche Hemmungen der Natur in den Weg gelegt wurden, um dieselbe in ihrer Auslese zu stören und ihr die Fortpflanzung der Vorzüglichen zu erschweren. Das Instrument, welches die Natur zu dem Auslesewerk benützt, ist ja eben die Liebe; aber bei dem bodenlosen Unverständnis, welches damals diesem Triebe gegenüber herrschte und ihm seinen Platz bald in den Wolken, bald in dem Schlamm anwies, mitunter auch völlig erstickte, mußte dessen bezweckte Doppelwirkung: Beglückung des gegenwärtigen und Schöpfung eines glücksfähigen künftigen Geschlechts, auf ein Minimum herabgedrückt werden.

Der Widersinn, das Unrecht, das Unglück, welches aus jener Behandlung der Liebe entsprungen, ist unberechenbar Doch muß man nicht jeden einzelnen Widersinn der alten Zeit auf Rechnung des mangelnden Vernunftvermögens unserer Ahnen setzen: ein falscher Grundsatz genügt, um mit logischer Notwendigkeit tausend verkehrte Folgen nach sich zu ziehen. Hier war der grundlegende Irrtum der, daß die Natur etwas Niedriges und zu Bekämpfendes, der Sieg über dieselbe Tugend und die Befolgung ihrer Triebe Sünde sei. Da der angestrebte Sieg für die Allgemeinheit übrigens einfach unmöglich war, so mußte sich ferner das Laster einstellen; und da neben diesem

Grundirrtum noch ein zweiter einherging — nämlich die Ansicht, daß in einer Sache, die doch beide Geschlechter betraf, dem einen erlaubt sei, was dem anderen verboten war — so ergeben sich aus diesen beiden Voraussetznngen sämtliche uns jetzt so schreiend dünkenden Ungereimtheiten ganz von selbst.

Die Achtung vor der Natur — ich könnte beinahe sagen die Andacht — die uns heute beseelt und die uns ihren Gesetzen gegenüber zu wissendem Gehorsam verpflichtet, die begann im Maschinenalter erst aufzudämmern und alle geselligen Einrichtungen, sowie alle ethischen Anschauungen standen noch auf dem Boden der im Mittelalter errichteten Grundlage der Naturverachtung. Welche Beleidigung der Liebe sahen Schopenhauers Zeitgenossen darin, als dieser Philosoph folgende Betrachtungen niederschrieb:

„Wie laut auch hier die empfindsamen, zumal aber verliebten Wesen aufschreien mögen über den derben Realismus meiner Ansicht, sie sind doch im Irrtum . . . Denn das, was zwei Individuen verschiedenen Geschlechts aneinander kettet, liegt, ohne daß sie es wissen, allein in der Beschaffenheit des von ihnen zu zeugenden Individuums. Je geeigneter zwei Individuen sind, dasjenige Individuum durch ihre Verbindung zu zeugen, das den Zwecken des in der Gattung sich darstellenden Willens zum Leben entspricht, um so heftiger und brennender ist ihre Leidenschaft und die Sehnsucht, sich zu vereinigen. In ihren, aneinander sich entzündenden Blicken, in ihren Annäherungsversuchen ist es schon das neue, zukünftige Individuum, welches mit der größten Gier und Heftigkeit in die Erscheinung zu treten strebt . . . Daher ist auch zunächst und wesentlich die verliebte Neigung auf Gesundheit, Kraft und Schönheit gerichtet, folglich auf Jugend."

Wer heute solche einfache, unbestreitbare Wahrheiten ausspricht, braucht nicht zu fürchten, daß empfindsame Wesen ob solch' „derbem Realismus" aufschreien; denn das Reale — d. h. das Wirkliche — hat nichts, das uns entrüsten könnte; und weit entfernt, uns über das „Stratagem" zu entsetzen, welches der Gattungswille gebraucht, um seine Zwecke zu er-

reichen, fügen wir uns freudig seiner angewandten List, welche darin besteht, uns auf die Erfüllung seiner Gebote die höchstmögliche Wonne in Aussicht zu stellen. „Nein, nein," riefen aber damals die Empfindsamen, zumal die verliebten Wesen, „das ist nicht nur eine niedrige, es ist auch eine irrige Theorie. Denn nicht in Jugend und Schönheit allein sind wir verliebt, was uns nebstbei anzieht, sind die Eigenschaften der Seele, die ja nicht zu den Sinnen sprechen." „Und darum glaubt ihr, hätte man darauf entgegnen können, „daß eure Leidenschaft eine übersinnliche sei"? Seht ihr denn nicht ein, daß die untrennbare Vereinigung von Geist und Körper es macht, daß der Gattungswille ebenso dringend nach der Fortpflanzung der geistigen Kraft und Schönheit strebt, wie nach derjenigen der vorteilhaften physischen Eigenschaften? . . . daß die geboren werden wollenden Edlen, Verständigen, Verfeinerten ebenso laut und heftig nach Existenz schreien wie die anderen; daß aber auch die nicht anders als durch die Sinne schreien, und nicht anders als durch Befriedigung der Sinne in die Welt treten können? . . . O, über den Unverstand eures unseligen Dualismus, eurer lächerlichen Naturverachtung, aus der euch nichts als Selbstqual erwachsen kann, die euch zu Heuchlern und zu Meuchlern macht! Wie? ihr schämt euch dessen, daß die Grundlage eures schwärmerischesten Gefühles ein Trieb ist, den ihr mit dem Tiere gemein habt, und darum wollt ihr ihn — wenn nicht ersticken — so doch verleugnen? Warum schämt ihr euch denn nicht des Essens, wozu ihr den Trieb ja auch mit allen Tieren empfindet, warum nicht des Dranges nach dem Sonnenlicht, den sogar jede Pflanze mit euch teilt? Aber ihr habt es eben noch nicht erkannt, dieses Band, das euch mit dem All vereint, und mit Zähigkeit beharrt ihr auf eurer vermeintlichen Stellung außer — über der Natur. Und da habt ihr nun die gewaltsame Zweiteilung eures Wesens vorgenommen: das körperliche mußte der Gemeinschaft mit dem tierischen überlassen bleiben — Ernährung, Atmung und Fortpflanzung, das waren eben die Funktionen des gemeinen Stoffes; aber die Liebe — die ja Heldenmut, Aufopferung,

Grundirrtum noch ein zweiter einherging — nämlich die Ansicht, daß in einer Sache, die doch beide Geschlechter betraf, dem einen erlaubt sei, was dem anderen verboten war — so ergeben sich aus diesen beiden Voraussetznngen sämtliche uns jetzt so schreiend dünkenden Ungereimtheiten ganz von selbst.

Die Achtung vor der Natur — ich könnte beinahe sagen die Andacht — die uns heute beseelt und die uns ihren Gesetzen gegenüber zu wissendem Gehorsam verpflichtet, die begann im Maschinenalter erst aufzudämmern und alle geselligen Einrichtungen, sowie alle ethischen Anschauungen standen noch auf dem Boden der im Mittelalter errichteten Grundlage der Naturverachtung. Welche Beleidigung der Liebe sahen Schopenhauers Zeitgenossen darin, als dieser Philosoph folgende Betrachtungen niederschrieb:

„Wie laut auch hier die empfindsamen, zumal aber verliebten Wesen aufschreien mögen über den derben Realismus meiner Ansicht, sie sind doch im Irrtum . . . Denn das, was zwei Individuen verschiedenen Geschlechts aneinander kettet, liegt, ohne daß sie es wissen, allein in der Beschaffenheit des von ihnen zu zeugenden Individuums. Je geeigneter zwei Individuen sind, dasjenige Individuum durch ihre Verbindung zu zeugen, das den Zwecken des in der Gattung sich darstellenden Willens zum Leben entspricht, um so heftiger und brennender ist ihre Leidenschaft und die Sehnsucht, sich zu vereinigen. In ihren, aneinander sich entzündenden Blicken, in ihren Annäherungsversuchen ist es schon das neue, zukünftige Individuum, welches mit der größten Gier und Heftigkeit in die Erscheinung zu treten strebt . . . Daher ist auch zunächst und wesentlich die verliebte Neigung auf Gesundheit, Kraft und Schönheit gerichtet, folglich auf Jugend."

Wer heute solche einfache, unbestreitbare Wahrheiten ausspricht, braucht nicht zu fürchten, daß empfindsame Wesen ob solch' „derbem Realismus" aufschreien; denn das Reale — d. h. das Wirkliche — hat nichts, das uns entrüsten könnte; und weit entfernt, uns über das „Stratagem" zu entsetzen, welches der Gattungswille gebraucht, um seine Zwecke zu er-

reichen, fügen wir uns freudig seiner angewandten List, welche darin besteht, uns auf die Erfüllung seiner Gebote die höchstmögliche Wonne in Aussicht zu stellen. „Nein, nein," riefen aber damals die Empfindsamen, zumal die verliebten Wesen, „das ist nicht nur eine niedrige, es ist auch eine irrige Theorie. Denn nicht in Jugend und Schönheit allein sind wir verliebt, was uns nebstbei anzieht, sind die Eigenschaften der Seele, die ja nicht zu den Sinnen sprechen." „Und darum glaubt ihr, hätte man darauf entgegnen können, „daß eure Leidenschaft eine übersinnliche sei"? Seht ihr denn nicht ein, daß die untrennbare Vereinigung von Geist und Körper es macht, daß der Gattungswille ebenso dringend nach der Fortpflanzung der geistigen Kraft und Schönheit strebt, wie nach derjenigen der vorteilhaften physischen Eigenschaften? . . . daß die geboren werden wollenden Edlen, Verständigen, Verfeinerten ebenso laut und heftig nach Existenz schreien wie die anderen; daß aber auch die nicht anders als durch die Sinne schreien, und nicht anders als durch Befriedigung der Sinne in die Welt treten können? . . . O, über den Unverstand eures unseligen Dualismus, eurer lächerlichen Naturverachtung, aus der euch nichts als Selbstqual erwachsen kann, die euch zu Heuchlern und zu Meuchlern macht! Wie? ihr schämt euch dessen, daß die Grundlage eures schwärmerischesten Gefühles ein Trieb ist, den ihr mit dem Tiere gemein habt, und darum wollt ihr ihn — wenn nicht ersticken — so doch verleugnen? Warum schämt ihr euch denn nicht des Essens, wozu ihr den Trieb ja auch mit allen Tieren empfindet, warum nicht des Dranges nach dem Sonnenlicht, den sogar jede Pflanze mit euch teilt? Aber ihr habt es eben noch nicht erkannt, dieses Band, das euch mit dem All vereint, und mit Zähigkeit beharrt ihr auf eurer vermeintlichen Stellung außer — über der Natur. Und da habt ihr nun die gewaltsame Zweiteilung eures Wesens vorgenommen: das körperliche mußte der Gemeinschaft mit dem tierischen überlassen bleiben — Ernährung, Atmung und Fortpflanzung, das waren eben die Funktionen des gemeinen Stoffes; aber die Liebe — die ja Heldenmut, Aufopferung,

Begeisterung, kurz den edelsten Aufschwung der Seele im Gefolge hat, die darf an der niederen Materie nicht kleben — nimmermehr! Und was ihr nun dabei auch Materielles empfindet, das wird bekämpft oder — verschwiegen. Der edlen, der „reinen" Liebe sprecht ihr das Recht ab, nach körperlicher Vereinigung zu streben; und je höher, je verfeinerter das Gefühl, desto mehr wollt ihr es von der irdischen Stofflichkeit, in der es wurzelt, losgerissen wissen. Solche Liebe einzuflößen, werden nur solche Frauen für würdig erklärt, die eher stürben als sich hingäben; oder die, wenn sie zu den Wenigen gehören, die eine genügende Mitgift haben, um geheiratet zu werden, doch so „unschuldig" sein müssen, daß sie nicht einmal wissen sollen, was ihnen in der Ehe bevorsteht . . . Ihr seht nicht ein, daß, indem ihr die geistige Liebe so verstümmelt, ihr erst das Laster der Unzucht in die Welt gesetzt habt, denn dieses Laster ist ja eben die Befriedigung des unausrottbaren Triebes ohne Liebe. Ein Laster, dessen sich heute jeder ehrliche Mann ebenso schämen müßte, wie zu eurer Zeit die Frauen sich jeder — nicht standesamtlich bewilligten, auch der liebenden — Hingabe zu schämen verurteilt waren. — Die Wollust ist es (das bloße Wort durfte über reine Lippen nicht kommen), die, wenn ihr derselben auch im Geheimen bis zur Gesundheitszerrüttung huldigt, von euch als gemeine, tierische Sinnlichkeit der tiefsten Verachtung preisgegeben wird . . . alle Schmerzen der Liebe dünken euch edel und dürfen in Prosa und Versen jammern, nur der Liebe Lust ist eine Schande. Diese Lust klebt am Physischen, sagt ihr verächtlich; es empfindet sie jedes Tier; sie gehört dem Reich des Schmutzes an, der groben Natur, im Gegensatz zur Göttlichkeit, nach deren Ebenbild die Menschen geschaffen sind. Ach, könnt ihr es denn nicht fassen, daß die Natur, die von euch so argverkannte und vielgeschmähte Natur, selber göttlich ist und — wie doch euer sehender Dichter sagt: „vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Ja, auch dem Tier, auch „dem Wurm ward Wollust gegeben"; aber saht ihr denn nicht ein, daß die Natur, welche ihr stets der Fühllosigkeit und Grausamkeit anklagt, durch die

Wonnen der Liebe ebenso viele — nein — mehr Freuden über ihre Geschöpfe ergießt, als sie ihnen Schmerzen auferlegt; ihnen zehnmal mehr des Lebens spendet, als sie des Todes über sie verhängt? Denn sterben kann jedes Geschöpf nur einmal — die Lebensfackel weiter reichen kann es oft. Die Leiden, die Angst, die höchste Verzweiflung, die mit dem Sterben verbunden sind — und verbunden sein müssen, damit das Geschöpf dieselben genügend fliehe — sind voll aufgehoben durch die Entzückungen, das süße Schmachten, die höchste Ekstase, von welchen das Lebengeben begleitet wird. Auch die langen Qualen der Krankheit, die Gebrechen des Alters, welche dem Tod vorangehen, finden ihr Aequivalent in dem langsamen Entstehen der süßen Liebeskrankheit, in den Feuerträumen der Jugend, welche das Liebesglück einleiten. Auch da giebt es nicht nur einen Augenblick der Wonne, sondern lange Stadien der verschiedensten Glücksgefühle, von dem ersten getauschten Glutblick an bis zu der vollen Hingabe; gerade so wie der Tod nicht nur den einen grausamen Augenblick bringt, wo der Lebensfaden reißt, sondern in vielen Fällen das vorhergehende Siechtum; aber es giebt wohl keine Stunde der Agonie, die eben so bitter sein kann als die Stunde süß ist, in welcher zwei Liebende das erste Stelldichein erwarten; und während das Urteil, welches ihm für morgen früh seine Hinrichtung verkündet, einem Menschen höchstens einmal verlesen werden kann, kann ihm gar oft die Botschaft werden, welche ebenso gewaltig wonnig ist, als jene gewaltig schaurig: „Komm — heut Nacht erwart' ich dich." Durch die ganze Natur, in der ihr überall das Walten der Vernichtung seht, braust doch auch der Freudenstrom des sich stets erneuernden Lebens, und auf je ein schmerzliches Todesstöhnen steigen hundert selige Liebesseufzer zum Himmel auf; lauter und ununterdrückbarer als der Schrei der Verzweiflung, den das Opfer des Todes ausstößt, tönt der Wonneschrei, der sich der Brust des lebenschaffenden Paares entringt; durch die Flammenschläge des Blitzes, durch das saataus-streuende Wehen des Windes, durch den Flug der pollenbelasteten Schmetterlinge, bis hinab durch das Ineinanderschmelzen

der wahlverwandten chemischen Stoffe, jubelt die zeugende Liebe im All. Wo aber ihr Menschen hingekommen seid „mit eurer Qual", da ist es gelungen, diejenige Freude, die euch gegeben ward, um alles Leiden und Sterben reichlich aufzuwiegen, in eine Quelle neuer Leiden umzuwandeln. Eine Freude, welche zwar wie alles, was menschlich, im Körperlichen wurzelt, aber mit jeder Verfeinerung des Geistes sich mitverfeinert und vergeistigt; eine Freude, welche eine solche Erfüllung aller Wünsche, ein solches Vollgenügen in sich trägt, daß trotz darauf gesetzter Todesstrafe immer noch darnach gegriffen worden — euch ist es gelungen, indem ihr sie zur Sünde gestempelt, diese Freude zum Gegenstand der schmerzlichsten Entsagung oder des schändlichsten Lasters zu machen. Der unselige, finstere Wahn — ein Überrest der wilden Furcht vor boshaften Geistern und neidischen Göttern — der Wahn, daß auch euer „Gott der Liebe" durch die Leiden seiner Geschöpfe geehrt und durch ihre Genüsse beleidigt werde, hat gegen den größtmöglichen Genuß euch das größte Mistrauen eingeflößt; und während ihr den Tod und sogar das Töten so verherrlicht, daß ihr nichts Höheres kennt und nichts lauter verkündet als Schlachtenruhm, giebt es nichts Schmählicheres unter euch, nichts was so geheim gehalten werden muß als die Zeugung des Lebens. Der ehrenvollste und neidenswerteste Tod dünkt euch der im „männermordenden Kampf" gefundene und, mit „unehrlicher" Geburt behaftet, nennt ihr eure Kinder der Liebe! Den Tod preiset ihr so hoch, daß ihr ihn würdig findet, von eurem Gotte selber — schmerzhaft, blutend, jammernd — am Kreuze erlitten zu werden, und den Gegensatz des unter Qualen verhängten Todes — nämlich das unter Wonnen fortgepflanzte Leben — habt ihr den Werken des Satans zugezählt!"

— — — — — — — — — — — — — —

Verzeihen Sie, meine geehrten Zuhörer, daß ich mich in dieser eingebildeten Apostrophe unserer Vorfahren zu so deklamatorischer Sprache habe hinreißen lassen. Was Sie von mir verlangen, ist, daß ich Ihnen in die damaligen Zustände Ein-

blick verschaffe; nicht aber, daß ich dieselben anpredige, als ob noch nachträglich etwas daran zu ändern wäre und als ob ich den Grundsatz — einen der Hauptsätze unserer philosophischen Einsicht — nicht kennte, daß alle Zustände die unausbleiblichen Folgen früherer und die unentbehrlichen Übergänge zu künftigen Zuständen bilden. Wer dem Entwicklungsglauben huldigt, kann zu keiner Entwicklungsstufe — ob dieselbe noch so niedrig erscheint — belehrend sagen: „Du hättest nicht sollen sein."

VII.

Soziologie und Politik.

Ich hatte mir vorbehalten, anläßlich der gesellschaftlichen Zustände jener Zeit einiges über die Entwicklungsstufe zu sagen, auf welcher die Sozialwissenschaft damals stand.

Im Vergleich zu ihrer heutigen aufgeblühten Form befand sie sich — in embryonalem Zustande. Der Grundriß war gegeben; die Stoffe, aus welchen sie sich ihre Organe bilden sollte, waren vorhanden, aber geboren war sie noch nicht. Die wenigsten Leute wußten etwas von dieser bevorstehenden Geburt, und unter denen, die von der Existenz des Embryos benachrichtigt waren, gab es viele, die davon nur eine Fehl- und Mißgeburt erwarteten.

Ohne Bild zu sprechen: es gab noch keine Soziologie; erst die Einsicht war vorhanden, daß es eine geben solle; und diese Einsicht war von wenigen geteilt, von vielen bestritten, von den meisten ignoriert.

Das bedeutendste Werk über diesen Gegenstand, welches damals verfaßt worden, nannte sich nicht „Soziologie" schlechtweg, sondern „Einleitung in das Studium" derselben. Dessen Urheber, der große Herbert Spencer, legte in diesem Werke die Schwierigkeiten dar, welche zu seiner Zeit gegen Erlangung soziologischer Wahrheiten sich thürmten, indem er alle herrschenden Vorurteile nannte — das nationale, das theologische, das politische, das Klassen-Vorurteil —, welche da

gegen eine wissenschaftliche Auffassung sozialer Erscheinungen verstockt machten. In der That, ehe eine Lehre so aufgefaßt werden kann, daß sie den Gegenstand einer offiziell anerkannten Disziplin abgiebt, muß dieselbe der herrschenden Denkweise nicht mehr um hundert Jahre voraus sein, wie dies bei Herbert Spencer der Allgemeinheit seiner Zeitgenossen gegenüber zutraf. Wie er selber sagt: „Man versuche, eine Hand mit fünf Fingern in einen Handschuh mit vier Fingern zu stecken; diese Schwierigkeit steht in passender Parallele zu der Schwierigkeit, eine komplizierte Vorstellung einem Geiste beizubringen, welcher keine verhältnismäßig komplizierte Fähigkeit besitzt."

Der Finger, welcher damals dem Handschuh fehlte — um dieses Bild beizubehalten —, war die evolutionistische Denkart. Das Studium der Soziologie ist dasjenige, welches die kompliziertesten Erscheinungen im Reiche der Umwandlungen — nämlich die Erscheinungen des Wachstums und des Lebens der sozialen Organismen — behandelt, welches somit nach naturwissenschaftlicher Methode zu betreiben ist. Es war daher gar nicht denkbar, daß ein richtiges Verständnis der Spencerschen Ausführungen in weite Kreise dringen konnte, zu einer Zeit, wo die Thatsachen der Geschichte noch so angesehen wurden, als seien sie der Vermittlung der göttlichen Vorsehung oder dem Willen einzelner Herrscherpersönlichkeiten entsprungen, und wo die Einsicht nur sehr vereinzelt vorhanden war, daß diese Thatsachen als durch Jahrhunderte fortgesetzte natürliche Entwicklungsprozesse betrachtet werden sollen. Die Politik, welche ja mit der praktischen Ausführung dessen zu thun haben sollte, was die Gesellschaftskunde theoretisch aufgestellt hat, wurde damals ohne diese theoretischen Grundlagen betrieben und das Wesen ihrer Maßnahmen erscheint uns daher eher als ein Tappen denn als ein Handeln. Die Vorberechnung gesellschaftlicher Zustände, die Zurückführung derselben auf weit entlegene natürliche Ursachen erschienen noch als eine lästerliche oder mindestens unvernünftige Verwegenheit. Ehe sich eine Wissenschaft konstituiert, muß sie immer

das Stadium der angezweifelten Existenzberechtigung durchmachen. So geschah es, daß nach der Meinung des Sokrates „Physik und Astronomie der göttlichen Klasse der Erscheinungen angehörten, deren menschliche Untersuchung wahnsinnig, fruchtlos und gottlos sei;" — so zog auch Anaxagoras die Anklage der Gotteslästerung auf sich, weil er den persönlichen Helios abgeleugnet und den Versuch gemacht, für die Sonnenerscheinungen unveränderliche Gesetze nachzuweisen.

Die heillose Verwirrung, welche in den politischen Einrichtungen des Maschinenalters herrschte, wird uns mit einem Schlage offenbar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Staatswesen mit ausübender Gewalt funktionierte, ohne durch die Prinzipien einer Staatswissenschaft geregelt zu sein. Stellen Sie sich ein Riesenhospital vor, in welchem Kranke aller Gattung untergebracht und behandelt werden, in welchem es von sogenannten Ärzten und Operateuren, Pflegern und Wärtern wimmelt, und denken Sie sich daneben Medizin und Chirurgie noch unentdeckt — oder mindestens sehr angezweifelt: so haben Sie ein genaues Bild von den gesetzgebenden Körpern jener Zeit. An Arzneiverteilungen und Operationsanwendungen fehlte es nicht; purgiert, amputiert und trepaniert wurde zur Genüge; aber eine systematische Kenntnis der zu behandelnden Übel gab es nicht und wurde von den zur Heilung Angestellten gar nicht gefordert. Letztere gehörten nicht einer eigenen Klasse von Staatsgelehrten an, die durch einschlagende Studien zu ihrer Amtsverrichtung sich vorbereitet hätten, sondern sie wurden aus allen Schichten der Gesellschaft durch Wahlstimmen ins Amt gerufen. Während alle übrigen Berufsarten nur durch langjähriges Fachstudium, durch abzulegende Prüfungen zugänglich gemacht waren, war die einzige Funktion der Landesgesetzgebung jedermann bedingungslos erreichbar. Man brauchte sich hierzu nur Wähler zu gewinnen — sei es durch Bestechung, durch schönrednerische Versprechungen, durch persönlich eingeflößte Sympathie oder durch den bloßen Klang eines angenommenen Parteinamens. Wer sich „konservativ" nannte, konnte auf eine gewisse Klasse von Wählern rechnen;

wer sich für „liberal" erklärte, auf eine andere. Von allen übrigen Berufsmenschen wurden Kenntnisse verlangt — eine ganze Kette geordneter Kenntnisse, deren Besitz nachgewiesen werden mußte, nur von dem Gesetzgeber genügte es, wenn derselbe eine Gesinnung zu haben — vorgab.

Der Begriff der Kausalität, heute die Grundlage jedes Denkens, war damals noch nicht das Gemeingut des öffentlichen Geistes. Über die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung hatte jeder nur in seinem speziell erlernten Fache klare Vorstellung erlangt; aber daß überall aus gegebenen Daten ein unvermeidlicher Schluß folgt; daß jede Erscheinung das Endglied einer vorhergehenden Reihe zwingender Ursachen und der Ausgangspunkt ebenso notwendig eintretender mittelbarer und unmittelbarer Wirkungen sein muß, daran dachte man nicht. Wie roh die Auffassung der Ursächlichkeit damals noch war, wie groß das Unverständnis von dem Verhältnis zwischen einer eingetretenen Wirkung und der mutmaßlichen Ursache, das beweisen die abergläubischen Vorstellungen aller Art, welche noch allenthalben verbreitet waren. Nur aus dem Fache, das jeder studiert hatte, war der Aberglaube ausgerottet: der Arzt rechnete bei seinen Kuren nicht auf Sympathiemittel; der Astronom sah in den Kometen keine Vorzeichen von Pest und Krieg; der Mathematiker vertraute nicht auf angepriesene Lotteriekombinationen; jeder Handwerker kannte die physikalischen Eigenschaften der von ihm verarbeiteten Stoffe und erwartete keine anderen Resultate von seinen Handgriffen, als die durch jene Eigenschaften bedingten. Was aber außerhalb des Berufszweiges lag, das war für die meisten wieder dem abergläubischen Urteile preisgegeben. Nur wenige gab es, deren Denkgewohnheiten so geschult waren, daß sie das Walten unumstößlicher Gesetze, welches sie in ihrem Spezialfache erkannt hatten, auch nach allen Richtungen voraussetzten. Die Politik war übrigens nicht einmal ein Fach. Denn erstens stand sie jedem Staatsbürger, der sich Wahlstimmen erwerben konnte, offen; sie entbehrte — auch als Beruf betrieben — wissenschaftlich festgesetzter Axiome und blieb

dem Gutdünken, der Willkür ihrer im Finstern tappenden Vertreter überlassen. Allgemeine Wahrheiten, sichere Regeln, erkannte Naturgesetze, welche den Untergrund aller Wissenschaften abgeben und von welchen bei jeder weiteren Spekulation, bei jeder praktischen Nutzanwendung besonders ausgegangen werden mußte — wie z. B. die Gravitation in astronomischen Berechnungen, die Gleichwertigkeit der Kräfte in der Mechanik, die Unvertilgbarkeit des Stoffes in der Chemie — solche Prinzipien besaß die offiziell betriebene Politik nicht. So wurde — um nur Ein Beispiel anzuführen — der Handel und die Industrie durch immer wechselnde Verordnungen, Gesetze und Einrichtungen geregelt, ohne daß noch über die Grundfrage Klarheit gewonnen war, ob vom volkswirthschaftlichen Standpunkte der allgemeinere Vorteil durch staatlichen Schutz oder durch freien Wettbewerb geboten sei.

Gewöhnlich war es auch gar nicht der allgemeine Vorteil, welcher bei den verschiedenen Gesetzentwürfen ins Auge gefaßt wurde; die Einsicht fehlte, daß dieser durch Anpassung an gewisse Naturnotwendigkeiten mit Sicherheit zu erlangen sei, und so kämpfte jeder nur für seinen eigenen, oder — wenn er ein gewissenhafter Abgeordneter war — für den Vorteil seiner Wähler und die nächste Aufgabe sah jeder darin, seiner Meinung, welche eine Sache der persönlichen Interessen, des Temperaments, nicht aber der wissenschaftlichen Überzeugung war — zum Siege zu verhelfen, zu welchem Zwecke alle Mittel gut waren — namentlich die Verunglimpfung der Gegner.

Wenn wir jetzt in alten Akten die Parlamentsverhandlungen jener Tage nachlesen, so müssen wir ebenso dazu lächeln, wie unsere Vorfahren zu den Streichen der Lalenburger und zu den Beschlüssen der Räte von Schilda gelächelt haben mochten. „Regierung" war allemal die vom ganzen Volke abergläubisch verehrte Macht, welche die Gewalt in Händen hatte und ausübte, die Funktionen des Gesellschaftsorganismus zu regulieren, gegen die sich fühlbar machenden Gebrechen Heilmittel anzuwenden, die vorhandene Kraft zur Erreichung der Regierungszwecke zu gebrauchen — und das alles ohne Kenntniß,

daher ohne Berücksichtigung der biologischen Gesetze, welchen das Leben der Gesellschaftsorganismen unterliegt. Daß die ganze Macht in die Hände eines Potentaten oder einer kleinen herrschenden Klasse gelegt sei, welche dieselbe — zu eigenen Zwecken mißbrauchten, war ein Zustand, gegen den man sich — in dem Maße, als der Gottesgnadentum-Aberglaube abnahm — immer mehr aufzulehnen begann, und es wurden Regierungsformen eingeführt, in welchen die gesetzgeberische Macht in die Hände des ganzen Volkes — d. h. deren jeweilig gewählte Vertreter — verlegt wurde. Der einzelne Despot ward vom Thron verdrängt und eine Versammlung von Abgeordneten darauf erhoben. Der Despot hatte nur Einen Willen und Ein Ziel — die Abgeordneten spalteten sich in zwanzig einander bekriegende Parteien. Um einen kleinen Grad war die letztere Form doch besser; insofern als der Alleinherrscher gewöhnlich nur sein eigenes Interesse verfolgte und weil er möglicherweise ein böser oder ein wahnsinniger Mensch sein konnte, während die zwanzig Parteien doch die Interessen ihrer Mandatäre zu vertreten sich bemühten. Ein wenig besser war's, aber nicht viel. Denn in beiden Fällen — auch beim besten Willen des Monarchen oder der Parlamente — lag die Macht in Händen der Unwissenheit; denn welcher Monarch, welches Parlament besaß eine gehörige Kenntniß und Würdigung von den unermeidlichen Wechselbeziehungen, von Ursache und Wirkung, von der Verschlingung nebenhergehender Resultate, von der Kontinuität, d. h. der nie endenden Arbeit jeglicher Kraft?

Ob gesalbt oder gewählt, nur der Aberglaube konnte dem Machthaber die Fähigkeit zuschreiben, alle Gesellschaftsschäden zu heilen und alles zum Guten zu lenken. „Angenommen," sagt Herbert Spencer, „angenommen einen Durchschnittsfehler in den bestimmenden Eigenschaften der Individuen einer Gesellschaft, so wird keine noch so geschickte Handhabung derselben jenen Fehler hindern, sein Aequivalent schlechter Resultate hervorzubringen." Diese Wahrheit war jenen unbekannt, die da meinten, daß jedes gesellschaftliche Übel eine Heilung zulasse und daß diese im Bereich der Gesetzgebung liege. Was derselbe

Autor den „Man-muß-etwas-thun-Trieb" nannte, nämlich die bei unwissenden Leuten anläßlich jedes Übels gehegte Zuversicht — und je größer die Unwissenheit, desto größer die Zuversicht — daß ein spezifisches Heilmittel dafür bestehe, dessen Gebrauch sie eindringlich empfehlen; dieser Trieb charakterisierte auch — eben auf Grund ihrer soziologischen Unwissenheit — die damaligen Politiker. Auch sie verkannten, „die vis mediatrix naturæ, auch sie sahen nicht ein, daß das eine, was not thut, ist, die Bedingungen, unter welchen die natürlichen Kräfte freies Spiel haben, aufrechtzuerhalten."

Ich kann nicht umhin, Ihnen nachfolgend noch einiges aus dem Spencer'schen Buche anzuführen. Wir finden darin die für unsere Untersuchungen so interessante Thatsache bestätigt, daß zu jener Zeit, wo es noch keine offizielle Sozialwissenschaft gab, doch schon die grundlegenden Gedanken einer solchen gedacht worden waren, daß das Problem, wenn nicht gelöst, so doch schon gegeben war. Ich trenne einige Stellen, aphorismenartig, aus dem fortlaufenden Zusammenhange ab:

Alle Gesetze und Vorkehrungen, welche darauf berechnet sind, in kurzer Zeit weit bessere Resultate als die gegenwärtigen zu erzielen, müssen unvermeidlich fehlschlagen.

* * *

Nach dem Prinzip der Gleichwertigkeit und Umwandlung der Kräfte muß der Folgesatz zugelassen werden, daß alle in einer Gesellschaft vor sich gehenden Wirkungen an gewissen, vorgängigen Kräften zu messen sind.

* * *

Wenn man sowohl seine eigene Meinung als diejenige Anderer über öffentliche Angelegenheiten genau betrachtet, so findet man, daß dieselben weit mehr durch Aggregate von Gefühlen als durch Prüfung der Beweise dafür verursacht werden. Niemand gelingt es, das langsame Wachstum von Sympathien und Antipathien gegen gewisse Einrichtungen, Sitten, Vorstellungen u. s. w. zu verhindern.

* * *

Diejenigen, welche sich zu dem Glauben erhoben haben, daß Gesellschaften sich in Bau und Funktion fortentwickeln, werden mit ihren Schlüssen zaudern, wenn sie die lange Entwicklung betrachten, durch welche frühe Ursachen späte Wirkungen hervorrufen. Bei der Beurtheilung von politisch Gutem und Schlechtem, denkt der Durchschnittspolitiker nur an die nächste Folge. Rufe einen unmittelbaren Gewinn hervor, so wird das als genügende Rechtfertigung derselben betrachtet.

* * *

Das soziale Denken wird überall mehr oder minder durch die Schwierigkeit gehemmt, sich daran zu erinnern, daß die sozialen Zustände, denen unser Geschlecht entgegengeht, ebenso wenig faßbar für uns sind, als es unser gegenwärtiger sozialer Zustand für einen norwegischen Piraten und seine Gefolgschaft gewesen wäre. Die erste beste Diskussion über einen politischen oder sozialen Gegenstand enthält die stillschweigende Annahme, daß in künftigen Zeiten die Gesellschaft einen mit ihrem jetzigen wesentlich gleichen Bau haben werde; man beurteilt die Frage ausschließlich in Bezug auf jene sozialen Einrichtungen, welche um uns her existieren.

* * *

Das Gefühl der Loyalität, welches es fast unmöglich macht, die Natur und Wirksamkeit der Träger der Herrschaft in völliger Ruhe zu studieren, hindert die soziale Wissenschaft ungemein und wird noch lange fortfahren, dieselbe zu hindern, denn das Gefühl ist allwesentlich. Es ist noch eine unentbehrliche Hilfe für den sozialen Zusammenhang und für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Und es wird noch lange dauern, ehe die gesellschaftliche Ausbildung den menschlichen Charakter so weit modifiziert hat, daß Ehrfurcht vor dem Gesetz, als in der moralischen Ordnung der Dinge wurzelnd, die Ehrfurcht vor der Macht, welche das Gesetz durchführt, vertreten wird.

* * *

(Klassenvorurteil.) ... Korpsgeist wohl auch nützlich; aber daneben geht die Geneigtheit, alle gesellschaftlichen Einrichtungen nach ihrer Einwirkung auf die Klasseninteressen aufzufassen und die daraus entspringende Unfähigkeit, die Wirkungen derselben auf die Gesellschaft als ein Ganzes richtig zu schätzen.

* * *

Ethisch betrachtet, hat es nie das geringste Anrecht zur Unterwerfung der Vielen unter die Wenigen gegeben, ausgenommen, daß dieselben die Wohlfahrt der Vielen gefördert hat.

* * *

Die Einsicht fehlt, daß ein Verfall der Klassenmacht und eine Abnahme der Klassenauszeichnung von Fortschritten nicht nur im Leben der regierten, sondern auch der regierenden Klassen begleitet sein könne. Der Baron der Feudalzeit hätte sich nimmer die Möglichkeit gesellschaftlicher Einrichtungen vorgestellt, welche ihm weit dienlicher sein würden, als die so tapfer von ihm behaupteten Einrichtungen; noch auch erblickte er in letzteren die Ursachen seiner vielen Leiden und Unbequemlichkeiten. Hätte man ihm gesagt, daß ein Edelmann weit glücklicher ohne Burg mit Ringgraben und geheimen Gängen und Verließen für Gefangene sein könne; daß er sich größerer Sicherheit erfreuen würde ohne Zugbrücke und Fallgitter, Bewaffnete und Schildwachen, und weniger Gefahren ausgesetzt sein könne, wenn er keine Vasallen oder gedungene Söldner hätte, daß er reicher sein könne, ohne einen einzigen Hörigen zu besitzen — er würde diese Angabe für abgeschmackt bis zur Tollheit gefunden haben. Und doch ist der heutige Edelmann in seinem Landhaus sicherer als jener in seiner Burg, doch besitzt er (durch den Verlust der unmittelbaren Herrschaft über die Arbeiter) Bequemlichkeiten und Luxusgegenstände, von denen sein Vorfahre sich nichts träumen ließ.

* * *

Die Annahme, daß es einer Natur möglich sei, in der Gestalt des Gesetzes etwas der verkörperten Vernunft Ähnliches zu erhalten, wenn sie selber nicht von einer entsprechenden Vernünftigkeit durchdrungen ist, beruht auf politischem Vorurteil.

* * *

In der Repräsentativ-Versammlung selbst regieren die vielen Mittelmäßigkeiten die wenigen überlegenen Persönlichkeiten. Die Überlegenen sind genötigt, nur jene Ansichten auszusprechen, welche die Übrigen zu verstehen vermögen und müssen ihre besten und weitreichendsten Gedanken als solche, welche kein Gewicht haben würden, für sich behalten.

* * *

Eine passende Denkgewohnheit bei dem Studium der Soziologie kann nur durch das Studium der Wissenschaften im Ganzen erworben werden. Denn die Soziologie ist eine Wissenschaft, welche die Erscheinungen aller anderen Wissenschaften umfaßt. Sie führt jene Notwendigkeit des Verhältnisses vor Augen, welche die abstrakten Wissenschaften behandeln; ebenso aber auch jenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, mit welcher die abstrakt-konkreten Wissenschaften den Forscher vertraut machen, und sie bietet jenes Zusammenwirken vieler Ursachen und die Erzeugung nebenher gehender Resultate dar, welche die konkreten, besonders aber die organischen Wissenschaften uns zeigen.

* * *

Biologie liefert nicht nur der Soziologie angemessene Denkgewohnheit, sondern auch besondere Vorstellungen, welche als Schlüssel dienen.

* * *

Als zweites nach der Biologie ist Psychologie zur Vorbereitung notwendig. Denn es ist gewiß, daß die Handlungen

der Individuen von ihren Gefühlen abhängen. — Aus einem Gemeinwesen geht nichts hervor, was nicht aus dem Motiv eines Individuums oder aus den vereinten, ähnlichen Motiven vieler Individuen, oder aus dem Konflikt der vereinten, ähnlichen Motive Einiger, welche gewisse Interessen besitzen, mit den verschiedenen Motiven Anderer, deren Interessen verschieden sind, entspricht.

* * *

(Vergleich mit der Eisenplatte.) Hier zur Linken ragt sie ein wenig hervor. Wie soll man sie flach machen? Natürlich, heißt es, indem man auf den hervorragenden Teil draufschlägt. Wir schlagen. Vergebens: die Hervorragung bleibt. Das ist nicht alles. Man sehe die Beugung, welche die Platte am anderen Rande erhalten. Statt den ursprünglichen Fehler abzustellen, haben wir einen neuen erzeugt. Ein im sogenannten „Planieren" geübter Arbeiter hätte uns sagen können, daß wir nur Unheil anrichten werden. Er würde uns gelehrt haben, verschieden gerichtete und eigens angebrachte Hammerschläge anderwärts zu geben und das Übel so nicht durch unmittelbare, sondern mittelbare Handlungen anzugreifen. Der erforderliche Prozeß ist weniger einfach als man dachte. Selbst eine Eisenplatte kann nicht mit Erfolg nach jenen schlichtverständlichen Methoden behandelt werden, auf welche man so viel Vertrauen setzt. „Meinst du, man könne leichter auf mir als auf einer Flöte spielen," fragte Hamlet. Ist die Menschheit leichter zu strecken als eine Eisenplatte?

Nicht wahr, es nimmt Sie Wunder, aus jener entrückten Zeit so klare, weitblickende Anschauungen über ein Gebiet zu vernehmen, auf welchem, wie uns die überkommenen politischen Dokumente zeigen, so heillose Verwirrung herrschte. Doch diese staunende Überraschung kann man sich oft bereiten, wenn man in alten Schriften wühlt. Da sieht man, um wie vieles

früher die Einsicht von den bestehenden Übeln eintritt, als deren Aufhebung. Eine Eichel braucht lange, um schattige Eiche zu werden, aber noch viel länger braucht die Idee, um sich als Institution zu erheben. Fast alle die Grundsätze — d. h. die erkannten wissenschaftlichen Wahrheiten —, auf welchen unsere heutigen öffentlichen Einrichtungen ruhen, sie finden sich in dem besagten Werke schon angeführt, und doch sehen wir zu Lebzeiten des Autors nicht eines seiner Prinzipien zur Direktive politischer Handlungsweise angenommen.

Lassen Sie uns das Chaos der damaligen Politik ein wenig untersuchen. Das meiste darin wird uns nach gegenwärtigen Begriffen schauderhaft oder lächerlich erscheinen, und obwohl wir wissen, daß die richtige Erkenntnis niemals schaudern und niemals lächeln soll — sondern verstehen; so wird uns die Abscheulichkeit und die Komik gewisser Zustände doch unwillkürlich in die Augen fallen. Was sagen Sie z. B. dazu? Für die eingetriebenen Steuern ward dem Bürger allerlei geboten, was er brauchte und was er nicht brauchte: Verkehrswege, Straßenreinigung, Sicherheitswache, Theater, Kirchen, Zollämter, Gefängnisse und noch vieles mehr. Das Eine aber, was aus den Steuereinnahmen nicht bestritten wurde, was jeder Einzelne, wenn er es brauchte, erst extra zahlen mußte, das war das Recht. Dasjenige, was doch eigentlich die Haupterrungenschaft staatlichen Zusammenhaltens ist, nämlich der Schutz gegen Unterdrückung und Übervorteilung, den leistete der Staat nicht unentgeltlich, den mußte der Unterdrückte und Übervorteilte — falls er das Geld hierzu hatte — sich erst selber erkaufen. Das Endurteil in Streitigkeiten, welches zu wilden Zeiten von der Faustkraft der Streitenden, in späteren Epochen von Gottesgerichten abhing, zu dem konnte man im Maschinenalter nur durch Geldausgaben gelangen. Der Richter wurde zwar nicht erkauft, aber die Prozeßführung verursachte schwere Kosten und wer neben erlittenem Unrecht auch noch an Geldmangel litt, der mußte auf die Aufrichtung seines Rechtes von vornherein verzichten. Der Gedanke, daß bei einer zu gegenseitigem Schutz und zu allgemeiner Interessenförderung

vereinten Körperschaft unentgeltliche Rechtshilfe geleistet werden müsse, dieser Gedanke existierte schon; auch besaßen die verschiedenen Privatvereine einen auf Vereinskosten besoldeten Advokaten, der jedes Mitglieds Sache ohne Entgelt zu vertreten hatte. In dem Verein der Vereine jedoch, dem Staat, war dieser Gedanke noch nicht verwirklicht; hier ward von den Vereinsgeldern, d. i. von den Steuern, keine Summe erübrigt, um allen Mitgliedern dasjenige zu sichern, was beinahe noch wertvoller ist als das Leben — weil ohne dasselbe das Leben unerträglich werden kann —, nämlich das Recht.

Und galt denn in den Augen des Staates das Leben selber des Bürgers als ein unantastbares, heiliges Gut? Ja, insofern es gegen die Angriffe der Mitbürger zu schützen war; aber dem Machtgebot der Regierung gegenüber mußte jeder Mann auf den ersten Wink zum Erschossenwerden sich stellen. Man lächelte zwar zu den naiven orientalischen und chinesischen Schranzen, die auf Wunsch ihres Gebieters sich den Bauch aufschlitzten; aber wenn im Occident auf den Wunsch eines Zaren, eines Ministers, oder einer legislativen Versammlung ganze Regimenter, ganze Armeen — oder bei Landsturmaufruf — ganze Völker sich töten lassen gingen, so fand man das ganz natürlich.

Der Krieg ist überhaupt dasjenige, was unsern Abscheu am meisten weckt; was wir nur von der völligen Barbarei begreifen können, was wir aber so schwer mit dem übrigen Gesittungsgrade und der sonstigen Vorgeschrittenheit des Maschinenalters in Einklang zu bringen vermögen. Diese Gesittung war aber nicht imstande, sich folgerichtig nach allen Seiten hin zu entwickeln und zu bethätigen, so lange der Kriegsgeist noch in den Institutionen verkörpert war. Der Hauptgedanke des Staatswesens war nicht so sehr die Förderung der inneren Interessen, als der Schutz gegen äußeren Angriff. Letzterer — vorausgesetzt, daß ein solcher Angriff stattfindet — ist jedenfalls das Wichtigere. So lange die Thore eines Hauses einfallenden Diebshorden offenstehen, muß ich erst daran denken, an diesem Thor zu wachen, ehe ich mir's im Innern mit

meiner Familie bequem mache. Diese beiden verschiedenen Prinzipien des Wachens und des Bequemmachens, welche entgegengesetzte Denkungsart und entgegengesetzte Maßregeln erfordern, gleichzeitig zu vertreten, das war die Aufgabe der sogenannten Politik.

Daß die getriebene Politik also ein brodelndes Mischmasch, mitunter ein ekler Brei war, das darf uns nicht wundern. Was wir aber nicht fassen können, ist dies: Warum schlossen alle die nebeneinander wohnenden Völkerfamilien, die ja doch auf gleicher Kulturstufe standen, nicht den einfachen Vertrag, sich gegenseitig nicht anzugreifen, um so ganz und gar der inneren Bequemmachung leben zu können? Die einfallenden Diebeshorden, der grimme, räuberische Feind, gegen den jedes glaubte sich wehren zu müssen, der war ja gar nicht vorhanden, denn jedes verwahrte sich feierlich gegen die Zumutung, daß es um anzugreifen in Mordbereitschaft stehe: es geschehe nur, um sich zu verteidigen. Der Unsinn einer Versammlung von fünf oder sechs waffenstrotzenden Leuten, die einander mit verdächtigen Blicken ansehen, messerwetzend, zähnefletschend, dabei aber versichernd, daß sie selber nicht die geringsten feindseligen Gefühle hegen, sondern nur zu äußerster Notwehr sich so verhielten, dieser Unsinn bildete den Untergrund aller sogenannten „diplomatischen Beziehungen".

Was war nun die Voraussetzung, welche bei gegenseitiger Friedensbeteuerung die gegenseitige Kriegsbereitschaft erheischte? Einfach: Lügenhaftigkeit. Man glaubte an die Aufrichtigkeit der Anderen nicht und man war selber nicht aufrichtig; und so finden wir auch, daß die Begriffe Falschheit, Ränke, List mit dem Worte „diplomatisch" sich deckten.

Zur Zeit, als die Völker noch nicht versicherten, daß sie friedlich gesinnt seien, als die Angriffskriege noch Eroberungszüge hießen, die der Welt als Gegenstand höchster Bewunderung hingestellt wurden, da bildete freilich eine große Wehrkraft den wichtigsten und stolzesten Besitz eines Staatswesens. Eines Tages aber standen die Dinge so: die Ursachen, aus welchen Kriege geführt wurden: Bereicherungslust, Handels-

eifersucht, Herrscherehrgeiz, Religionsstreitigkeiten, die hatten allmälig aufgehört; die Armeen aber, die im Lauf der Zeit gebildet worden, die waren da und ihnen zulieb mußte doch — wenn weiter auch keine Gründe vorlagen — gerauft werden. Ursprünglich waren die Heere entstanden, um den Anforderungen des Krieges zu genügen — später entstanden die Kriege um der Anforderungen des Heeres willen. Das scheint einen Zirkel zu bilden, aber ich will versuchen, Ihnen durch eine kleine Parabel diesen Vorgang zu erläutern.

Es war einmal ein großes Dorf mit strohgedeckten Häusern, in welchem ein ruhiges, nicht gern sich anstrengendes Völkchen wohnte. Nun geschah es, daß gerade unter jenem Himmelsstriche sehr häufig der Blitz in eine der Hütten schlug und dieselbe, samt den benachbarten, in Brand steckte. Es mußte eine Feuerwehr errichtet werden. Aber die Leute waren bequem und liebten es, zu Hause ihren kleinen Beschäftigungen und Künsten nachzugehen, mit welchen sie sich das Leben verschönten. Dieses Leben riskieren? Das mühsame Leitersteigen und Mauerhinaufklettern — Rettungssackhalten zwischen brennenden Balken? . . . Ach nein — was dich nicht brennt, das lösche nicht — im eigenen Hause, wenn's sein muß — aber beim Nachbar? . . . Kurz, es wollte sich niemand zu dem Dienste melden. Aber in dem Dorfe gab es auch eine Autorität und so wurden die Leute einfach rekrutiert, assentiert, konscribiert, oder wie das Ding auf Deutsch heißt, gezwungen, der Feuerwehr beizutreten. Das ergab noch keine Begeisterung — obschon unter den Rekruten vielleicht auch einige sich fanden, die das Fest ihrer Einfangung mit ein paar überzähligen Gläsern Wein und Kokarden auf den Hüten begingen. Die Feuerwehr war nun da und löschte die Brände. Ihr Stand ward zum angesehensten im Dorfe. Es war eine Ehre und ein Ruhm, Feuerlöscher zu sein; es knüpften sich Vorteile und Macht daran; Viele, die um des bloßen Löschens willen nicht mitgewirkt hätten, traten bei aus Ehrgeiz, aus Gewinn- oder Machtdurst. Und auch aus Tugend: denn alle Grund-

und Lehrsätze zielten darauf hin, als die schönste und edelste Leidenschaft die Löschlust hinzustellen. Und so wurde denn mit Wonne drauflos gelöscht. Zum Glück fiel der Blitz noch immer oft in die Dächer und an Gelegenheiten zu Auszeichnung, zu gegenseitiger Beglückwünschung und Bewunderung mangelte es nicht. Nach einer Zeit jedoch veränderten sich die meteorologischen Verhältnisse. Während man sonst auf tägliches Gewitter gefaßt sein konnte, schlug es immer seltener und seltener ein; endlich wuchsen ganze Generationen heran, ohne daß sich ein Blitzschlag wiederholte. War's jetzt mit der Löscherei zu Ende? O, nein — es kann ja auch brennen ohne Blitz; es gibt ja Zündhölzer, die man unter ein Bund Stroh legen kann; man kann ja absichtlich recht nachlässig sein — Feuer auskommen lassen ist nicht schwer . . . und richtig: immer noch lohten die Brände und die tapfern Löscher konnten ihre Vorzüge entfalten. Das Feuerlegen ward endlich als Geschäft betrieben. Was in der übrigen Welt die Diplomaten und die Presse besorgten: das Zündstoffbereiten und das Schüren — das besorgten dort die Leute untereinander. Jeden, den geringsten Streit benutzten sie, um in das Nachbarhaus einen brennenden Klotz zu schleudern und das lobenswerte, nützliche Werk des Löschens konnte immer noch unter gegenseitiger Beglückwünschung, Auszeichnung und Bewunderung fortgeübt werden. Daß die Vorteile des Nichtanzündens diejenigen des Löschens weit übertroffen hätten, das sahen die Feuerwehrleute nicht ein und konnten es auch nicht einsehen; denn für sie wäre dabei alles verloren, sie mußten das Aufhören des Brandes für einen Traum erklären und — „nicht einmal ein schöner Traum".

In gleichem Stadium befand sich im Maschinenalter die Frage von Krieg und Frieden. Eigentlich viel schroffer noch als in dieser Parabel; denn das Löschhandwerk ist doch an sich nichts so Grauenhaftes, nichts den übrigen sanfteren Gefühlen so Widersprechendes wie das Mordhandwerk. — Töten — Töten — Töten . . . wir begreifen nicht, daß der Sinn dieses Wortes, der doch in den Blättern der damals geltenden menschlichen und göttlichen Gesetzbücher so tiefen Abscheu weckte,

seines ganzen Schauders, seiner ganzen Verbrecherhaftigkeit verlustig ging, sobald der Krieg im Spiele war. Das zeigt, wie dröhnend laut und unausgesetzt, von ältesten Zeiten her, neben dem Worte Krieg die Worte Heldentum, Macht, Glanz, Tugend, Ehre, Pflicht erschallten und die anderen, daran haftenden Vorstellungen verdrängten. Zur Zeit des Maschinenalters war jener Blitz auch schon immer seltener und seltener eingeschlagen; denn was diesem elementaren Ereignis entspricht, das waren namentlich die wilden Horden feindlicher Raubvölker: Avaren, Hunnen, Vikinger, die in den Uranfängen der europäischen Geschichte sengend, plündernd und mordend das Land überfielen. Später kam die Rolle des verheerenden Blitzes den einzelnen Führern und Herrschern zu, die in sogenannten „Siegeszügen" die durchstreiften und durchwüsteten Gebiete ihren Reichen einverleibten. Von diesen letzteren ragten noch die Spuren ins Maschinenalter hinein: noch erhob sich der Triumphbogen des Korsen Bonaparte, der Bewunderung der Völker hingestellt. Gegen solchen Blitzschlag war man auch noch immer nicht sicher, so lange den einzelnen Throninhabern das Recht und die Macht belassen ward, mit Einem Befehlswort das ganze Land unter die Waffen zu rufen und die Bewaffneten alle über die Grenze zu schicken. Der Zar hätte nur zu winken gebraucht und Europa war in Brand. Also: „Feuerwehr bereit!" Daß die Abschaffung der Möglichkeit zu einem solchen Feuerwink ein einfacheres Procédé gewesen wäre als die Löschbereitschaft, das wollte man auch nicht einsehen.

Die Herrscher jedoch winkten nicht. Sie waren doch auch Söhne ihrer Zeit und daher der Wildheit entwachsen; keiner wollte das Verbrechen begehen und verantworten, aus keinem anderen Grunde, denn aus Kriegs- und Eroberungslust, die Fehde zu erklären; und von jedem Regenten, anläßlich jeder Thronrede konnte man hören, daß er persönlich nichts sehnlicher wünsche, als den Frieden zu erhalten — nur für den Fall, als der Nachbar anfinge . . . oder für den Fall, als die Ehre, als die Würde des Landes es erheischten . . . dann allerdings wollen wir u. s. w. „Hurrah," ruft das Volk, v

solcher Sprache hingerissen, „es lebe unser friedfertiger Fürst, es lebe unser erhabener Kriegsherr!“

Dieses war aber nunmehr der gefährlichste Zündstoff: die Frage der nationalen Ehre. Nicht um einen Markknochen, wie unsere ersten Vorfahren, die Höhlenbewohner, nicht um den Besitz von Weibern, von Länderstrichen, nicht um ein Glaubensbekenntnis oder einen Handelsvertrag aufzuzwängen, fielen nunmehr die Menschen übereinander her, sondern um ihre Ehre und Würde zu wahren. Ein paar gewechselte Unhöflichkeiten, Verdächtigungen, Mißverständnisse, das genügte, um den Grund — mitunter auch nur den Vorwand — zur Kriegserklärung abzugeben. Materielle d. h. also wirkliche Ursachen zum Dreinschlagen hatten die Völker nicht mehr; blos die moralischen, welche doch nur anläßlich der materiellen und zur Verstärkung derselben entstanden und großgezogen waren, wirkten fort. Mittels Empfindung wurde das Kriegsprinzip am Leben erhalten, mittels Empfindelei zur Bethätigung gebracht. Überall witterte man Beleidigungen, Provokationen; gegenseitig schuldigte man sich der Absicht an, anfangen zu wollen; jeder hielt sich zu der prahlerischen Beteuerung genötigt, daß, wenn der Andere anfinge, er mit größtem Vergnügen, mit Siegesgewißheit, mit Begeisterung bereit wäre, den so gewissenlos geschleuderten Handschuh aufzuheben. „Anfangen wollen“ galt wohl als beleidigende Zumutung, aber etwa zurückweichen — das wäre eine schimpfliche Zumutung gewesen. Man wird sich doch nicht demütigen; man wird doch seinem „Prestige“ nichts vergeben, man wird sich doch nicht auf den Fuß treten lassen . . . . Der Krieg im Maschinenalter verhielt sich zu dem Kriege früherer Zeiten, wie das geregelte „ritterliche“ Duell zum ursprünglichen Kampf. Das Streitobjekt, um welches zwei raufende Wilde — oder zwei raufende Horden — sich balgten, war doch thatsächlich vorhanden und fiel als Siegesbeute dem Stärkeren zu; im Duell hingegen handelte es sich nur noch um den Sieg und nicht mehr um die Beute; selbst der Sieg kam erst in zweiter Linie — die Hauptsache war das „Sichschlagen“. Das eigent-

liche Objekt des Duells war die Ehre und so wurden die Worte „affaire d'honneur", „Ehrenhandel", auch mit Zweikampf gleichbedeutend. Die Ehre knüpfte sich nicht, wie anfänglich, an den Ausgang des Streites; sie bildete sich zum Gegenstand desselben aus; es wurde „um die Ehre" sich geschlagen, und das Schlagen selber war für beide Teile — für den Beleidigten und Beleidiger, für den Sieger und den Besiegten — gleich ehrenvoll. Es versteht sich, daß in derjenigen Klasse von Menschen, unter welchen das „point d'honneur" am meisten Geltung hatte, also in der Adelsklasse, auch das Duell am üppigsten gedeihte. Da gab es eine Zeit, wo Der kein richtiger Kavalier war, der nicht ein paar Degenhiebe und ein paar Pistolenschüsse mit Standesgenossen getauscht hätte; und so genügte der geringste Anlaß — ein schiefer Blick, ein zufälliger Fußtritt, ein anzügliches Wort — um eine Herausforderung ergehen zu lassen; und die Abweisung einer solchen — sei dieselbe noch so grundlos — war ganz außer Frage. Je leichter Einer beleidigte, und je schneller er bereit war, „vom Leder zu ziehen", für desto edelmännischer galt seine Gesinnung. Daß der Kampf und dessen Ausgang das stattgehabte Unrecht — wenn eines stattgehabt — nicht wieder gut machen konnte, daß z. B. ein betrogener Ehemann durch einen erteilten oder gar erhaltenen Hieb nicht wieder unbetrogen wurde, das kam nicht in Erwägung. Was wurde denn bei der Partie weiter riskiert! Zwei Menschenleben . . . Das Gut des Lebens als das geringste der Güter zu achten, bildete ja den Hauptgrundsatz des ritterlichen Ehrenkodex!

Das Duell war übrigens im Maschinenalter eine bereits in Abnahme befindliche Institution. Allgemein begann man die Unsinnigkeit desselben einzusehen; man erkannte es als ein Vorurteil, dem man sich nur unwillig fügte; in England war dasselbe beinahe verschwunden und auch in den übrigen Ländern trat es immer seltener und seltener auf. Aber der ganze Geist des Duells lebte in Sachen des Krieges fort. Dieselbe Kitzlichkeit des Ehrgefühls zwischen den Nationen, wie zwischen rauflustigen jungen Edelleuten; dieselbe Sucht, in seiner Lebens-

geschichte ein paar Ehrenhändel verzeichnet zu haben; dieselbe Unmöglichkeit, eine Herausforderung abzulehnen. Dasselbe Mißverhältnis auch zwischen erlittenem Unrecht und zu erlangender Genugthuung — denn was konnte der Krieg wieder gut machen? Auch hier handelte es sich um die Beute in letzter, um den Sieg in zweiter, um das „Sichschlagen" in erster Linie. Und dasselbe — vielmehr das noch hunderttausendfach vergrößerte — Mißverhältnis zwischen dem eingesetzten Wagnis und dem zu erzielenden Erfolg; auch hier mußte Blut fließen und zwar in Strömen; daneben noch Saaten zertreten, Dörfer und Städte eingeäschert werden; auch hier mußten diese Güter alle, besonders das Gut des Lebens, als gering, als nichts geachtet werden; denn daß die Existenz des einzelnen Bürgers zu Kriegszeiten gleich Null sei, das war ja der Hauptgrundsatz des patriotischen Kodex. Der einzige wirkliche Gewinn, welcher sich an das Bekriegen knüpfte — wie übrigens an das Duellieren auch — war die Befriedigung des Hasses. Daher der Nationalhaß eine der bestgepflegten Grundlagen des Patriotismus. Genügenden Haß für jeden folgenden Krieg gaben die Erinnerungen des letztvergangenen Krieges ab. Von allen den begangenen Greueln brachte man die selbstbegangenen auf Rechnung erfüllter Soldatenpflicht, und die des Feindes — des bösen „Erbfeindes" — auf Rechnung seiner Rohheit. Der Groll und der Rachedurst der Besiegten konnte nicht anders befriedigt, die unerträgliche Großsprecherei des Siegers konnte nicht anders bestraft werden, als durch neues Dreinhauen. Und so wurden denn die Völkerduelle munter drauflos geschlagen. Die Leute nannten das „frischen, fröhlichen Krieg" und marschierten unter klingendem Spiel und flatternden Fahnen hinein. Dem Widersinn des Privatzweikampfes begann man sich zu widersetzen; den Widersinn des Völkerzweikampfes, den sah man nicht. Noch weniger sah man dessen Verbrecherhaftigkeit: stolz und prahlerisch, herausfordernd und krittlich — echt krakehlermäßig — standen sich die waffenstrotzenden, kampfgeübten Völker gegenüber und benützten den geringsten Anlaß, um vom „Leder zu [illegible]. Die Wucht des so bereitwillig gezogenen Schwertes

aber — immer gewaltiger und gewaltiger. Denn es verkörperte sich nicht mehr in einer mit mehr oder minder Geschick geschwungenen Klinge, sondern in unabsehbaren Zügen feuerspeiender Maschinen; in auf immer größere Entfernung geschleuderten todgefüllten Bomben, die dort, wo sie einfielen, immer weitere Vernichtungskreise zogen. Durch die Lüfte, in stets höheren Bogen, unter dem Wasser, mit stets wachsender Sprengkraft flogen die Granaten, schwammen die Torpedos; mit zunehmender Leichtigkeit und Schnelligkeit stürzten die Brücken in den Abgrund, flogen die Schiffe in die Luft, fielen die Mauern dröhnend zu Schutt; in immer riesigeren Haufen thürmten sich die Leichen; immer dicker qualmten die pest- und cholerabrauenden Dünste; immer gellender klang der Schmerzensschrei der in Wundenqual sich windenden Männer, der um ihr Liebstes beraubten Weiber . . . Und wie nannten diese Rasenden ihr Zeitalter? — es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre — das Zeitalter der Gesittung und der Menschlichkeit.

Aber es hat noch fürchterlicher kommen sollen. Mit den sich stets mehrenden Erfindungen, mit der Entdeckung immer mächtigerer Sprengstoffe, mit der schließlichen Bewältigung der Elektrizität zu strategischen Zwecken wurden die Kriege zu derart vernichtenden Katastrophen, daß sie sich zu den Feldzügen früherer Zeit etwa so verhielten, wie der Telegraph zur Fußpost. Die Folge von dieser Riesenhaftigkeit des Krieges war — sein Ende. Da von beiden Gegnern jeder nur vom Leder zu ziehen brauchte, um den anderen in einer halben Stunde mit mathematischer Sicherheit zu „nichts" zu zerreiben und zu derselben Substanz zerrieben zu werden; da daher jedes Völkerduell dem bekannten Kampf der beiden Wüstenlöwen gleichgekommen wäre, die sich gegenseitig so vollständig aufgezehrt, daß nur ihre zwei Schweife im Sande liegen blieben, da also keine Auszeichnung, kein befriedigter Haß, kein Sieg am Ausgang des Krieges winkte, wurde er nicht mehr geführt.

Doch dies gehört nicht hierher; die Ereignisse und Entwicklungen, die in einer spätern Epoche liegen, sollen nicht in

unsere Betrachtung gezogen werden. Was wir hier zu behandeln haben, ist der Stand der damaligen politischen Zustände, und wenn dabei soviel von Krieg die Rede ist, so hat dies darin seinen Grund, daß von allen politischen Fragen die militärische ja die wichtigste und vornehmste war. Des Landes Wehrkraft war des Landes höchster Stolz. Der Krieg wurde als der eigentliche geschichtemachende Faktor betrachtet und alle übrigen Interessen verhielten sich zu diesem Mittelpunktsinteresse, wie die Planetoïden sich zur Sonne verhalten. Der innere Widerspruch, der zwischen dem Geiste der Feindseligkeit und dem Geiste der Friedfertigkeit liegt, von welchem der eine das Leben jedes Staates nach außen, der andere dessen Leben nach innen regeln sollte, dieser Widerspruch war die Ursache, daß die Politik sich nicht zur Wissenschaft erheben konnte — denn eine solche baut sich nur auf der Grundlage unantastbarer, jeden Widerspruch ausschließender Wahrheiten auf —; und war auch die Ursache, daß alle diplomatische, legislative, parlamentarische, kurz politische Weisheit mehr oder minder — Quacksalberei war. Nicht das durch wissenschaftliche Untersuchung und Erfahrung erkannte Verhältnis der Dinge wurde als Richtschnur der anzuwendenden Maßregeln genommen, sondern die jeweiligen Impulse und Einfälle, Vermutungen und Wünsche einer soziologisch ungeschulten Majorität. Wahrlich, wenn es Wahnwitz war, der Willkür eines Autokraten die Leitung des ganzen Volkes zu überlassen, so war es keine viel geringere Thorheit, diese Leitung in die Hände einer bunt zusammengewürfelten Menge zu legen, die da *auf gut Glück* ihre Edikte erließ. Das Prinzip der Arbeitsteilung, welches allein Vervollkommnung herbeiführt, war in Sachen des Gesellschaftsorganismus noch nicht zu genügender Geltung gelangt: nicht jedes Gebiet hatte seine sachverständigen Leute, sondern es entschieden die Vielen über vieles, um nicht zu sagen, Alle über alles. Die Finanzen und der Kultus, der Ackerbau und der Unterricht, das Verkehrs-, Zoll- und Steuerwesen, die Armee und die Marine, der Handel und die Gewerbe, die öffentliche Gesundheit und die öffentliche Sittlichkeit: alles das

war das Geschäft der Regierung, welch letztere aus Leuten hervorging, die von dem Tage an, als ihr Name der Wahlurne entstieg, berechtigt waren — und dem konstitutionellen Aberglauben für befähigt galten — über sämtliche obigen Fragen mitzureden und mitzuentscheiden. Nun sprach und stimmte jeder nach seiner sogenannten Farbe. Ein Agreggat von Gefühlen und Vorurteilen, gemischt mit ein paar „praktischen Erfahrungen", bildete eines jeden politische Meinung, der zufolge er sich zu dieser oder jener Partei schlug; und vom Gesichtspunkt der Klassen- und Rasseninteressen dieser Partei aus wurden dann sämtliche Fragen behandelt.

Von dem schönen Einklang, der in den repräsentativen Versammlungen herrschte, kann man sich einen Begriff machen, wenn man die Fraktionen betrachtet, in welche dieselben gespalten waren. Nehmen wir als Beispiel vorerst den österreichischen Staat, da derselbe durch seine Nationalitätenvermengung die bunteste Mannigfaltigkeit der Parteien aufzuweisen hat. Da gab es „Deutsche", „Deutschösterreichische", „Deutschnationale", „Zentrum", „Rechtes Zentrum", „Polenklub", „Czeskyklub", „Ruthenenklub", „Trentinoklub", „Nationalitätenpartei", „Kroatenpartei", „Regierungspartei", „Unabhängigkeitspartei", „gemäßigte Opposition", „Antisemiten". Oder betrachten Sie in Frankreich die Republikaner und Royalisten, Imperialisten, Orleanisten, Kommunisten, Revanchisten, Anarchisten . . . es wird Einem ganz schwindelig dabei.

Ich überlasse es Ihrem Scharfsinn, zu ermessen, wie viel objektive Wahrheit aus den subjektiv geführten Verhandlungen dieser widerstreitenden Gruppen hervorgehen konnte. Ein hübsches Resultat nationalökonomischer Weisheit wäre z. B. erzielt worden, wenn man Handelsgesetze im Geiste der „Antisemiten" erlassen hätte, die da beantragten, daß den Juden dieser oder jener Industriezweig verboten werde.

Ich sehe aus Ihren Mienen, daß Ihnen das Wort „Antisemit" als Bezeichnung einer politischen Partei nicht recht verständlich ist. Wie konnte denn, so fragen Sie, die Feindschaft gegen einen Bruchteil der Bevölkerung ein Banner abgeben,

unter dem für das Wohl des gesamten Volkes gewirkt werden sollte? Judenhaß — der Begriff ist Ihnen nicht fremd; die Chroniken des entrückten Mittelalters haben Ihnen ja zur Genüge von dem finstern und barbarischen Wahn berichtet, der die grausamen Judenhetzen zur Folge hatte; und nach alledem, was Sie aus älterer Zeit von den Gewaltthaten wissen, welche der religiöse Fanatismus, verbunden mit Unwissenheit und Rohheit, gebiert, sind Ihnen die antisemitischen Bewegungen des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts nichts rätselhaftes; — was konnte aber dieser Begriff mitten in den gesetzgebenden Körpern des neunzehnten Jahrhunderts suchen, wo doch der Satz „Vor dem Gesetze sind Alle gleich" die Grundlage des Rechtes abgab?

Wohl haben Sie recht, so zu fragen. Auch zu jener Zeit gab es Viele, welche immer wieder mit Staunen und Entrüstung dieselbe Frage hinausriefen: Wie ist dies in unserem menschlichen und aufgeklärten Jahrhundert nur möglich! Wir, von der Höhe unserer Zeit, könnten freilich darauf sagen: Euer Jahrhundert, ihr guten Leute, ist eben weder menschlich noch aufgeklärt — es leben nur schon ein paar aufgeklärte Menschen drin. Ein Schandfleck ists für unser Jahrhundert — fuhren jene fort, die da wähnten in einer hochentwickelten Kulturepoche zu stehen — ein Rest wilder Barbarei, religiösen Wahnes! ... Aber diese letzteren Anschuldigungen wußten die Antisemiten des Maschinenalters von sich zu wälzen und mit den blinden Fanatikern des Mittelalters wollten sie nichts gemein haben; sie wollten ihrem Standpunkt den Schein einer gewissen Aufgeklärtheit und Wissenschaftlichkeit geben und hatten folgendes Cliché gefunden: Nicht der Religion, sondern der Rasse gelten unsere Angriffe. Für die Gelehrtthuenden unter ihnen wurde dieser Satz mit endlosen ethnographischen und anthropologischen Floskeln umrankt, wo es von Ariern, Turanern und Indogermanen wimmelte; für den Gebrauch der schlichteren Klassen wurde er in den hübschen, volkstümlichen Vers gebracht:

Was der Jude glaubt, ist einerlei,
In der Rasse liegt die Schweinerei.

Daß der Rassenhaß ebenso verwerflich ist wie der religiöse, das sahen die Semitenfeinde nicht ein. Ja, der naive Abscheu eines fanatisch gläubigen Christen, der da meinte, in dem Juden einen von Gottes Fluch getroffenen Menschheitsauswurf zu sehen, den Abkömmling der verruchten Heilandsmörder, den Schlächter von Christenkindern, den tückischen Vergifter der Brunnen — dieser Abscheu war, wenngleich ungebildeter, so doch natürlicher, von seinem Standpunkt aus berechtigter und in seinen Motiven und Zielen *aufrichtiger*, als der mit einem Apparat von archäologischen und national-ökonomischen Betrachtungen umgebene politische Antisemitismus, welcher diesen Apparat nur gebrauchte, um seine uneingestehbaren Motive und Ziele zu verbergen. Nein, nein:

> *Warum* der Christ verfolgt, ist einerlei,
> In der Verfolgung liegt — sagen wir — die Barbarei.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen hier Näheres über die ganze Bewegung mitteilen. Auch über deren Aufhören kommt es mir nicht zu, zu sprechen — Sie wissen, daß die „Frage" nicht *gelöst* wurde, sondern daß sie verschwand — das ist ja so aller geschichtlichen gordischen Knoten Ende —: Juden und Christen oder, um im Stile der Zeit zu reden, Semiten und Arier, welche schon damals anfingen, untereinander zu heiraten, vermischten sich endlich so sehr, daß die kleinere Rasse in die größere aufging; und da keine Juden mehr da waren, wars auch mit der Judenfrage aus. Doch das gehört nicht hierher. Was in unserer gegenwärtigen Untersuchung an der Sache zu beleuchten ist, ist dieses: Auf welcher primitiven Entwicklungsstufe muß die Gesellschaftswissenschaft gestanden sein, wenn diejenige Gewalt, der die Lenkung der Gesellschaft anvertraut war, zum Teil in die Hände Solcher gelegt ward, die als Zeugnis ihrer Fähigkeiten, ihrer Tendenzen keinen anderen Titel aufzuweisen fanden als ihr bischen gehässiges Vorurteil. Der Herr Abgeordnete soll mitentscheiden, wie der Reichtum des Landes verwaltet, wie der Unterricht geleitet, wie das Recht verteidigt, die Ordnung erhalten werden solle . . . „Warum nicht? Das alles wird er

gewiß auf die vernünftigste und zweckentsprechendste Weise thun, er ist ja — Doktor der Soziologie?" — „Warum nicht gar — diesen Grad giebt es nicht, Soziologie ist überhaupt etwas Verdächtiges, haben wir dagegen nicht das Sozialistengesetz erfunden? — Nein, er ist Antisemit." — „Was in aller Welt hat denn das mit den vorgenannten Angelegenheiten zu schaffen?" — „Das ist doch klar: Jene Angelegenheiten gehören zur Politik; Antisemitismus aber ist eine politische Partei; folglich ist der in Frage stehende Herr Abgeordnete ein Politiker, und als solcher in politischen Dingen kompetent."

Vor dieser Logik muß man sich verneigen. Sie zeigt uns nur, wie weit noch jene bessere Zukunft entfernt lag, in der an der Spitze des Staates nur mehr Staatswissenschaftler stehen sollten — gerade so wie damals an Sternwarten nur Astronomen und an Spitälern nur Ärzte walten durften —; jene Zukunft, wo an Stelle der dem Parteigeist und der Leidenschaft überlassenen Politik, die objektiv klar und sicher vorbedenkende Soziologie getreten sein würde; — wo die ganze „Politik" zu dem herabsinken sollte, was damals die Magie schon war: eine veraltete Kunst.

VII.

Die Religionen.

Was uns vom heutigen Standpunkt aus interessiert, wenn wir das religiöse Leben des Maschinenalters studieren, ist weniger der Inhalt der offiziellen Bekenntnisse als vielmehr das Erwachen des Humanitätsbegriffes, der damals, sofern er als Losung des Freidenkertums auftrat, als der Gegensatz von Religion angesehen wurde, obschon er dazu bestimmt war, selber zur welterobernden Religion zu werden. Ferner interessiert uns das Verhältnis, in welchem die beiden Weltanschauungen — die alte, erbgesessene, mit allem Apparat der Ehrwürdigkeit umgebene, und die neue, langsam um sich greifende, mit Mißtrauen und Verachtung behandelte — zu einander standen.

In dem Kampfe des Freigedankens mit dem Glauben, wie er im Maschinenalter sich abzuspielen begann, könnte man einige derselben Phasen wiederfinden, welche die Historiker jener Zeit aus dem achtzehnhundert Jahre früher stattgehabten Kampfe von Christen- und Heidentum aufgezeichnet hatten. Nicht als ob das Freidenkertum, im Sinne religiösen Zweifelgeistes, erst im Maschinenalter sich zu entfalten begonnen hätte; derselbe war vielmehr im achtzehnten Jahrhundert viel auffälliger aufgetreten als im neunzehnten und war überhaupt, seitdem es positive Religionen gab, immer neben denselben einhergegangen, wie schon aus dem Verhalten der griechischen Philosophie zu der griechischen Götterlehre hervorgeht. Was

aber erst im Maschinenalter zu entstehen anhub, das war der positive Freigedanke, im Gegensatz zum negativen. Die auftauchende Weltanschauung war nicht mehr eine bloße Verneinung anzuzweifelnder Glaubenssätze, sondern eine Bejahung beweisfähig begründeter Wissenssätze.

Die Entwicklungslehre war es, welche den Wurzelboden zu der Humanitätsreligion abgab; war es, welche nicht nur den vollen Beweis mit sich brachte, daß die herrschenden Dogmen (Paradies, Sündenfall, Sintflut u. s. w. u. s. w.) auf Irrtum ruhten, sondern auch die Beweise enthielt, daß die Menschheit in fortschrittlicher Entfaltung begriffen sei und dazu beanlagt, unter Verzichtleistung auf eingebildete Himmel, sich ihr Erdenheim immer schöner und glückbringender zu gestalten. Die neue Religion begann demnach sich ihre Ziele aufzustecken. Nicht nur zu zerstören — auch aufzubauen war sie gekommen: nämlich das Reich des Friedens und der Freude, der Gerechtigkeit und der Vernunft.

Ihr Propagandawerk war das einfachste von der Welt: nicht durch Predigten und Anpreisung ihrer eigenen Grundsätze, noch durch Angriffe gegen die veralteten gewann sie sich Anhänger, sondern einfach durch Verbreitung naturwissenschaftlicher Studien. Wer sich diese in ihren letztgewonnenen Ergebnissen zu eigen gemacht hatte, der konnte nicht anders, als die alten Dogmen zu verwerfen und den neuen Zielen entgegenzustreben. Und wer von diesen Studien ferngeblieben, dem war überhaupt nicht beizukommen; dem war der ganze Gesichtskreis unerschlossen, in welchem die zu beweisenden Dinge lagen. Wer also heute eine Geschichte von der Entstehung und Verbreitung der Humanitätsreligion schreiben wollte, der hätte zugleich die Geschichte von der Entfaltung der auf dem Entwicklungsprinzip fußenden Naturwissenschaften verfaßt.

Wenn wir die Schriften der dazumal zur Weltlitteratur gehörenden Dichter und Gelehrten zur Hand nehmen, so könnte man wahrlich meinen, daß dem freien Gedanken die Herrschaft gebührte. Betrachtet man hinwiederum das ganze öffentliche Leben und dessen Einrichtungen, so will es scheinen, als sei

die ganze Welt im Banne des Glaubens gestanden. Beide Auffassungen wären eine arge Täuschung. Selbst unter denjenigen, die sich offiziell zu dieser oder jener Kirchenlehre bekannten, gab es mehr Laue und Zweifelnde als wirklich Überzeugte, und selbst unter denjenigen, die sich aller kirchlichen Übungen entzogen und die ihrem Berufe nach als Professoren, Ärzte und dergleichen doch die Ergebnisse der modernen Wissenschaft kennen gelernt haben mußten, gab es nur wenige, die sich laut und konsequent zum Freigedanken bekannten. Widersprüche und Kompromisse: das war die Signatur des damaligen religiösen Lebens. Niemand bekannte gern Farbe; denn wer sich als blinder Anhänger aller Dogmen erklärte, mußte bei vielen Leuten, mit welchen er in Verkehr stand, als Schwachkopf erscheinen, und wer sich offen „Freigeist" nannte, der wurde von vielen verdächtigt, ein Bösewicht zu sein. Um denn im gegenseitigen Umgang nicht anzustoßen, waren die Gläubigen „Bösewichter" genug, um ihre Überzeugungen zu verheimlichen, und die Freidenkenden genug „schwachköpfig", die ihren nicht herauszukehren.

Es war für die letzteren freilich schwer, ihre Ansichten zu vertreten, ohne Ärgernis zu geben, ohne die heiligsten Gefühle derer zu verletzen, welchen sie mitunter Achtung und Liebe zollten oder Rücksicht schuldeten. Denn manche der edelsten Tugenden, als da sind: Nächstenliebe — benannt christliche Liebe; Bescheidenheit — benannt Demut; Drang nach Höherem — benannt Andacht, waren zugleich mit dem Katechismus gelehrt worden, und so flossen in den meisten Gemütern die Begriffe Tugend und Religion in Eins zusammen. Daher konnte man bei diesen an den Katechismus nicht rühren, ohne sich den Anschein zu geben, als verachte man die Tugend selber, als sei man einfach schlecht. Wir haben heute leicht reden über die damaligen Glaubens- und Kulturzustände; dieselben sind uns so entrückt und von unseren ethischen Gefühlen so unabhängig, wie dies die egyptische oder griechische Mythologie für unsere Vorfahren war. Wir können, wenn wir das Studium verschiedener menschlicher Religionen betreiben, die

christlichen Mythen und Riten mit der gleichen Unbefangenheit beleuchten wie die übrigen, während die damaligen Religionsforscher Anstoß erregten, wenn sie die Methode, welche zum Studium indischer, chinesischer, mexikanischer und nordischer Sagen diente, auch auf den herrschenden Glauben zu übertragen wagten. Das wurde auch von den meisten klugerweise vermieden. Zwar verfiel man keinen Ketzergerichten mehr, welche jeden Zweifel an den quia absurdum geglaubten Dingen hochnotpeinlich bestraften; aber es waren noch manchenorts Gesetze gegen „Beleidigung der Staatsreligion", „Gotteslästerung" ꝛc. in Kraft und daneben war als ein Überbleibsel der Ketzerverachtung ein stillschweigendes Konvenienzgebot aufrecht erhalten, wonach es zum guten Ton gehörte, religiöse Zweifel zu verschweigen.

Man wollte und konnte nicht — wenn man innerlich noch so fest in seiner Negation war — dieselbe gewissen Leuten gegenüber geltend machen. Man wollte nicht, weil man die edlen Gefühle edler Mitmenschen nicht beleidigen mochte, die nur in dem Einen zurück waren, daß sie die wissenschaftlichen Thatsachen, auf welche man seine Negation stützte, einfach nicht kannten; man konnte nicht, weil eben durch diese Unkenntnis eine Verständigung unmöglich gewesen wäre. Eben so leicht war es, einem Lappländer etwas in lateinischer Sprache zu erklären, als einem in den Naturwissenschaften Unbewanderten die Unhaltbarkeit des Dogmenglaubens demonstrieren zu wollen. Auch waren die meisten der damaligen Freidenker noch imstande, den Gefühls- und Gedankenzustand der Gläubigen nachzuempfinden, da sie gewöhnlich selber in der Jugend die gleichen Phasen durchgemacht, auf denen jene stehen geblieben waren. Denn die Kindererziehung war noch allgemein eine vom alten Glaubensgeist durchtränkte: in den öffentlichen Lehranstalten von Gesetzes wegen, in den Familien von Gewohnheits wegen. Und was von dem religiösen Mitempfinden nicht anerzogen war, das war mitunter angeboren; die durch unzählige Geschlechtsfolgen vererbte Denkweise wirkte noch fort; die im Urmenschen entstandenen, durch die ganze alte Geschichtsepoche

weiter entwickelten, im Mittelalter zur höchsten Entfaltung gelangten abergläubischen Vorstellungen statteten auch jedes Kind des neunzehnten Jahrhunderts mit der natürlichen Anlage aus, abergläubisch zu sein. Es gehörte ein immerhin anstrengendes Insbewußtseinrufen der neugewonnenen wissenschaftlichen Anschauung dazu, um die im Seelengrunde schlummernden unbewußten Erbanschauungen niederzuhalten, und es erforderte hingegen — auch für den Aufgeklärtesten — nur eine sehr geringe Anstrengung, sich in die naivsten Glaubensvorstellungen seiner Zeitgenossen hineinzudenken.

„Diese Quelle übersinnlicher Vorstellungen" — so schrieb Max Nordau in seinem Buche „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" unter der Rubrik „Die religiöse Lüge" —, „die Vererbung, werden wir nur allmälig durch die aufgehäufte Arbeit vieler Generationen versiegen machen und erst in Jahrtausenden wird der Mensch von Geburt angelegt sein, die Erscheinungen der Welt und des Lebens naturwissenschaftlich und vernünftig zu betrachten, weil hundert Geschlechtsfolgen ihm so vorgedacht haben werden, wie wir von Geburt angelegt sind, diese Erscheinungen abergläubisch und irrationell anzuschauen, weil nicht hundert, sondern vielleicht hunderttausend Generationen vor uns die Gewohnheit des fehlerhaften Denkens gehabt haben."

Bücher, wie das eben angeführte, beweisen uns wieder deutlich, in welch schreiendem Widerspruch die überkommenen Einrichtungen zu den neu auftauchenden Ideen standen. Wenn ein Werk, welches die sämtlichen herrschenden Gebräuche der Konvenienz behandelte, dreist „konventionelle Lügen" sich betiteln durfte und dabei Verbreitung und Beifall fand, so zeigt das, wie wenig die allgemeine Meinung mit den umgebenden Verhältnissen noch übereinstimmte. So namentlich in dem religiösen Verhalten der Leute. Nicht Irrtum — d. h. Unwahres aufrichtig für wahr zu halten — war den Meisten vorzuwerfen, sondern Lüge — d. h. den innerlich als solchen erkannten Irrtum äußerlich als Wahrheit zu behandeln —;

ein System, zusammengesetzt aus Heuchelei und Indifferentismus, aus Weltklugheit und Gedankenlosigkeit.

Hätte man eine Statistik der religiösen Lügner aufgestellt, so würde sich gezeigt haben, daß ihre Zahl diejenige der wirklich Gläubigen bedeutend übertraf — von der verschwindenden Zahl der wirklich und offen Freidenkenden gar nicht zu reden. Eine sehr verbreitete Klasse unter den religiösen Lügnern war die der Politisch-Frommen. Bei diesen galt die Religion — besonders die Religion der Anderen — als ein wichtiger Halt ihres ganzen konservativen Programmes. Daß Kirche und Thron, sich gegenseitig stützend, zu einander gehören; daß der politische Autoritätsglauben durch Dogmenglauben befestigt wird; daß Unterwerfung unter die Priesterherrschaft die Unterwerfung unter Klassenherrschaft fördert: das war den Konservativen und Feudalen klar — und wo nicht klar, so doch instinktiv bewußt.

Wie der Konservatismus, so war auch der Militarismus fromm. Schwert und Krummstab waren stets die besten Freunde. Die sogenannte Religion des Friedens und der Liebe war stets bereit, über die Unternehmungen des Krieges und der Feindschaft ihren Segen zu sprechen, und gegenseitig: um besagte Lehre des Friedens und der Liebe verbreiten und verteidigen zu helfen, gaben sich die Träger des Hasses und der Verwüstung immer willig her.

Neben den Politisch-Frommen sehen wir die Vornehm-Frommen. Dieselben gehen von denselben Grundanschauungen aus wie die vorigen; nur verbinden sie keine politischen Zwecke damit. Sie finden einfach, daß es zum guten Ton gehört, religiös zu sein; daß es eine gute Sache ist, wenn das Volk fortfährt, sich mit den himmlischen Freuden zu vertrösten, und keine die Ruhe der Vornehmen störenden Revolten versucht; sie finden, daß es nicht schicklich ist, wenn von Dingen, welche der Mehrzahl der Leute heilig sind oder doch heilig sein sollten, mit unbefangener Kritik gesprochen wird — der kritische Geist an und für sich ist schon etwas die vornehme Ruhe Störendes;

sie finden ferner in der Ausübung religiöser Zeremonien eine angenehme Bethätigung vornehmer Lebensgewohnheiten; die Kirchenetikette ist ihnen ebenso bindend wie die Hof- und Salonetikette und bietet die gleiche Eitelkeitsbefriedigung, sogar eine noch raffiniertere, da bei religiösen Festen neben dem Prunk des Reichtums auch noch der Prunk der Gefühlserhabenheit entfaltet werden kann.

Eine fernere Kategorie religiöser Lügner bilden die Spiritualistisch-Frommen. Dieselben, über den Glauben an den Buchstaben der Schrift und über die Befolgung der kirchlichen Gebote hinausgewachsen, selber sich für Philosophen ausgebend, stellten sich, anläßlich von Streitigkeiten zwischen Dogmatismus und Freidenkertum, stets auf Seite des ersteren. Nicht die Substanz desselben verteidigten sie, aber dessen Geist, nämlich das Prinzip des Übersinnlichen und Übernatürlichen, welches ja auch ihrer Philosophie zu Grunde lag und welches sie gegen die Angriffe der naturwissenschaftlichen Anschauung am besten zu schützen vermeinten, wenn sie mit der Heermacht des offiziell anerkannten Dogmenglaubens sich verbündeten.

Die verbreiterste Klasse derselben Ordnung endlich waren die Indifferent Frommen. Die hätten auf ihr Banner das Wort „vielleicht" sticken sollen. Sie wußten nichts, sie glaubten nichts, sie leugneten nichts; sie waren nur der Ansicht, daß die Ansichten der Anderen vielleicht auf Wahrheit, vielleicht auf Irrtum beruhten, daß es daher am einfachsten sei, jeden bei seiner Meinung zu lassen und die Zustimmung denjenigen zu bezeugen, welchen die Überzahl und die Übermacht gehört.

Denken wir uns einen Kreis von Leuten, in welchem je ein Vertreter der eben angeführten Religionslügen und zwei religiös Aufrichtige nämlich ein wirklich Gläubig Frommer und ein offener Freidenker untereinander eine Diskussion führen, so ergabe sich ungefähr folgendes Wechselgespräch:

Personen.

Minister Pomeier, der Politisch-
Professor Spimeier, der Spiritualistisch-
Graf Vomeier, der Vornehm-
Gutsbesitzer Imeier, der Indifferent-
Pfarrer Glaumeier, der Gläubig-
} Fromme.
Doktor Freimeier, der offene Freidenker.

(Die Herren sitzen am Soupertisch bei Wein und Zigarren und besprechen die Tagesneuigkeiten: Kaiserzusammenkünfte, Parlamentsverhandlungen, Regierungsjubiläen, Arbeiteraufstände. Anläßlich der letzteren ist das Wort gefallen: „An all den Wirren trägt nur die überhandnehmende Irreligiosität die Schuld" und damit ist die Unterhaltung auf das religiöse Gebiet gebracht.)

Pomeier. Ja, so ist es. Wenn die Leute keinen Glauben mehr haben, wenn ihnen nichts heilig ist, so ist die unausbleibliche Folge Anarchie. Da hilft nichts als eine Umkehr zu den gesunden Prinzipien. Das ist Sache der Schule; es muß nämlich der nachwachsenden Generation der christliche Geist wieder eingehaucht werden — dann können wir wieder Ruh' und Ordnung im Staate haben.

Glaumeier. Dieses Resultat wäre allerdings sehr wichtig, aber dennoch ein nebensächliches. Die Hauptsache ist, daß nur durch christliche Erziehung die ewige Seligkeit erlangt werden kann. Es ist ein Jammer, zu sehen, was heutzutage der Böse für Siege davonträgt. Es greift eine Lauheit in der Erfüllung religiöser Pflichten um sich, die noch erschreckende Folgen haben wird. Sie selbst, Excellenz, der Sie eben ganz richtig angeführt haben, wo die Wurzel des Übels steckt, und von dem ich doch voraussetzen kann, daß Sie ein gläubiger Christ sind —

Pomeier. Natürlich bin ich das und rühme mich dessen.

Glaumeier. Sie selbst versäumen oft den Gottesdienst und es ist mir nicht bekannt, daß Sie regelmäßig Ihre österlichen Andachten verrichten.

Pomeier. Das sind Äußerlichkeiten, mein Verehrter, auf die halte ich nichts. In dem Neuen Testamente selber können Sie nachlesen, daß der Heiland zu den Pharisäern gesagt hat, dem Herrn sei Lippendienst nicht wohlgefällig. Übrigens, da wo es sich handelt, ein Beispiel zu geben, versäume ich es nicht, mich bei kirchlichen Zeremonien zu zeigen.

Glaumeier. Das genügt nicht. Wenn man nicht aus eigenem Drang den Geboten der Kirche Gehorsam bezeugt, wenn man nicht alles glaubt, was diese lehrt —

Imeier. Aber, bester Herr, wer verlangt denn noch so etwas in unserer Zeit? Höchstens von Kindern und Frauen. Es giebt ja vieles, was man nicht glauben kann, was nur symbolisch zu nehmen ist. Man läßt die Anderen, die es buchstäblich nehmen, dabei, denn jede religiöse Überzeugung verdient Respekt, aber selber —

Freimeier. Selber darf man ein Ketzer sein! Wären wir nur um ein paar hundert Jahre [illegible] unser Freund Glaumeier zeigte Sie beim [illegible] an und Sie wurden mit Recht verbrannt.

Pomeier. Sie thun [illegible] über heilige Dinge zu spotten. Wir [illegible] Sie ein Freigeist sind, aber Sie thäten besser, [illegible] herauszukehren — man giebt doch [illegible].

Freimeier. [illegible] Ärgernis, welches immer [illegible] — den Gesinnungsgenossen [illegible] Aussprechen gewiß zu Dank.

Pomeier. [illegible] wer diese Gesinnungsgenossen [illegible] daß zu uns religiösen [illegible] gehören, alle hohen [illegible] des Staates wenigstens äußerlich — [illegible] zu uns halten, die [illegible] Ihre Genossenschaft [illegible] Sie nur die Listen der [illegible] da finden Sie Gewitter [illegible] und

Seiler; unter den Gebildeten sind die Religionslosen Materialisten und Nihilisten, unter dem Volk sind's die Mörder und Diebe, die Insassen der Zuchthäuser und die Kandidaten des Galgens.

Pomeier. Bravo!

Freimeier. Allerdings haben die Ruchlosen das Eine mit den Freidenkern gemein, daß sie ohne Glauben sind — wenigstens größtenteils; doch giebt es auch, wie Sie wohl wissen werden, genug Banditen, welche die Heiligen anrufen, ihnen bei ihren Raubzügen beizustehen, und erst gestern habe ich in der Zeitung von einem Dienstboten gelesen, der nach glücklich gelungenem Totschlag eine Dankkerze in der Stephanskirche angezündet hat .... Doch immerhin — lassen wir als allgemeine Regel gelten: das Verbrechervolk gehorcht keiner Konfession — berechtigt dies zu dem Rückschluß, daß die Konfessionslosen zum Verbrechervolk gehören?

Pomeier. Das habe ich auch nicht behauptet, ich meinte nur, daß diese Übereinstimmung für den Freidenker wenig schmeichelhaft ist.

Freimeier. Wenn man dieser Übereinstimmung auf den Grund geht, so findet man, daß sie weder zu unserem Nachteile, noch zum Vorteil der Gläubigen spricht. Die verschiedenen Kirchenlehren ordnen gewisse Sittenregeln an: Du sollst nicht stehlen, nicht morden u. s. w.; sie thun dies aber gestützt auf gewisse Dogmen, deren Fürwahrhaltung sie gleichzeitig und mit noch größerem Nachdruck anordnen. Diejenigen, welche jenen Sittenregeln entgegenhandeln, müssen natürlich über die Kirchenlehren sich auch hinausgesetzt haben, daher ihr Stückchen Übereinstimmung mit denjenigen, welche die Dogmen nicht annehmen, dabei aber fortfahren, jene Sittenregeln hochzuhalten. Dieses Zusammentreffens brauchen wir uns nicht zu schämen; da dürften eher Sie einigermaßen erröten, daß Sie in der Leichtgläubigkeit mit den alten Bettelweibern übereinstimmen, welche an den Kirchenthüren Rosenkranz hersagen. Das ist eben das Traurige an der Sache, daß allen konfessionellen Tugendlehren ein Verbot des Vernunftgebrauches

vorangeht, daß die Moral auf so absurden Ammenmärchen aufgebaut wird, die im Lichte der täglich wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnis immer unmöglicher geglaubt werden können, was zur Folge hat, daß bei vielen Geistern mit dem Glauben zugleich auch die Moral in die Brüche geht.

Bomeier. Darum soll man an dem Glauben — besonders beim Volk — nicht rütteln.

Freimeier. Das „besonders beim Volk" hebe ich nicht auf; das gehört einer Denkart an, welcher der demokratische Geist der Neuzeit entwachsen ist.

Pomeier. Ein Geist, mit dem wir hoffentlich noch fertig werden ...

Freimeier. Auch diese Unterbrechung hebe ich nicht auf. Nur mit Bezugnahme auf das beliebte „Man rüttle nicht" wollte ich Ihnen folgendes Geschichtchen zum besten geben. Bei mir zu Hause befinden sich, als alte Familienerbstücke, einige wunderhübsche Porzellanfiguren. Dieselben sind, samt ihrem Postament, schon seit vielen Geschlechtsfolgen von Vater auf Sohn übergegangen. Sie haben sich unversehrt erhalten, nur das Postament — ein primitives Holzgestell — wurde von Jahr zu Jahr morscher und wackeliger. Da man nun auf die schönen Figürchen — es waren allegorische Darstellungen verschiedener Tugenden — ungemein viel hielt, wurde eine große Sorgfalt auf das Postament verwendet — denn fällt dieses um, so sind ja auch die kostbaren Statuetten in Scherben. Es ward daher so viel als möglich an dem Gestell geflickt, geleimt, dasselbe thunlichst vor Wettereinflüssen, vor dem Nagen des Holzwurmes geschützt, und namentlich jedem, der in die Nähe kam, ängstlich zugerufen: „Nur um Gottes willen nicht anstoßen!" — von „rütteln" schon gar nicht zu reden. Noch bei meinen Eltern standen die Figuren auf diesem schwankenden Ding, und wie eindringlich wurde mir da nicht aufgetragen, letzteres zu hüten und zu schonen, damit die Kleinode ja nicht herunterfallen. Ich aber habe mir indessen einen steinernen Sockel aufgebaut — der Steinbruch, aus dem ich mir das Material geholt, heißt Wissenschaft —

und da hinauf habe ich nun die kostbaren Erbstücke gestellt; da ist keine Gefahr mehr, daß sie zerschellen. Dieses Postament vermodert nicht, im Gegenteil: täglich wird es durch neu hinzu gefügte Steine fester; so kann ich mich des Besitzes freuen und so soll er auf meinen Sohn auch überkommen.

Glaumeier. Ja, ja, Ihr Sohn, der arme Junge, den Sie weder zur ersten heiligen Kommunion, noch zur heiligen Firmung geschickt haben, was seiner Zeit genug Entrüstung hervorgerufen hat . . .

Freimeier. Sogenannten heiligen Zorn, nicht wahr? Wir wissen, wie weit dieser Zorn aufzuflammen imstande ist — bis zum Entzünden unzähliger Scheiterhaufen. Nur wir sollen uns nie ärgern, nur wir dürfen nicht entrüstet sein, wenn wir sehen, wie der Vernunft ins Gesicht geschlagen wird!

Glaumeier. Ihre kleine Parabel wäre übrigens recht hübsch, wenn nicht das Ganze auf einer falschen Basis ruhte. Die Sache ist nämlich gerade umgekehrt: Nicht das göttliche Wort ist das wankende Postament, sondern die so gepriesene Wissenschaft, welche ja nur unvollkommenes, menschliches Stückwerk ist. Auf die läßt sich keine Tugendlehre aufbauen. Besonders aus der materialistischen Wissenschaft, wie sie heutzutage leider immer mehr und mehr verbreitet wird, läßt sich wieder nur materialistische Gesinnung gewinnen: krasse Geldgier, zügellose Sinnenlust . . .

Freimeier. Ach, über das unselige Zusammenwerfen der Begriffe anläßlich gleichlautender Worte: wissenschaftlicher und praktischer Materialismus haben weiter nichts miteinander gemein als ein paar Buchstaben.

Glaumeier. Bleiben wir bei Ihrem allegorischen Gleichnis. Die einfache Wahrheit, daß dem göttlichen Worte mehr Vertrauen gebührt als dem menschlichen, ist doch so in die Augen fallend, daß dagegen sich zu verschließen doch nur —

die ganze Welt im Banne des Glaubens gestanden. Beide Auffassungen wären eine arge Täuschung. Selbst unter denjenigen, die sich offiziell zu dieser oder jener Kirchenlehre bekannten, gab es mehr Laue und Zweifelnde als wirklich Überzeugte, und selbst unter denjenigen, die sich aller kirchlichen Übungen entzogen und die ihrem Berufe nach als Professoren, Ärzte und dergleichen doch die Ergebnisse der modernen Wissenschaft kennen gelernt haben mußten, gab es nur wenige, die sich laut und konsequent zum Freigedanken bekannten. Widersprüche und Kompromisse: das war die Signatur des damaligen religiösen Lebens. Niemand bekannte gern Farbe; denn wer sich als blinder Anhänger aller Dogmen erklärte, mußte bei vielen Leuten, mit welchen er in Verkehr stand, als Schwachkopf erscheinen, und wer sich offen „Freigeist" nannte, der wurde von vielen verdächtigt, ein Bösewicht zu sein. Um denn im gegenseitigen Umgang nicht anzustoßen, waren die Gläubigen „Bösewichter" genug, um ihre Überzeugungen zu verheimlichen, und die Freidenkenden genug „schwachköpfig", die ihren nicht herauszukehren.

Es war für die letzteren freilich schwer, ihre Ansichten zu vertreten, ohne Ärgernis zu geben, ohne die heiligsten Gefühle derer zu verletzen, welchen sie mitunter Achtung und Liebe zollten oder Rücksicht schuldeten. Denn manche der edelsten Tugenden, als da sind: Nächstenliebe — benannt christliche Liebe; Bescheidenheit — benannt Demut; Drang nach Höherem — benannt Andacht, waren zugleich mit dem Katechismus gelehrt worden, und so flossen in den meisten Gemütern die Begriffe Tugend und Religion in Eins zusammen. Daher konnte man bei diesen an den Katechismus nicht rühren, ohne sich den Anschein zu geben, als verachte man die Tugend selber, als sei man einfach schlecht. Wir haben heute leicht reden über die damaligen Glaubens- und Kulturzustände; dieselben sind uns so entrückt und von unseren ethischen Gefühlen so unabhängig, wie dies die egyptische oder griechische Mythologie für unsere Vorfahren war. Wir können, wenn wir das Studium verschiedener menschlicher Religionen betreiben, die

christlichen Mythen und Riten mit der gleichen Unbefangenheit beleuchten wie die übrigen, während die damaligen Religionsforscher Anstoß erregten, wenn sie die Methode, welche zum Studium indischer, chinesischer, mexikanischer und nordischer Sagen diente, auch auf den herrschenden Glauben zu übertragen wagten. Das wurde auch von den meisten klugerweise vermieden. Zwar verfiel man keinen Ketzergerichten mehr, welche jeden Zweifel an den quia absurdum geglaubten Dingen hochnotpeinlich bestraften; aber es waren noch manchenorts Gesetze gegen „Beleidigung der Staatsreligion", „Gotteslästerung" 2c. in Kraft und daneben war als ein Überbleibsel der Ketzerverachtung ein stillschweigendes Konvenienzgebot aufrecht erhalten, wonach es zum guten Ton gehörte, religiöse Zweifel zu verschweigen.

Man wollte und konnte nicht — wenn man innerlich noch so fest in seiner Negation war — dieselbe gewissen Leuten gegenüber geltend machen. Man wollte nicht, weil man die edlen Gefühle edler Mitmenschen nicht beleidigen mochte, die nur in dem Einen zurück waren, daß sie die wissenschaftlichen Thatsachen, auf welche man seine Negation stützte, einfach nicht kannten; man konnte nicht, weil eben durch diese Unkenntnis eine Verständigung unmöglich gewesen wäre. Eben so leicht war es, einem Lappländer etwas in lateinischer Sprache zu erklären, als einem in den Naturwissenschaften Unbewanderten die Unhaltbarkeit des Dogmenglaubens demonstrieren zu wollen. Auch waren die meisten der damaligen Freidenker noch imstande, den Gefühls- und Gedankenzustand der Gläubigen nachzuempfinden, da sie gewöhnlich selber in der Jugend die gleichen Phasen durchgemacht, auf denen jene stehen geblieben waren. Denn die Kindererziehung war noch allgemein eine vom alten Glaubensgeist durchtränkte: in den öffentlichen Lehranstalten von Gesetzes wegen, in den Familien von Gewohnheits wegen. Und was von dem religiösen Mitempfinden nicht anerzogen war, das war mitunter angeboren; die durch unzählige Geschlechtsfolgen vererbte Denkweise wirkte noch fort; die im Urmenschen entstandenen, durch die ganze alte Geschichtsepoche

weiter entwickelten, im Mittelalter zur höchsten Entfaltung gelangten abergläubischen Vorstellungen statteten auch jedes Kind des neunzehnten Jahrhunderts mit der natürlichen Anlage aus, abergläubisch zu sein. Es gehörte ein immerhin anstrengendes Insbewußtseinrufen der neugewonnenen wissenschaftlichen Anschauung dazu, um die im Seelengrunde schlummernden unbewußten Erbanschauungen niederzuhalten, und es erforderte hingegen — auch für den Aufgeklärtesten — nur eine sehr geringe Anstrengung, sich in die naivsten Glaubensvorstellungen seiner Zeitgenossen hineinzudenken.

„Diese Quelle übersinnlicher Vorstellungen" — so schrieb Max Nordau in seinem Buche „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" unter der Rubrik „Die religiöse Lüge" —, „die Vererbung, werden wir nur allmälig durch die aufgehäufte Arbeit vieler Generationen versiegen machen und erst in Jahrtausenden wird der Mensch von Geburt angelegt sein, die Erscheinungen der Welt und des Lebens naturwissenschaftlich und vernünftig zu betrachten, weil hundert Geschlechtsfolgen ihm so vorgedacht haben werden, wie wir von Geburt angelegt sind, diese Erscheinungen abergläubisch und irrationell anzuschauen, weil nicht hundert, sondern vielleicht hunderttausend Generationen vor uns die Gewohnheit des fehlerhaften Denkens gehabt haben."

Bücher, wie das eben angeführte, beweisen uns wieder deutlich, in welch schreiendem Widerspruch die überkommenen Einrichtungen zu den neu auftauchenden Ideen standen. Wenn ein Werk, welches die sämtlichen herrschenden Gebräuche der Konvenienz behandelte, dreist „konventionelle Lügen" sich betiteln durfte und dabei Verbreitung und Beifall fand, so zeigt das, wie wenig die allgemeine Meinung mit den umgebenden Verhältnissen noch übereinstimmte. So namentlich in dem religiösen Verhalten der Leute. Nicht Irrtum — d. h. Unwahres aufrichtig für wahr zu halten — war den Meisten vorzuwerfen, sondern Lüge — d. h. den innerlich als solchen erkannten Irrtum äußerlich als Wahrheit zu behandeln —;

ein System, zusammengesetzt aus Heuchelei und Indifferentismus, aus Weltklugheit und Gedankenlosigkeit.

Hätte man eine Statistik der religiösen Lügner aufgestellt, so würde sich gezeigt haben, daß ihre Zahl diejenige der wirklich Gläubigen bedeutend übertraf — von der verschwindenden Zahl der wirklich und offen Freidenkenden gar nicht zu reden. Eine sehr verbreitete Klasse unter den religiösen Lügnern war die der Politisch-Frommen. Bei diesen galt die Religion — besonders die Religion der Anderen — als ein wichtiger Halt ihres ganzen konservativen Programmes. Daß Kirche und Thron, sich gegenseitig stützend, zu einander gehören; daß der politische Autoritätsglauben durch Dogmenglauben befestigt wird; daß Unterwerfung unter die Priesterherrschaft die Unterwerfung unter Klassenherrschaft fördert: das war den Konservativen und Feudalen klar — und wo nicht klar, so doch instinktiv bewußt.

Wie der Konservatismus, so war auch der Militarismus fromm. Schwert und Krummstab waren stets die besten Freunde. Die sogenannte Religion des Friedens und der Liebe war stets bereit, über die Unternehmungen des Krieges und der Feindschaft ihren Segen zu sprechen, und gegenseitig: um besagte Lehre des Friedens und der Liebe verbreiten und verteidigen zu helfen, gaben sich die Träger des Hasses und der Verwüstung immer willig her.

Neben den Politisch-Frommen sehen wir die Vornehm-Frommen. Dieselben gehen von denselben Grundanschauungen aus wie die vorigen; nur verbinden sie keine politischen Zwecke damit. Sie finden einfach, daß es zum guten Ton gehört, religiös zu sein; daß es eine gute Sache ist, wenn das Volk fortfährt, sich mit den himmlischen Freuden zu vertrösten, und keine die Ruhe der Vornehmen störenden Revolten versucht; sie finden, daß es nicht schicklich ist, wenn von Dingen, welche der Mehrzahl der Leute heilig sind oder doch heilig sein sollten, mit unbefangener Kritik gesprochen wird — der kritische Geist an und für sich ist schon etwas die vornehme Ruhe Störendes;

sie finden ferner in der Ausübung religiöser Zeremonien eine angenehme Bethätigung vornehmer Lebensgewohnheiten; die Kirchenetikette ist ihnen ebenso bindend wie die Hof- und Salonetikette und bietet die gleiche Eitelkeitsbefriedigung, sogar eine noch raffiniertere, da bei religiösen Festen neben dem Prunk des Reichtums auch noch der Prunk der Gefühlserhabenheit entfaltet werden kann.

Eine fernere Kategorie religiöser Lügner bilden die Spiritualistisch-Frommen. Dieselben, über den Glauben an den Buchstaben der Schrift und über die Befolgung der kirchlichen Gebote hinausgewachsen, selber sich für Philosophen ausgebend, stellten sich, anläßlich von Streitigkeiten zwischen Dogmatismus und Freidenkertum, stets auf Seite des ersteren. Nicht die Substanz desselben verteidigten sie, aber dessen Geist, nämlich das Prinzip des Übersinnlichen und Übernatürlichen, welches ja auch ihrer Philosophie zu Grunde lag und welches sie gegen die Angriffe der naturwissenschaftlichen Anschauung am besten zu schützen vermeinten, wenn sie mit der Heermacht des offiziell anerkannten Dogmenglaubens sich verbündeten.

Die verbreitetste Klasse derselben Ordnung endlich waren die Indifferent-Frommen. Die hätten auf ihr Banner das Wort „vielleicht" sticken sollen. Sie wußten nichts, sie glaubten nichts, sie leugneten nichts; sie waren nur der Ansicht, daß die Ansichten der Anderen vielleicht auf Wahrheit, vielleicht auf Irrtum beruhten, daß es daher am einfachsten sei, jeden bei seiner Meinung zu lassen und die Zustimmung denjenigen zu bezeugen, welchen die Überzahl und die Übermacht gehört.

Denken wir uns einen Kreis von Leuten, in welchem je ein Vertreter der oben angeführten Religionslügen und zwei religiös Aufrichtige (nämlich ein wirklich Gläubig-Frommer und ein offener Freidenker) untereinander eine Diskussion führen, so ergäbe sich ungefähr folgendes Wechselgespräch:

Personen.

Minister Pomeier, der Politisch-
Professor Spimeier, der Spiritualistisch-
Graf Vomeier, der Vornehm-
Gutsbesitzer Imeier, der Indifferent-
Pfarrer Glaumeier, der Gläubig-
} Fromme.
Doktor Freimeier, der offene Freidenker.

(Die Herren sitzen am Soupertisch bei Wein und Zigarren und besprechen die Tagesneuigkeiten: Kaiserzusammenkünfte, Parlamentsverhandlungen, Regierungsjubiläen, Arbeiteraufstände. Anläßlich der letzteren ist das Wort gefallen: „An all den Wirren trägt nur die überhandnehmende Irreligiosität die Schuld" und damit ist die Unterhaltung auf das religiöse Gebiet gebracht.)

Pomeier. Ja, so ist es. Wenn die Leute keinen Glauben mehr haben, wenn ihnen nichts heilig ist, so ist die unausbleibliche Folge Anarchie. Da hilft nichts als eine Umkehr zu den gesunden Prinzipien. Das ist Sache der Schule; es muß nämlich der nachwachsenden Generation der christliche Geist wieder eingehaucht werden — dann können wir wieder Ruh' und Ordnung im Staate haben.

Glaumeier. Dieses Resultat wäre allerdings sehr wichtig, aber dennoch ein nebensächliches. Die Hauptsache ist, daß nur durch christliche Erziehung die ewige Seligkeit erlangt werden kann. Es ist ein Jammer, zu sehen, was heutzutage der Böse für Siege davonträgt. Es greift eine Lauheit in der Erfüllung religiöser Pflichten um sich, die noch erschreckende Folgen haben wird. Sie selbst, Excellenz, der Sie eben ganz richtig angeführt haben, wo die Wurzel des Übels steckt, und von dem ich doch voraussetzen kann, daß Sie ein gläubiger Christ sind —

Pomeier. Natürlich bin ich das und rühme mich dessen.

Glaumeier. Sie selbst versäumen oft den Gottesdienst und es ist mir nicht bekannt, daß Sie regelmäßig Ihre österlichen Andachten verrichten.

Pomeier. Das sind Äußerlichkeiten, mein Verehrter, auf die halte ich nichts. In dem Neuen Testamente selber können Sie nachlesen, daß der Heiland zu den Pharisäern gesagt hat, dem Herrn sei Lippendienst nicht wohlgefällig. Übrigens, da wo es sich handelt, ein Beispiel zu geben, versäume ich es nicht, mich bei kirchlichen Zeremonien zu zeigen.

Glaumeier. Das genügt nicht. Wenn man nicht aus eigenem Drang den Geboten der Kirche Gehorsam bezeugt, wenn man nicht alles glaubt, was diese lehrt —

Imeier. Aber, bester Herr, wer verlangt denn noch so etwas in unserer Zeit? Höchstens von Kindern und Frauen. Es giebt ja vieles, was man nicht glauben kann, was nur symbolisch zu nehmen ist. Man läßt die Anderen, die es buchstäblich nehmen, dabei, denn jede religiöse Überzeugung verdient Respekt, aber selber —

Freimeier. Selber darf man ein Ketzer sein! Wären wir nur um ein paar hundert Jahre jünger, unser Freund Glaumeier zeigte Sie beim Inquisitionsgerichte an und Sie würden mit Recht verbrannt.

Pomeier. Sie thun sehr unrecht, Doktor, über heilige Dinge zu spotten. Wir wissen ja, daß Sie ein Freigeist sind, aber Sie thäten besser, dieses Gebrechen nicht herauszukehren — man giebt doch nur Anstoß und Ärgernis damit.

Freimeier. Gesinnungsgegnern giebt man stets Ärgernis, welches immer die herausgekehrte Meinung sei — den Gesinnungsgenossen hingegen handelt man durch offenes Aussprechen gewiß zu Dank.

Pomeier. Ganz richtig; es fragt sich aber nur, wer diese Gesinnungsgenossen sind. Sie werden mir zugestehen, daß zu uns religiösen Leuten alle Spitzen der Gesellschaft gehören, alle hohen Würdenträger des Hofes und des Staates — wenigstens äußerlich — und daß im Volke die Braven zu uns halten, die Ehrlichen, Anständigen; während in Ihre Genossenschaft zumeist nur der Bürgerstand sich einreiht; sehen Sie nur die Listen der Mitglieder freidenkerischer Gemeinden: da finden Sie Gevatter Schuster und Schneider, Hafner und

Seiler; unter den Gebildeten sind die Religionslosen Materialisten und Nihilisten, unter dem Volk sind's die Mörder und Diebe, die Insassen der Zuchthäuser und die Kandidaten des Galgens.

Pomeier. Bravo!

Freimeier. Allerdings haben die Ruchlosen das Eine mit den Freidenkern gemein, daß sie ohne Glauben sind — wenigstens größtenteils; doch giebt es auch, wie Sie wohl wissen werden, genug Banditen, welche die Heiligen anrufen, ihnen bei ihren Raubzügen beizustehen, und erst gestern habe ich in der Zeitung von einem Dienstboten gelesen, der nach glücklich gelungenem Totschlag eine Dankkerze in der Stephanskirche angezündet hat .... Doch immerhin — lassen wir als allgemeine Regel gelten: das Verbrechervolk gehorcht keiner Konfession — berechtigt dies zu dem Rückschluß, daß die Konfessionslosen zum Verbrechervolk gehören?

Pomeier. Das habe ich auch nicht behauptet, ich meinte nur, daß diese Übereinstimmung für den Freidenker wenig schmeichelhaft ist.

Freimeier. Wenn man dieser Übereinstimmung auf den Grund geht, so findet man, daß sie weder zu unserem Nachteile, noch zum Vorteil der Gläubigen spricht. Die verschiedenen Kirchenlehren ordnen gewisse Sittenregeln an: Du sollst nicht stehlen, nicht morden u. s. w.; sie thun dies aber gestützt auf gewisse Dogmen, deren Fürwahrhaltung sie gleichzeitig und mit noch größerem Nachdruck anordnen. Diejenigen, welche jenen Sittenregeln entgegenhandeln, müssen natürlich über die Kirchenlehren sich auch hinausgesetzt haben, daher ihr Stückchen Übereinstimmung mit denjenigen, welche die Dogmen nicht annehmen, dabei aber fortfahren, jene Sittenregeln hochzuhalten. Dieses Zusammentreffens brauchen wir uns nicht zu schämen; da dürften eher Sie einigermaßen erröten, daß Sie in der Leichtgläubigkeit mit den alten Bettelweibern übereinstimmen, welche an den Kirchenthüren Rosenkranz hersagen. Das ist eben das Traurige an der Sache, daß allen konfessionellen Tugendlehren ein Verbot des Vernunftgebrauches

VII.

Die Religionen.

Was uns vom heutigen Standpunkt aus interessiert, wenn wir das religiöse Leben des Maschinenalters studieren, ist weniger der Inhalt der offiziellen Bekenntnisse als vielmehr das Erwachen des Humanitätsbegriffes, der damals, sofern er als Losung des Freidenkertums auftrat, als der Gegensatz von Religion angesehen wurde, obschon er dazu bestimmt war, selber zur welterobernden Religion zu werden. Ferner interessiert uns das Verhältnis, in welchem die beiden Weltanschauungen — die alte, erbgesessene, mit allem Apparat der Ehrwürdigkeit umgebene, und die neue, langsam um sich greifende, mit Mißtrauen und Verachtung behandelte — zu einander standen.

In dem Kampfe des Freigedankens mit dem Glauben, wie er im Maschinenalter sich abzuspielen begann, könnte man einige derselben Phasen wiederfinden, welche die Historiker jener Zeit aus dem achtzehnhundert Jahre früher stattgehabten Kampfe von Christen- und Heidentum aufgezeichnet hatten. Nicht als ob das Freidenkertum, im Sinne religiösen Zweifelgeistes, erst im Maschinenalter sich zu entfalten begonnen hätte; derselbe war vielmehr im achtzehnten Jahrhundert viel auffälliger aufgetreten als im neunzehnten und war überhaupt, seitdem es positive Religionen gab, immer neben denselben einhergegangen, wie schon aus dem Verhalten der griechischen Philosophie zu der griechischen Götterlehre hervorgeht. Was

aber erst im Maschinenalter zu entstehen anhub, das war der positive Freigedanke, im Gegensatz zum negativen. Die auftauchende Weltanschauung war nicht mehr eine bloße Verneinung anzuzweifelnder Glaubenssätze, sondern eine Bejahung beweisfähig begründeter Wissenssätze.

Die Entwicklungslehre war es, welche den Wurzelboden zu der Humanitätsreligion abgab; war es, welche nicht nur den vollen Beweis mit sich brachte, daß die herrschenden Dogmen (Paradies, Sündenfall, Sintflut u. s. w. u. s. w.) auf Irrtum ruhten, sondern auch die Beweise enthielt, daß die Menschheit in fortschrittlicher Entfaltung begriffen sei und dazu beanlagt, unter Verzichtleistung auf eingebildete Himmel, sich ihr Erdenheim immer schöner und glückbringender zu gestalten. Die neue Religion begann demnach sich ihre Ziele aufzustecken. Nicht nur zu zerstören — auch aufzubauen war sie gekommen: nämlich das Reich des Friedens und der Freude, der Gerechtigkeit und der Vernunft.

Ihr Propagandawerk war das einfachste von der Welt: nicht durch Predigten und Anpreisung ihrer eigenen Grundsätze, noch durch Angriffe gegen die veralteten gewann sie sich Anhänger, sondern einfach durch Verbreitung naturwissenschaftlicher Studien. Wer sich diese in ihren letztgewonnenen Ergebnissen zu eigen gemacht hatte, der konnte nicht anders, als die alten Dogmen zu verwerfen und den neuen Zielen entgegenzustreben. Und wer von diesen Studien ferngeblieben, dem war überhaupt nicht beizukommen; dem war der ganze Gesichtskreis unerschlossen, in welchem die zu beweisenden Dinge lagen. Wer also heute eine Geschichte von der Entstehung und Verbreitung der Humanitätsreligion schreiben wollte, der hätte zugleich die Geschichte von der Entfaltung der auf dem Entwicklungsprinzip fußenden Naturwissenschaften verfaßt.

Wenn wir die Schriften der dazumal zur Weltlitteratur gehörenden Dichter und Gelehrten zur Hand nehmen, so könnte man wahrlich meinen, daß dem freien Gedanken die Herrschaft gebührte. Betrachtet man hinwiederum das ganze öffentliche Leben und dessen Einrichtungen, so will es scheinen, als sei

die ganze Welt im Banne des Glaubens gestanden. Beide Auffassungen wären eine arge Täuschung. Selbst unter denjenigen, die sich offiziell zu dieser oder jener Kirchenlehre bekannten, gab es mehr Laue und Zweifelnde als wirklich Überzeugte, und selbst unter denjenigen, die sich aller kirchlichen Übungen entzogen und die ihrem Berufe nach als Professoren, Ärzte und dergleichen doch die Ergebnisse der modernen Wissenschaft kennen gelernt haben mußten, gab es nur wenige, die sich laut und konsequent zum Freigedanken bekannten. Widersprüche und Kompromisse: das war die Signatur des damaligen religiösen Lebens. Niemand bekannte gern Farbe; denn wer sich als blinder Anhänger aller Dogmen erklärte, mußte bei vielen Leuten, mit welchen er in Verkehr stand, als Schwachkopf erscheinen, und wer sich offen „Freigeist" nannte, der wurde von vielen verdächtigt, ein Bösewicht zu sein. Um denn im gegenseitigen Umgang nicht anzustoßen, waren die Gläubigen „Bösewichter" genug, um ihre Überzeugungen zu verheimlichen, und die Freidenkenden genug „schwachköpfig", die ihren nicht herauszukehren.

Es war für die letzteren freilich schwer, ihre Ansichten zu vertreten, ohne Ärgernis zu geben, ohne die heiligsten Gefühle derer zu verletzen, welchen sie mitunter Achtung und Liebe zollten oder Rücksicht schuldeten. Denn manche der edelsten Tugenden, als da sind: Nächstenliebe — benannt christliche Liebe; Bescheidenheit — benannt Demut; Drang nach Höherem — benannt Andacht, waren zugleich mit dem Katechismus gelehrt worden, und so flossen in den meisten Gemütern die Begriffe Tugend und Religion in Eins zusammen. Daher konnte man bei diesen an den Katechismus nicht rühren, ohne sich den Anschein zu geben, als verachte man die Tugend selber, als sei man einfach schlecht. Wir haben heute leicht reden über die damaligen Glaubens- und Kulturzustände; dieselben sind uns so entrückt und von unseren ethischen Gefühlen so unabhängig, wie dies die egyptische oder griechische Mythologie für unsere Vorfahren war. Wir können, wenn wir das Studium verschiedener menschlicher Religionen betreiben, die

christlichen Mythen und Riten mit der gleichen Unbefangenheit beleuchten wie die übrigen, während die damaligen Religionsforscher Anstoß erregten, wenn sie die Methode, welche zum Studium indischer, chinesischer, mexikanischer und nordischer Sagen diente, auch auf den herrschenden Glauben zu übertragen wagten. Das wurde auch von den meisten klugerweise vermieden. Zwar verfiel man keinen Ketzergerichten mehr, welche jeden Zweifel an den quia absurdum geglaubten Dingen hochnotpeinlich bestraften; aber es waren noch manchenorts Gesetze gegen „Beleidigung der Staatsreligion", „Gotteslästerung" ꝛc. in Kraft und daneben war als ein Überbleibsel der Ketzerverachtung ein stillschweigendes Konvenienzgebot aufrecht erhalten, wonach es zum guten Ton gehörte, religiöse Zweifel zu verschweigen.

Man wollte und konnte nicht — wenn man innerlich noch so fest in seiner Negation war — dieselbe gewissen Leuten gegenüber geltend machen. Man wollte nicht, weil man die edlen Gefühle edler Mitmenschen nicht beleidigen mochte, die nur in dem Einen zurück waren, daß sie die wissenschaftlichen Thatsachen, auf welche man seine Negation stützte, einfach nicht kannten; man konnte nicht, weil eben durch diese Unkenntnis eine Verständigung unmöglich gewesen wäre. Eben so leicht war es, einem Lappländer etwas in lateinischer Sprache zu erklären, als einem in den Naturwissenschaften Unbewanderten die Unhaltbarkeit des Dogmenglaubens demonstrieren zu wollen. Auch waren die meisten der damaligen Freidenker noch imstande, den Gefühls- und Gedankenzustand der Gläubigen nachzuempfinden, da sie gewöhnlich selber in der Jugend die gleichen Phasen durchgemacht, auf denen jene stehen geblieben waren. Denn die Kindererziehung war noch allgemein eine vom alten Glaubensgeist durchtränkte: in den öffentlichen Lehranstalten von Gesetzes wegen, in den Familien von Gewohnheits wegen. Und was von dem religiösen Mitempfinden nicht anerzogen war, das war mitunter angeboren; die durch unzählige Geschlechtsfolgen vererbte Denkweise wirkte noch fort; die im Urmenschen entstandenen, durch die ganze alte Geschichtsepoche

weiter entwickelten, im Mittelalter zur höchsten Entfaltung gelangten abergläubischen Vorstellungen statteten auch jedes Kind des neunzehnten Jahrhunderts mit der natürlichen Anlage aus, abergläubisch zu sein. Es gehörte ein immerhin anstrengendes Insbewußtseinrufen der neugewonnenen wissenschaftlichen Anschauung dazu, um die im Seelengrunde schlummernden unbewußten Erbanschauungen niederzuhalten, und es erforderte hingegen — auch für den Aufgeklärtesten — nur eine sehr geringe Anstrengung, sich in die naivsten Glaubensvorstellungen seiner Zeitgenossen hineinzudenken.

„Diese Quelle übersinnlicher Vorstellungen" — so schrieb Max Nordau in seinem Buche „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" unter der Rubrik „Die religiöse Lüge" —, „die Vererbung, werden wir nur allmälig durch die aufgehäufte Arbeit vieler Generationen versiegen machen und erst in Jahrtausenden wird der Mensch von Geburt angelegt sein, die Erscheinungen der Welt und des Lebens naturwissenschaftlich und vernünftig zu betrachten, weil hundert Geschlechtsfolgen ihm so vorgedacht haben werden, wie wir von Geburt angelegt sind, diese Erscheinungen abergläubisch und irrationell anzuschauen, weil nicht hundert, sondern vielleicht hunderttausend Generationen vor uns die Gewohnheit des fehlerhaften Denkens gehabt haben."

Bücher, wie das eben angeführte, beweisen uns wieder deutlich, in welch schreiendem Widerspruch die überkommenen Einrichtungen zu den neu auftauchenden Ideen standen. Wenn ein Werk, welches die sämtlichen herrschenden Gebräuche der Konvenienz behandelte, dreist „konventionelle Lügen" sich betiteln durfte und dabei Verbreitung und Beifall fand, so zeigt das, wie wenig die allgemeine Meinung mit den umgebenden Verhältnissen noch übereinstimmte. So namentlich in dem religiösen Verhalten der Leute. Nicht Irrtum — d. h. Unwahres aufrichtig für wahr zu halten — war den Meisten vorzuwerfen, sondern Lüge — d. h. den innerlich als solchen erkannten Irrtum äußerlich als Wahrheit zu behandeln —;

ein System, zusammengesetzt aus Heuchelei und Indifferentismus, aus Weltklugheit und Gedankenlosigkeit.

Hätte man eine Statistik der religiösen Lügner aufgestellt, so würde sich gezeigt haben, daß ihre Zahl diejenige der wirklich Gläubigen bedeutend übertraf — von der verschwindenden Zahl der wirklich und offen Freidenkenden gar nicht zu reden. Eine sehr verbreitete Klasse unter den religiösen Lügnern war die der Politisch-Frommen. Bei diesen galt die Religion — besonders die Religion der Anderen — als ein wichtiger Halt ihres ganzen konservativen Programmes. Daß Kirche und Thron, sich gegenseitig stützend, zu einander gehören; daß der politische Autoritätsglauben durch Dogmenglauben befestigt wird; daß Unterwerfung unter die Priesterherrschaft die Unterwerfung unter Klassenherrschaft fördert: das war den Konservativen und Feudalen klar — und wo nicht klar, so doch instinktiv bewußt.

Wie der Konservatismus, so war auch der Militarismus fromm. Schwert und Krummstab waren stets die besten Freunde. Die sogenannte Religion des Friedens und der Liebe war stets bereit, über die Unternehmungen des Krieges und der Feindschaft ihren Segen zu sprechen, und gegenseitig: um besagte Lehre des Friedens und der Liebe verbreiten und verteidigen zu helfen, gaben sich die Träger des Hasses und der Verwüstung immer willig her.

Neben den Politisch-Frommen sehen wir die Vornehm-Frommen. Dieselben gehen von denselben Grundanschauungen aus wie die vorigen; nur verbinden sie keine politischen Zwecke damit. Sie finden einfach, daß es zum guten Ton gehört, religiös zu sein; daß es eine gute Sache ist, wenn das Volk fortfährt, sich mit den himmlischen Freuden zu vertrösten, und keine die Ruhe der Vornehmen störenden Revolten versucht; sie finden, daß es nicht schicklich ist, wenn von Dingen, welche der Mehrzahl der Leute heilig sind oder doch heilig sein sollten, mit unbefangener Kritik gesprochen wird — der kritische Geist an und für sich ist schon etwas die vornehme Ruhe Störendes;

sie finden ferner in der Ausübung religiöser Zeremonien eine angenehme Bethätigung vornehmer Lebensgewohnheiten; die Kirchenetikette ist ihnen ebenso bindend wie die Hof- und Salonetikette und bietet die gleiche Eitelkeitsbefriedigung, sogar eine noch raffiniertere, da bei religiösen Festen neben dem Prunk des Reichtums auch noch der Prunk der Gefühlserhabenheit entfaltet werden kann.

Eine fernere Kategorie religiöser Lügner bilden die Spiritualistisch-Frommen. Dieselben, über den Glauben an den Buchstaben der Schrift und über die Befolgung der kirchlichen Gebote hinausgewachsen, selber sich für Philosophen ausgebend, stellten sich, anläßlich von Streitigkeiten zwischen Dogmatismus und Freidenkertum, stets auf Seite des ersteren. Nicht die Substanz desselben verteidigten sie, aber dessen Geist, nämlich das Prinzip des Übersinnlichen und Übernatürlichen, welches ja auch ihrer Philosophie zu Grunde lag und welches sie gegen die Angriffe der naturwissenschaftlichen Anschauung am besten zu schützen vermeinten, wenn sie mit der Heermacht des offiziell anerkannten Dogmenglaubens sich verbündeten.

Die verbreitetste Klasse derselben Ordnung endlich waren die Indifferent-Frommen. Die hätten auf ihr Banner das Wort „vielleicht" sticken sollen. Sie wußten nichts, sie glaubten nichts, sie leugneten nichts; sie waren nur der Ansicht, daß die Ansichten der Anderen vielleicht auf Wahrheit, vielleicht auf Irrtum beruhten, daß es daher am einfachsten sei, jeden bei seiner Meinung zu lassen und die Zustimmung denjenigen zu bezeugen, welchen die Überzahl und die Übermacht gehört.

Denken wir uns einen Kreis von Leuten, in welchem je ein Vertreter der oben angeführten Religionslügen und zwei religiös Aufrichtige (nämlich ein wirklich Gläubig-Frommer und ein offener Freidenker) untereinander eine Diskussion führen, so ergäbe sich ungefähr folgendes Wechselgespräch:

Personen.

Minister Pomeier, der Politisch-
Professor Spimeier, der Spiritualistisch-
Graf Vomeier, der Vornehm- } Fromme.
Gutsbesitzer Imeier, der Indifferent-
Pfarrer Glaumeier, der Gläubig-
Doktor Freimeier, der offene Freidenker.

(Die Herren sitzen am Soupertisch bei Wein und Zigarren und besprechen die Tagesneuigkeiten: Kaiserzusammenkünfte, Parlamentsverhandlungen, Regierungsjubiläen, Arbeiteraufstände. Anläßlich der letzteren ist das Wort gefallen: „An all den Wirren trägt nur die überhandnehmende Irreligiosität die Schuld" und damit ist die Unterhaltung auf das religiöse Gebiet gebracht.)

Pomeier. Ja, so ist es. Wenn die Leute keinen Glauben mehr haben, wenn ihnen nichts heilig ist, so ist die unausbleibliche Folge Anarchie. Da hilft nichts als eine Umkehr zu den gesunden Prinzipien. Das ist Sache der Schule; es muß nämlich der nachwachsenden Generation der christliche Geist wieder eingehaucht werden — dann können wir wieder Ruh' und Ordnung im Staate haben.

Glaumeier. Dieses Resultat wäre allerdings sehr wichtig, aber dennoch ein nebensächliches. Die Hauptsache ist, daß nur durch christliche Erziehung die ewige Seligkeit erlangt werden kann. Es ist ein Jammer, zu sehen, was heutzutage der Böse für Siege davonträgt. Es greift eine Lauheit in der Erfüllung religiöser Pflichten um sich, die noch erschreckende Folgen haben wird. Sie selbst, Excellenz, der Sie eben ganz richtig angeführt haben, wo die Wurzel des Übels steckt, und von dem ich doch voraussetzen kann, daß Sie ein gläubiger Christ sind —

Pomeier. Natürlich bin ich das und rühme mich dessen.

Glaumeier. Sie selbst versäumen oft den Gottesdienst und es ist mir nicht bekannt, daß Sie regelmäßig Ihre österlichen Andachten verrichten.

Pomeier. Das sind Äußerlichkeiten, mein Verehrter, auf die halte ich nichts. In dem Neuen Testamente selber können Sie nachlesen, daß der Heiland zu den Pharisäern gesagt hat, dem Herrn sei Lippendienst nicht wohlgefällig. Übrigens, da wo es sich handelt, ein Beispiel zu geben, versäume ich es nicht, mich bei kirchlichen Zeremonien zu zeigen.

Glaumeier. Das genügt nicht. Wenn man nicht aus eigenem Drang den Geboten der Kirche Gehorsam bezeugt, wenn man nicht alles glaubt, was diese lehrt —

Jmeier. Aber, bester Herr, wer verlangt denn noch so etwas in unserer Zeit? Höchstens von Kindern und Frauen. Es giebt ja vieles, was man nicht glauben kann, was nur symbolisch zu nehmen ist. Man läßt die Anderen, die es buchstäblich nehmen, dabei, denn jede religiöse Überzeugung verdient Respekt, aber selber —

Freimeier. Selber darf man ein Ketzer sein! Wären wir nur um ein paar hundert Jahre jünger, unser Freund Glaumeier zeigte Sie beim Inquisitionsgerichte an und Sie würden mit Recht verbrannt.

Vomeier. Sie thun sehr unrecht, Doktor, über heilige Dinge zu spotten. Wir wissen ja, daß Sie ein Freigeist sind, aber Sie thäten besser, dieses Gebrechen nicht herauszukehren — man giebt doch nur Anstoß und Ärgernis damit.

Freimeier. Gesinnungsgegnern giebt man stets Ärgernis, welches immer die herausgekehrte Meinung sei — den Gesinnungsgenossen hingegen handelt man durch offenes Aussprechen gewiß zu Dank.

Vomeier. Ganz richtig; es fragt sich aber nur, wer diese Gesinnungsgenossen sind. Sie werden mir zugestehen, daß zu uns religiösen Leuten alle Spitzen der Gesellschaft gehören, alle hohen Würdenträger des Hofes und des Staates — wenigstens äußerlich — und daß im Volke die Braven zu uns halten, die Ehrlichen, Anständigen; während in Ihre Genossenschaft zumeist nur der Bürgerstand sich einreiht; sehen Sie nur die Listen der Mitglieder freidenkerischer Gemeinden: da finden Sie Gevatter Schuster und Schneider, Hafner und

Seiler; unter den Gebildeten sind die Religionslosen Materialisten und Nihilisten, unter dem Volk sind's die Mörder und Diebe, die Insassen der Zuchthäuser und die Kandidaten des Galgens.

Pomeier. Bravo!

Freimeier. Allerdings haben die Ruchlosen das Eine mit den Freidenkern gemein, daß sie ohne Glauben sind — wenigstens größtenteils; doch giebt es auch, wie Sie wohl wissen werden, genug Banditen, welche die Heiligen anrufen, ihnen bei ihren Raubzügen beizustehen, und erst gestern habe ich in der Zeitung von einem Dienstboten gelesen, der nach glücklich gelungenem Totschlag eine Dankkerze in der Stephanskirche angezündet hat .... Doch immerhin — lassen wir als allgemeine Regel gelten: das Verbrechervolk gehorcht keiner Konfession — berechtigt dies zu dem Rückschluß, daß die Konfessionslosen zum Verbrechervolk gehören?

Pomeier. Das habe ich auch nicht behauptet, ich meinte nur, daß diese Übereinstimmung für den Freidenker wenig schmeichelhaft ist.

Freimeier. Wenn man dieser Übereinstimmung auf den Grund geht, so findet man, daß sie weder zu unserem Nachteile, noch zum Vorteil der Gläubigen spricht. Die verschiedenen Kirchenlehren ordnen gewisse Sittenregeln an: Du sollst nicht stehlen, nicht morden u. s. w.; sie thun dies aber gestützt auf gewisse Dogmen, deren Fürwahrhaltung sie gleichzeitig und mit noch größerem Nachdruck anordnen. Diejenigen, welche jenen Sittenregeln entgegenhandeln, müssen natürlich über die Kirchenlehren sich auch hinausgesetzt haben, daher ihr Stückchen Übereinstimmung mit denjenigen, welche die Dogmen nicht annehmen, dabei aber fortfahren, jene Sittenregeln hochzuhalten. Dieses Zusammentreffens brauchen wir uns nicht zu schämen; da dürften eher Sie einigermaßen erröten, daß Sie in der Leichtgläubigkeit mit den alten Bettelweibern übereinstimmen, welche an den Kirchenthüren Rosenkranz hersagen. Das ist eben das Traurige an der Sache, daß allen konfessionellen Tugendlehren ein Verbot des Vernunftgebrauches

vorangeht, daß die Moral auf so absurden Ammenmärchen aufgebaut wird, die im Lichte der täglich wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnis immer unmöglicher geglaubt werden können, was zur Folge hat, daß bei vielen Geistern mit dem Glauben zugleich auch die Moral in die Brüche geht.

Pomeier. Darum soll man an dem Glauben — besonders beim Volk — nicht rütteln.

Freimeier. Das „besonders beim Volk" hebe ich nicht auf; das gehört einer Denkart an, welcher der demokratische Geist der Neuzeit entwachsen ist.

Pomeier. Ein Geist, mit dem wir hoffentlich noch fertig werden ...

Freimeier. Auch diese Unterbrechung hebe ich nicht auf. Nur mit Bezugnahme auf das beliebte „Man rüttle nicht" wollte ich Ihnen folgendes Geschichtchen zum besten geben. Bei mir zu Hause befinden sich, als alte Familienerbstücke, einige wunderhübsche Porzellanfiguren. Dieselben sind, samt ihrem Postament, schon seit vielen Geschlechtsfolgen von Vater auf Sohn übergegangen. Sie haben sich unversehrt erhalten, nur das Postament — ein primitives Holzgestell — wurde von Jahr zu Jahr morscher und wackeliger. Da man nun auf die schönen Figürchen — es waren allegorische Darstellungen verschiedener Tugenden — ungemein viel hielt, wurde eine große Sorgfalt auf das Postament verwendet — denn fällt dieses um, so sind ja auch die kostbaren Statuetten in Scherben. Es ward daher so viel als möglich an dem Gestell geflickt, geleimt, dasselbe thunlichst vor Wettereinflüssen, vor dem Nagen des Holzwurmes geschützt, und namentlich jedem, der in die Nähe kam, ängstlich zugerufen: „Nur um Gottes willen nicht anstoßen!" — von „rütteln" schon gar nicht zu reden. Noch bei meinen Eltern standen die Figuren auf diesem schwankenden Ding, und wie eindringlich wurde mir da nicht aufgetragen, letzteres zu hüten und zu schonen, damit die Kleinode ja nicht herunterfallen. Ich aber habe mir indessen einen steinernen Sockel aufgebaut — der Steinbruch, aus dem ich mir das Material geholt, heißt Wissenschaft —

und da hinauf habe ich nun die kostbaren Erbstücke gestellt; da ist keine Gefahr mehr, daß sie zerschellen. Dieses Postament vermodert nicht, im Gegenteil: täglich wird es durch neu hinzu gefügte Steine fester; so kann ich mich des Besitzes freuen und so soll er auf meinen Sohn auch überkommen.

Glaumeier. Ja, ja, Ihr Sohn, der arme Junge, den Sie weder zur ersten heiligen Kommunion, noch zur heiligen Firmung geschickt haben, was seiner Zeit genug Entrüstung hervorgerufen hat . . .

Freimeier. Sogenannten heiligen Zorn, nicht wahr? Wir wissen, wie weit dieser Zorn aufzuflammen imstande ist — bis zum Entzünden unzähliger Scheiterhaufen. Nur wir sollen uns nie ärgern, nur wir dürfen nicht entrüstet sein, wenn wir sehen, wie der Vernunft ins Gesicht geschlagen wird!

Glaumeier. Ihre kleine Parabel wäre übrigens recht hübsch, wenn nicht das Ganze auf einer falschen Basis ruhte. Die Sache ist nämlich gerade umgekehrt: Nicht das göttliche Wort ist das wankende Postament, sondern die so gepriesene Wissenschaft, welche ja nur unvollkommenes, menschliches Stückwerk ist. Auf die läßt sich keine Tugendlehre aufbauen. Besonders aus der materialistischen Wissenschaft, wie sie heutzutage leider immer mehr und mehr verbreitet wird, läßt sich wieder nur materialistische Gesinnung gewinnen: krasse Geldgier, zügellose Sinnenlust . . .

Freimeier. Ach, über das unselige Zusammenwerfen der Begriffe anläßlich gleichlautender Worte: wissenschaftlicher und praktischer Materialismus haben weiter nichts miteinander gemein als ein paar Buchstaben.

Glaumeier. Bleiben wir bei Ihrem allegorischen Gleichnis. Die einfache Wahrheit, daß dem göttlichen Worte mehr Vertrauen gebührt als dem menschlichen, ist doch so in die Augen fallend, daß dagegen sich zu verschließen doch nur —

Freimeier. Doch nur auf Anreizung des Teufels geschehen kann, nicht wahr? Es ist nicht ohne Mut von Ihnen, Herr Glaumeier, den stark in Mißkredit gekommenen Höllenfürsten ins Treffen zu bringen, denn wahrlich, es giebt nur mehr wenig gebildete Menschen, die den Teufelsglauben laut bekennen. Von Ihrem Standpunkt aus sind Sie dazu nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet; denn was Sie „das göttliche Wort" nennen, ist ja mit der Teufelslehre ganz und gar verflochten. Natürlich würde auch mir die „so einfache Wahrheit" einleuchten, daß göttliche Offenbarung glaubwürdiger wäre als menschliche Gelehrsamkeit. Aber wer hat uns gesagt, daß jene Offenbarung göttlich sei? — Menschen. Warum erscheint Ihnen denn diese Versicherung, welche zurückreicht bis zur Kindheit des Menschengeschlechts, glaubwürdiger als das Ergebnis menschlicher Forschung aus der vorgeschrittenen Gegenwart? Mit anderen Worten: warum — so mangelhaft unsere Wissenschaft auch noch sei — erheben Sie über dieselbe die absolute Unwissenheit?

Glaumeier. Wir haben Beweise: — nämlich die Wunder.

Freimeier. Nämlich Unmögliches. Der heutige Stand des Wissens schließt dieses Argument ganz aus. Gerade so, wie der Teufel nur mehr wenig Verteidiger trifft, so wird es bald auch keinen Gebildeten mehr geben, der für Wunder einzustehen wagt. Nicht nur des durchaus mangelhaften Zeugnisses wegen, welches für das vermeintliche Geschehen derselben vorliegt, sondern wegen ihres Widerspruches mit dem täglich klarer erkannten Prinzip von der Unabänderlichkeit der Weltgesetze.

Spimeier. Ich habe bisher geschwiegen, weil ich der Meinung bin, daß es nichts Unerquicklicheres giebt als Religionsdispute (Bo-, Po- und Imeier nicken zustimmend) — aber hier kann ich doch nicht umhin, ein Wort mitzureden. Nicht daß ich das Stillestehen der Sonne auf Josuas Geheiß oder die jährliche Blutung des heiligen Januarius in Neapel oder ähnliche Sachen für wahr halten wollte; — darüber sind denkende

Leute freilich hinaus und wir geben gern zu, daß viele der überlieferten Mirakel entweder nur symbolisch gemeint waren oder auf Täuschung beruhen; dadurch ist aber die Unmöglichkeit der Wunder überhaupt noch durchaus nicht bewiesen — ebenso wenig, als man etwa durch falsche Berichte lügenhafter oder unwissender Reisenden auf die Nichtexistenz des mangelhaft beschriebenen Landes schließen könnte.

Freimeier. Ganz richtig. Wir haben auch andere Gründe für die Negierung der Wunder als die Unhaltbarkeit gewisser Legenden. Diesen Grund machen wir nur dann geltend, wenn uns die betreffenden Argumente eben als Gegenargumente hingestellt werden. Wenn für die Existenz eines Landes, von dem die Geographen wissen, daß es nicht existiert, kein anderer Beweis vorgebracht werden kann als die verschiedenen, als falsch entlarvten Berichte, dann —

Spimeier. Pardon, Herr Doktor, hier ertappe ich Sie bei dem anmaßenden Worte, welches die Schwäche Ihres Negationssystems „entlarvt": „— von dem die Geographen wissen, daß es nicht existiert." Das Wunderland, meine Herren materialistischen Geographen, haben Sie nie betreten, aber daß es existiert, das wissen andere. Das sollten Sie auch selber zugeben, wenn Sie etwas von der Bescheidenheit besäßen, welche die echte Wissenschaft ziert und welche diese von der Anmaßung der sogenannten neuen Schule — der Büchner und Kompagnie — unterscheidet, die da alles, was sie nicht mit Fingern greifen kann, einfach ableugnet. Das ist freilich eine bequeme Methode, aber sie entbehrt — verzeihen Sie — nicht nur der Idealität der Auffassung, sondern auch der wissenschaftlichen Gründlichkeit. Bedenken Sie doch, wie viel unerklärte Mysterien die Natur selber uns noch weist; — oder was vermögen Sie uns über alle die merkwürdigen Erscheinungen von Hypnotismus, Magnetismus, Gedankenlesen, Suggestion u. s. w. zu sagen oder über die Manifestationen der Geister in mediumistischen Kreisen?

Freimeier. Was ich dazu sage? — Teils noch unerforschte, natürliche Vorgänge, teils Täuschung und Schwindel.

Spimeier. „Schwindel, Schwindel" — das ist sehr leicht gesagt. Damit lassen sich aber die Dinge nicht abthun, welche über die Materie erhaben sind und welche zu allen Zeiten und an allen Orten dem Menschen Kunde aus einer übersinnlichen Welt bringen und immer gebracht haben. Zieht sich nicht durch die ganze Geschichte eine ununterbrochene Reihe von transcendentalen Phänomenen? Denken Sie nur an die indischen Fakirs und die sibirischen Schamanen, an das zweite Gesicht der Schotten, an Cagliostro, Swedenborg und Mesmer, oder — um nur von Dingen zu reden, die uns allen nahe liegen —: an Ahnungen und Träume, Ekstase, Hellsehen und dergleichen. Man muß nur in Schopenhauer — der gewiß nicht der Bigotterie beschuldigt werden kann — nachlesen, was er über „Geistersehen und Verwandtes" sagt. Der war doch nach Ihren Begriffen ein starker Geist, und trat an diese Dinge nicht mit trockener Verneinung heran, sondern setzt ohne weiteres deren übernatürliches Wesen voraus.

Freimeier. Hätte Schopenhauer lange genug gelebt, um die Ergebnisse der neueren psychologischen Forschung, welche über Traum und Bewußtsein und sonstige Gehirn-Funktionen und -Zustände Aufschluß geben, kennen zu lernen, er würde sich nachträglich des erwähnten Kapitels sicher geschämt haben.

Spimeier. Das sagen Sie — aber wir Spiritualisten sind im Gegenteil stolz darauf, daß wir durch die Spekulation zu denselben Schlüssen auf die Existenz höherer Mächte und unsterblicher Geister gelangen, zu welchen jedes Menschenkind durch seine innere Anlage, durch sein angeborenes religiöses Gefühl gelangt. Ja, nicht nur die größten Philosophen der alten und neuen Welt — von Aristoteles bis zu Hegel, von Plato bis zu dem erwähnten Schopenhauer —, nicht nur die Weisen des Morgen- und die Denker des Abendlandes — Moses und Zoroaster, die Kirchenväter und die Konzilien — haben wir für uns; — wir haben das unabweisbare Zeugnis der Menschennatur selber, welche seit jeher und überall erkannt hat, daß es übernatürliche Gewalten giebt.

Glaumeier. Wir haben besseres Zeugnis als dieses: wir haben die Offenbarung.

Spimeier. Entschuldigen Sie: bei aller Hochachtung vor Ihrem Standpunkt will ich in der Streitführung mit Herrn Freimeier von der Offenbarung absehen. Die Philosophie muß in ihren Spekulationen immer so vorgehen, als gäbe es keine schon bekannte Wahrheit; dieselbe ist das X, welches sie sucht. Gelangt sie dann durch ihre eigenen Folgerungen zu Resultaten, welche mit der Offenbarung übereinstimmen — desto besser.

Glaumeier. Das ist auch der Fall.

Spimeier. Ich gebe es ja zu; aber, wie gesagt, dem Herrn Doktor gegenüber sehe ich von diesem Standpunkt ab. Ich will ihn auf seinem eigenen Felde bekämpfen, nämlich auf dem Felde der Natur und unserer Kenntnis derselben. Hier zeigt sich einerseits das Walten unzähliger geheimer Kräfte und andererseits die enge Beschränkung unseres Wissens —

Freimeier. Eine Beschränkung, welche proportional zu der Summe der Erscheinungen ist, die — wie bei den Wilden der Donner oder bei unseren Altvordern die Sonnenfinsternisse — dem direkten Einfluß einer „höheren Macht" zugeschrieben werden.

Spimeier. Eine Beschränkung, die dem Ewigen und Absoluten gegenüber durch unsere Endlichkeit und Relativität bedingt ist. Eine Beschränkung, deren Grenze wir vielleicht um ein Geringes hinausschieben können, ohne je zu hoffen, ein umfassendes Verständnis des Weltalls zu erreichen.

Freimeier. Letzteres vollkommen zugegeben. Daraus erwächst aber durchaus nicht die Berechtigung, die noch unverstandenen Erscheinungen denselben übernatürlichen Ursachen zuzuschreiben, welche man bei den verstandenen wegräumen mußte.

Spimeier. Ich nehme überhaupt kein „Übernatürliches" an, sondern nur unsere materielle Wahrnehmung Überragendes. Für alles das, was Sie leugnen, weil Sie es nicht verstehen,

ist in der Natur noch Platz. Was wußten unsere Altvordern z. B. von Elektrizität? Und doch —

Freimeier. Dieses Argument spricht für uns, nicht für Sie — denn jene hätten einen telegraphischen Apparat nur durch die Einwirkung des Teufels erklärt.

Spimeier. Ich habe fälschlich Elektrizität angeführt — denn diese ist allerdings auch eine physikalisch erklärbare Sache; was ich aber sagen wollte, ist, daß in der Natur auch für geistige Erscheinungen Platz ist, für das Leben unsterblicher Seelen, für das Prinzip des Guten, des Willens — mit anderen Worten: für Gott. Damit auch für das Wunder und damit auch für die Möglichkeit, daß die von allen Seiten her bezeugten Offenbarungen aus göttlicher Quelle stammen. Wozu also, was möglich ist, leugnen, einfach aus dem Grunde, weil man nicht die Finger darauf legen kann?

Jmeier. Das sage ich ja immer: es kann sein — Bestimmtes können wir doch nicht wissen, also ist das Einfachste: glauben und besonders — glauben lassen.

Vomeier. Schon deshalb glauben lassen, weil so viele Leute ihr Glück und ihren Trost darin finden und weil es grausam ist, so lange wir nichts Besseres bieten können, ihnen die teuren, durch alte Herkunft ehrwürdigen Überzeugungen zu rauben.

Pomeier. Grausam und gefährlich: wenn dem Pöbel die heilsame Furcht vor göttlichem Strafgericht genommen wird, dann ist die Furie des Aufstandes auch schon losgelassen.

Glaumeier. Grausam und gewissenlos: denn dieses Strafgericht, es bleibt nicht aus, und die vom Glauben abgefallene Menschheit fällt der Hölle anheim.

Freimeier. Sie sind fünf gegen einen .... — Ich schweige.

So, denke ich, hätte unser Freidenker den unfruchtbaren Streit abgebrochen. Aus Jdeenkreuzungen können nur dann neue Jdeen hervorgehen, wenn unter den sich kreuzenden ein gewisse Gleichartigkeit besteht. Ebenso wenig als ein Walroß mit einem Elefantenweibchen Nachkommenschaft zeugen könnte, könnten aus den Meinungsreibungen so heterogener Geister,

wie die eben angeführten, lebensfähige neue Überzeugungen hervorgehen.

Zur Geltendmachung seiner Ansichten war für den Freidenker die Form der geselligen Unterhaltung die allerausssichtsloseste. Es waren ihm noch keine der in solchen Kämpfen allein wirksamen Waffen — nämlich durch langen Gebrauch geläufig gewordene Gemeinplätze — zur Hand, und nur solche pflegten gegen ihn gebraucht zu werden; nur mit solchen hätte er parieren können. Wirklich neue und selbsterdachte Argumente blieben in derlei Salon- oder Stammtischdiskussionen wirkungslos; da ward nur, wie eine Art Ballspiel, mit Redekugeln hin- und hergeworfen. Derlei leicht zu werfende Kugeln hatte der Freidenker, namentlich der auf entwicklungswissenschaftlichem Standpunkt stehende, nicht in Vorrat. Er wußte von vornherein, daß seine besten Beweisgründe einfach *nicht verstanden* würden. Den gegnerischen Lieblingsargumenten konnte er nicht beikommen. So z. B. wußte er, wie das beliebte „es ist immer und überall so gewesen", welches für ihn jeglicher Giltigkeit entbehrte, den anderen ein unumstößlicher Beweis zu sein schien. Ihnen waren ja die Ergebnisse der neuen ethnographischen und anthropologischen Forschung ganz unbekannt, wonach sich herausstellt, daß es überhaupt nicht immer und überall so gewesen, daß es z. B. wilde Völkerschaften genug giebt, die gar keinen Schatten einer Religion besitzen; zweitens *wenn* ein Ding bisher auch „immer" gewesen wäre (oh über das winzige „immer" des historischen Erinnerungsfeldes!), so enthielt dies für den Bekenner der Entwicklungs- und Fortschrittslehre nicht die mindeste Bürgschaft, daß dieses Ding zu weiterer Fortdauer berechtigt, oder gar zu ewiger Zukunft bestimmt sei. Er wußte, daß die seit immer — oder wie die Anderen noch kräftiger zu sagen liebten „seitdem die Welt steht" — dagewesenen menschlichen Einrichtungen und Anschauungen ebenso verschwinden können und werden, wie die geflügelten Reptilien der Urweltfauna entschwunden sind. (Überhaupt sah er in den ihn rings umgebenden geistigen Gebilden — in dem mit mehrfachen Zahnreihen ausgestatteten Kriegsdrachen z. B

mige Urweltsungeheuer.) Aerger noch als durch das theoretische „es ist immer so gewesen" fühlte sich der Freidenker bei Geltendmachen seiner Ideen dadurch verhindert, daß „es" thatsächlich ringsumher noch immer so war. Nicht nur die historische Vergangenheit — die ganze offizielle Gegenwart zeugte wider ihn. Diese wurde von dem Gegner zwar nicht angeführt — denn ihre Berechtigung bildete eben das strittige Objekt — aber sie stand als mächtiger, stummer Zeuge da. Die Kirche und die Kirchen existierten und — die erste wohl schon minder mächtig, die zweiten minder besucht als in früherer Zeit, aber dennoch in Glanz und Ansehen. Der vornehmste Platz im Staate war ihnen eingeräumt: von den Kathedern der Hochschulen herab wurden ihre Lehren verkündet, ein Heer von Priestern, mit hohen Würdenträgern an der Spitze, war über das Land verbreitet; die ganze Zeitrechnung fußte auf der religiösen Überlieferung, jeder Tag des Jahres war einem besonderen Dogma oder einem besonderen Heiligen geweiht; was also der Freidenker bestritt, das schien nicht nur eine, mehr oder minder vernunftmäßige, dem Zweifel und der Kritik offenstehende Meinung zu sein, sondern der Boden selber, auf dem die Gesellschaft stand. Dieser Thatbestand war auch der Hauptgrund, aus welchem der Indifferente eher auf die Seite des Glaubens als auf die Seite des Zweifels neigte: etwas, das zu solcher Macht und Ausdehnung gelangen konnte, was so viel tausende, als gescheit und gelehrt anerkannte Leute für wahr halten, das muß doch eine wahre Grundlage haben. Wäre das Ding wirklich so absurd, wie Freimeier behauptet, so hätten das Andere schon vor ihm entdeckt und es wäre nie dazu gekommen, sich so zu entfalten. Selber nachdenken über die Sache — dazu gibt sich Jmeier nicht her . . . es ist übrigens auch verboten: die eigene schwache Vernunft soll sich an die Autorität des Überlieferten nicht heranwagen; und nachdem die Anderen gedacht haben, nachdem die Anderen durch viele hundert Jahre eine Lehre aufrecht hielten, die von ihnen gewiß geprüft worden ist, so haben sie nicht nur „vielleicht", sondern sogar sehr wahrscheinlich das Richtige erkannt. Die paar kleinen Jrrtümer, die

sich in die Lehre eingeschlichen haben mögen, die sind menschliches Beiwerk; das Ganze muß aber doch göttlich sein.

Auch dieses Auseinanderhalten von dem sogenannten „Ganzen" und den Einzelheiten — ein vornehmes Ignoriren, daß dieses Ganze doch nur aus den einzelnen Teilen zusammengesetzt ist — war für den Freidenker ein Hindernis, in religiösen Disputen seine Meinung vorzubringen. Und wurde ihm auch ausnahmsweise erlaubt, Einzelnes als unglaubwürdig zu demonstrieren, und forderte man ihn auf, ein Dogma zu nennen, dessen Unwahrhaftigkeit er beweisen sollte, so entstand ihm eine neue Schwierigkeit: was nämlich herauswählen aus diesem unabsehbaren Wust von Absurditäten, von denen eine unhaltbarer ist als die andere, und noch dazu eine der anderen widerspricht? Womit soll er da beginnen? Die sechstägige Schöpfung? Die Missethat des Teufels in Schlangengestalt? Der Bund — der seither so schnöde gebrochene Bund mit dem Judenvölkchen — der babylonische Thurmbau — die stillstehende Sonne — der englische Gruß, den doch kein Zeuge gehört haben konnte — der zur Krippe leitende Stern — die Versuchung (!) eines Gottes durch den Satan — der Tod dieses Gottes zur Versöhnung seiner selbst? — Das Unglaubliche, das Unmögliche thürmt sich da von allen Seiten so riesig auf, daß die Vernunft, welche aufgefordert wird, ein einzelnes Streitobjekt herauszunehmen, eine Art Erstickungsgefühl befällt und sie sich lieber ganz hinausflüchtet. Nur diejenigen, die sich in die kirchengebotene Vernunfterstickung schon von vornherein ergeben haben, können in dieser Atmosphäre weiter leben.

Von allen den angeführten Fromm-Meiern wäre nur der aufrichtige Glaumeier imstande gewesen, jeden einzelnen Punkt zu verteidigen; — die Anderen würden die Einzelheiten eine nach der anderen aufgegeben, und immer nur an der vermeintlichen Erhabenheit des Ganzen festgehalten und so schnell wie möglich den Streit in das Gebiet der Allgemeinheiten zurückgelenkt haben. Hier hätten sie wieder verkündet, daß gerade die Unglaublichkeit einer Sache von deren Göttlichkeit herrührt — daß die schwache menschliche Fassungskraft nicht hinan-

reicht. Und dem Freidenker wäre die neue Aufgabe erwachsen, auseinanderzusetzen, daß die angeführten Beispiele nicht über den Verstand erhaben, sondern einfach verstandeswidrig sind; daß die Unglaubwürdigkeit verschiedener Mythen — z. B. das sechstausendjährige Alter der Erde — nicht allein auf ihrer Unwahrscheinlichkeit beruht, sondern auf ihrer nachgewiesenen Unwahrheit. Ferner, daß die den Mythen zu Grunde liegenden Ereignisse und Ideen nicht einmal nach vorgeschrittenen Ideen erhaben wären, sondern im Gegenteil kleinlich, kindisch, roh — kurz so, wie es dem unausgebildeten Geisteszustand der primitiven Völker entspricht, aus deren Einbildungskraft jene Ideen erwachsen sind. Da, wo ein Widersinn auf menschlichen Irrtum sich zurückführen läßt, ist es da nicht einfacher und logischer, dieses auch zu thun, statt ihn für göttliche Unfaßbarkeit auszugeben? Aber mit einfacher Logik durfte man gewissen Mysterien nicht an den Leib rücken. Eben weil dieselben einer Kritik unmöglich standhalten konnten, so ward zu ihrer Schutzwehr der Grundsatz aufgestellt, daß sie überhaupt nicht kritisiert werden dürfen. Was nützt es, die Ergebnisse einer Untersuchung als Beweisgründe vorzubringen, wenn von vornherein die Untersuchung selber als Frevel betrachtet wird, wenn der der Andere sich weigert, auf eine solche auch nur einzugehen?

Noch eine bedeutende Schwierigkeit stellte sich dem streitenden Freidenker in den Weg: die Höflichkeit. Dieser widerstrebt es, dem Gegner, der Einem eben Ruchlosigkeit vorgeworfen, mit dem Vorwurf der Dummheit zu ripostieren — denn bekanntlich ist es viel verletzender, jemanden schwachsinnig als schlecht zu nennen. „Um dies und jenes nicht zu glauben," sagen die verschiedenen Fromm-Meier frei heraus, „muß man hoffärtig, frech, böse sein." — Um es aber zu glauben, könnte Freimeier entgegnen, muß man gedankenfaul, unwissend, leichtgläubig — mit einem Worte dumm sein; aber diese Ansicht, obwohl sie in seinen Gedanken obenan ist, obwohl sie ihm den Streit schon darum verbittert, weil dagegen Götter selbst vergeblich streiten, diese Ansicht muß er aus Höflichkeitsrücksicht unausgesprochen lassen; er vermeidet es sogar, diejenigen seiner

besten Argumente vorzubringen, welche dieselbe gar zu deutlich implizieren. Zwar gaben die Anderen von vornherein zu, daß sie in dieser Frage auf den Gebrauch der Vernunft verzichtet hatten; dennoch nahmen sie es sehr übel, wenn man ihnen Unvernunft vorhielt, denn sie wollten, daß eben ihr Verzicht als das Allervernünftigste betrachtet werde und versuchten mit allerlei logischen Gründen darzuthun, daß man sich auf diesem Felde über die Logik hinaussetzen müsse. Was blieb bei so unerquicklicher, unfruchtbarer Diskussion dem Vertreter des Freigedankens schließlich Anderes übrig, als sich mit einem achselzuckenden „ich schweige" aus dem Streit zurückzuziehen, und seine Sache den sicheren Anwälten zu überlassen, die ihr unausgesetzt zum Sieg verhelfen: der Zeit und dem Wissen.

Und so kam es auch, daß die gewaltige Missionärin des Frei- und Humanitätsgedankens, die moderne Wissenschaft, dasjenige war, was sämtliche Kirchen mit dem größten Mißtrauen, mit versteckter, mitunter auch offener Feindseligkeit betrachteten, gegen das sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen kämpften. Die Macht, gegen diese Gegnerin mit Folter und Scheiterhaufen vorzugehen, hatten sie verloren; sie konnten nur noch mit Warnungen, Verfluchungen und Unterdrückungen dagegen auftreten; Encykliken, Bullen und Hirtenbriefe verfassen, in welchen über die Forschungen des autoritäts-verschmähenden Menschengeistes anathema sit gesprochen wird; von den Schulen die verhaßten Unterrichtszweige möglichst fernhalten und das ihren Zwecken so dienliche Werk der Vernunfttötung durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel fördern.

Die Jugenderziehung, welche von sämtlichen Imeiern — auch den selber antiklerikalen — dem Klerus überlassen wurde, war jedenfalls des letzteren sicherstes und erfolgreichstes Entfaltungsgebiet. Da wurde die ganze alte Anschauung, der ganze Wunder- und Autoritätsglaube dem jungen Geschlechte in die eindrucksfähigen, alles willig hinnehmenden Seelen eingepflanzt. Neben der unmündigen, des Selbstdenkens noch unfähigen Jugend war es das ebenso unmündige, ebenso denkunfähige „Volk", auf welches die Priesterschaft durch die Presse

Bibeln in den protestantischen, Heiligenlegenden in den katholischen Ländern, nebst Kalendern und kindischen Geschichtchen, welche die strafenden und lohnenden Bewegungen des „Finger Gottes" illustrierten: das war die einzige, in den Bauernhütten vorhandene Lektüre. Im selben Geist verfaßte Zeitschriften strebten die gleichen Anschauungen auch in den gebildeten Schichten des Volkes auszustreuen.

Es sind mir einige zufällig erhalten gebliebene Exemplare dieser alten Blätter zuhanden gekommen, und ich will dieselben lieber selber sprechen lassen. Es ist mir nicht recht klar, ob die darin zum Ausdruck gebrachte Naivität auf eigenen Vernunftmangel der Schreibenden zurückzuführen ist oder auf die Absicht, im Leser die möglichste Naivität zu nähren. Vermutlich das Letztere. Die ganze Sprechweise der frommen Schriftsteller hat etwas von dem verstellten Kindischthun an sich, mit welchem alte Kindsweiber zu ihren Pfleglingen reden; in den salbadernden Belehrungen und Erzählungen liegt immer etwas von dem Tone, mit welchem man einst zu dem Kleinen sagte: Siehst du, Fritzchen, das liebe Schwesterchen da hat dir der Storch gebracht.

Da ist ein Monatsheft, betitelt „Marienblüten. Organ der Bruderschaften vom Herzen Mariä und der Engelskönigin." Fünfundzwanzigster Jahrgang. Drittes Heft. Inhalt: Ein Morgen im heiligen Hause zu Nazareth. — Auslegung des Salve Regina. — Eine Wallfahrt zur Mutter Gottes in Hardenberg. — Heilige Vorbilder für die Verehrung Mariens: Der heil. Kasimir. — Gebetsmeinungen. Danksagung. Korrespondenz.

Sehen wir ein paar Stellen aus dem „h. Vorbild":

Der heilige Kasimir war ein Sprosse des königlichen Hauses in Polen und wurde als das dritte von dreizehn Kindern am 5. Oktober im Jahre 1458 zu Krakau geboren. Sein Vater war König Kasimir III., mit dem Zunamen der Große, nicht „so sehr", weil er mit Tapferkeit die Feinde des Vaterlandes geschlagen und besiegt hatte, sondern weil er ein Muster für alle Regenten war, den Frieden liebte, die Gerechtigkeit handhabte und dem Reiche und der Religion durch Stiftung vieler Kirchen und Spitäler große Wohlthaten erwies. Kasimir

zeigte schon als Kind einen großen Eifer zur Tugend, denn seine Mutter, Elisabeth von Österreich, erzog ihn sorgfältig in der Furcht Gottes, indem sie selbst als eine der tugendhaftesten und gottseligsten Frauen ihrer Zeit bekannt war. Als ihre Kinder in das Alter kamen, wo sie einer höheren Bildung fähig wurden, war sie äußerst besorgt, einen frommen, gelehrten und in der schweren Kunst der Erziehung geübten Mann zu finden, dem sie dieselben anvertrauen durfte. Nach langem Suchen fiel ihre Wahl auf Longin, Kanonikus von Krakau, einen der edelsten Polen, einen Mann, der mit seltener Frömmigkeit die ausgebreitesten Kenntnisse verband und mehrere ihm angetragene Bistümer schon ausgeschlagen hatte. Alle königlichen Kinder machten unter einem so würdigen Lehrer die erfreulichsten Fortschritte in den Tugenden und Wissenschaften, aber Kasimir zeichnete sich vor allen aus. Er hatte eine wahrhaft königliche Seele, würdig seiner Vorfahren und fähig zu großen Thaten, seine Weisheit und Frömmigkeit wurden allgemein bewundert. Jedermann setzte große Hoffnungen auf ihn, denn seine Jugend verlebte er in reinster Unschuld, in Andacht des Herzens, in Eingezogenheit und gefälliger Anmut, so daß man noch selten solchen tugendhaften Wandel bei anderen seines Alters wahrgenommen hatte. Dabei hatte man nie an ihm den geringsten Stolz auf seine königliche Abkunft bemerkt, sondern er rühmte sich jedesmal, daß er Gott, den Schöpfer aller Menschen, im Himmel zum Vater habe und einst zu ihm in sein Reich kommen werde. Vorzüglich fühlte er die glühendste Andacht in dem Umgange mit Jesus; denn entweder betrachtete er ihn als Erlöser des Menschengeschlechtes, wie er für die Sünden der Menschen in Todesangst am Ölberge und unter den schrecklichsten Leiden büßte, betete, am Kreuze verblutete und starb; oder er betrachtete ihn als den Heiland und Hirten der erretteten Seelen im heiligen Altarsakramente, wo er sich hingiebt als Speise der Seelen, als Unterpfand des ewigen Lebens. Öfters sah man ihn, vertieft in die Betrachtung des Geheimnisses unserer Erlösung, vor einem Kruzifix die bittersten Thränen weinen und

wie in Ohnmacht versunken. Ebenso war er auch in Vertrauen und kindlicher Verehrung der allerseligsten Jungfrau ergeben. Er nannte sie nie anders, als seine liebste Mutter, sprach gern von ihrer Würde, Heiligkeit und von ihrer mächtigen Fürbitte für die Gläubigen. Er verehrte sie täglich mit inniger, feuriger Liebe und verfertigte zu ihrer Ehre jenen rührenden Lobgesang, welcher beginnt: „Omni die die Mariae mea laudes anima.“ Alle Tage hat er ihn auf den Knieen gesungen und bei seinem Tode legte man auf sein Verlangen eine Abschrift davon in sein Grab, und als man nach hundertundzwanzig Jahren sein Grab öffnete, wurde diese Handschrift neben seinem unverwesten heiligen Leib noch unversehrt gefunden.

Im Jahre 1471 empörten sich die Ungarn gegen ihren König Mathias Huniades, erwählten Kasimir zu ihrem Regenten und schickten mit dieser Botschaft Gesandte an den König von Polen. Sogleich schickte dieser seinen Sohn, der etwa dreizehn Jahre alt sein mochte, mit einem Kriegsheer nach Ungarn, um dort das Recht seiner Wahl geltend zu machen. Der gottselige Kasimir wollte anfänglich in diesen Zug gar nicht einwilligen und nur auf das Zureden seines Vaters und der Reichsräte willigte er ein und begab sich auf den Weg. Allein seine Unentschlossenheit, weil ihm das Recht auf die Krone zweifelhaft war, und die Langsamkeit seines Marsches bewirkte, daß er sehr spät an der ungarischen Grenze anlangte. Unterdessen hatte Mathias die Zeit benützt, die ungarischen Großen wieder auf seine Seite zu bringen und eine Armee von sechzehntausend Mann zu sammeln, um sich dem neuen König entgegenzusetzen. Als das der Prinz vernahm und sah, daß keiner von den Adeligen, welche ihn gewählt hatten, sich mit ihm vereinige, auch zugleich die Nachricht erhielt, daß der Papst sich für den entthronten König erklärt und einen Gesandten an seinen Vater abgeschickt hatte, um sein Unternehmen zu mißbilligen, ließ er sogleich seine Truppen Halt machen und erwartete die Befehle seines Vaters. Denn da er sich nicht im mindesten nach der ungarischen Krone sehnte, sah er mit geheimer Freude diese Hindernisse, weil er

die großen Gefahren kannte, denen die Seele bei irdischer Hoheit ausgesetzt ist. Endlich erhielt er von seinem Vater die Erlaubnis, nach Polen zurückzukehren und sagte die bedeutenden Worte: „Ich will keine Krone, die mit dem Blute der Unterthanen gefärbt und errungen worden ist.“ Anfangs vermied Kasimir, in Krakau zu erscheinen, um des Königs Verdruß über das fehlgeschlagene Unternehmen nicht zu vermehren; er begab sich auf das eine Stunde davon entfernte Schloß Dolzki und hielt sich da einige Monate unter gottseligen Übungen auf, um die Schuld abzubüßen, welche er bei seiner Unternehmung gegen Ungarn konnte begangen haben. Er widmete sich ganz der Ausübung christlicher Tugenden. Er war der Vater aller Armen und übte sich in allen Werken der Barmherzigkeit. Noch weit mehr, als diese Barmherzigkeit gegen die Armen, ließ er sich die Vollendung seiner Heiligung, die Beherrschung seiner Sinne und die Abtötung seines Leibes angelegen sein. Zwölf Jahre vor seinem Tode brachte er unter den härtesten Bußübungen und in ununterbrochenen Tugendwerken zu. Obschon am Hofe aufgewachsen, verabscheute er nichts so sehr, als die an den Königshöfen herrschende Pracht und Weichlichkeit; er trug immer unter seiner einfachen Kleidung ein härenes Bußkleid und fastete oft und streng. Er schlief auf bloßer Erde und brachte den größten Teil der Nacht im Gebet zu. Nicht selten besuchte er zur Nachtzeit die Kirchen und betete auf dem Pflaster vor der Thüre, bis sie zur Mette geöffnet wurde. Er war ein sehr großer Liebhaber und Verehrer der Reinigkeit, so daß er sich nicht nur von alle dem, was den göttlichen Geboten zuwider ist, enthielt, sondern sich durch ein Gelübde zur Keuschheit verband und weder durch die dringendsten Vorstellungen wegen der Ehre der Familie, noch durch den Vorwand des Staatsnutzens, noch durch Versicherungen eines langen Lebens sich zu einer Verehlichung bereden ließ. Er hielt die jungfräuliche Reinigkeit für seinen größten Schatz und bewahrte sie auch bis in den Tod. — Unter Andacht, Unschuld und göttlicher Liebe reifte der heilige Kasimir dem Himmel entgegen, bis ihm Gott den Tag des Hinscheidens

offenbarte. Ein langsames Fieber zehrte ihn ab, und als sich die Stunde seines Todes nahte, empfing er mit größter Heiterkeit die heiligen Sakramente und starb am 4. März 1484 in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zu Wilna, der Hauptstadt von Lithauen, wo er Herzog war. Gott verherrlichte ihn nach seinem Tode durch viele Wunder und Leo X. setzte ihn im Jahre 1522 in die Zahl der Heiligen. Polen und Lithauen erwählten ihn zu ihrem Schutzpatron; auch wird er der Jugend als ein wahres Beispiel der Herzensreinheit vorgestellt. Das Grab des Heiligen wurde 1604, also hundertundzwanzig Jahre nach seinem Tode, in Gegenwart des Bischofs, vieler Geistlichen und Vornehmen geöffnet und sein Leichnam war noch ganz unverwest; die Kleidung, ungeachtet des feuchten Grabgewölbes, unversehrt und dem Grabe entstieg ein lieblicher Geruch. Es wurde dann eine prachtvolle Kapelle von Marmor erbaut, um die Reliquien des Heiligen aufzubewahren.

Betrachten Sie dieses Vorbild und sehen Sie, wie sich dasselbe zu der Gesellschaft verhält, der es zur Nachahmung vorgehalten wird. Man sollte doch glauben, daß da die Mehrzahl der königlichen Prinzen und edlen Söhne des Landes darnach strebt, solche Heiligkeit zu erlangen, und daß, wenn irgendwo ein dreizehnjähriger Knabe fleißig rosenkranzbetend auf den Knieen herumrutscht, alle Welt bewundernd zu demselben aufblickt und „die größten Hoffnungen" auf ihn setzt. Daß dies nicht so zutraf, ist Ihnen wohl bekannt. Und was mag wohl der Nutzen eines aufgestellten Beispiels sein, von dem man nicht nur rings um sich sieht, daß es von niemandem befolgt wird, sondern von dem jedermann fühlen muß, daß es nicht befolgt werden *soll*? Oder hätte jeder junge Mensch darnach trachten sollen, mit fünfundzwanzig Jahren infolge von Kasteiungen und naturwidrigen Entsagungen an „langsamem Fieber" hinzusterben? Wenn *das* das Resultat der Erziehung war, welche der Kanoniker von Krakau seinem Zögling angedeihen ließ, so hätte wohl die königliche Mutter nicht gar so emsig nach einem so „gelehrten und in der schweren Kunst des Erziehens erfahrenen Mann" zu suchen gebraucht.

Der Kommentare wäre noch lange kein Ende, die man an dieses Dokument knüpfen könnte. Nicht im Lichte unserer Zeit — denn da fällt es einfach in Staub zusammen — sondern auch im Lichte des damaligen Geistes. Dieser verlangte von den Gesellschaftsmitgliedern doch eine ganz andere Lebensführung als jene, welche in solchem Heiligkeitsideale aufgestellt war. Bei konsequenter Durchführung der letzteren hätte nur die Stockung jeglichen Fortschrittes und die Aussterbung der Menschheit eintreten müssen. Eine Moral, die aus der Idee hervorgewachsen, daß der Weltuntergang vor der Thüre stehe, daß alles irdische Gedeihen fruchtlos und seligkeitsgefährdend und die Beschleunigung des ohnehin nahen Unterganges das wünschenswerteste Ziel sei; eine solche Moral konnte, nachdem der Glaube an das Weltende aufgehört hatte, zwar noch gedankenlos weiter gepredigt werden, aber lebendig wirken, das konnte sie nimmer. Vergebens spricht man zu einem Organismus: „Entwickle dich nicht — lebe nicht!" Er atmet und wächst doch immerzu — wenn auch die nebenstehenden Todesprediger in jedem Atemzug und in jedem Wachstumsakt eine schwarze Sünde verdammen.

Ich kann die „Marienblüten" nicht verlassen, ohne Ihnen noch eine solche Blüte vorzuzeigen, mit der Aufforderung, sich die Frucht zu vergegenwärtigen, die aus derselben, wenn sie in des Lesers Gemüt sich entfaltet, hervorsprießen muß:

„. . . . Erbarme dich unser, o Königin der Barmherzigkeit, und sei auf unsere Seligkeit bedacht. Mit dem heiligen Gregorius rufen wir dir zu: Lasse nicht von dir gesagt sein, o heilige Jungfrau, daß du wegen der Menge unserer Sünden nicht mächtig genug seiest, uns zu helfen, denn deine Macht und deine Barmherzigkeit sind so groß, daß keine Sündenzahl ihr widerstehen kann. Nein, nichts widersteht deiner Macht, denn dein und unser Schöpfer betrachtet die Ehre, die man dir, seiner Mutter erweist, als ob es seine eigene Ehre wäre; denn, fügt derselbe Heilige hinzu, er glaubt eine Schuld zu entrichten, wenn er deine Bitten erfüllt. Damit will der heilige Gregorius sagen, daß, obgleich Maria ihrem Sohn unendlich

viel Dank schuldig sei, weil Er sie zu seiner Mutter erwählt, man doch auch nicht leugnen kann, daß der Sohn Gottes seiner Mutter Dank schuldig sei, daß sie ihm sein irdisches Leben geschenkt habe, weshalb denn auch Jesus, um seine Schuld an Maria abzutragen, jetzt in seiner Heiligung sie besonders dadurch ehrt, daß er alle ihre Bitten erfüllt. Wie groß muß also auch unser Vertrauen auf diese Königin des Himmels sein, da wir einerseits wissen, wie mächtig sie bei Gott ist und da sie andererseits voll Barmherzigkeit ist, so daß niemand auf Erden zu finden wäre, der nicht teilhabe an der Güte Marias. Das offenbarte die allerseligste Jungfrau der heiligen Brigitta: „Ich bin," sprach sie zu ihr, „die Königin des Himmels und die Mutter der Barmherzigkeit; ich bin die Freude der Gerechten und die Pforte, die den Sünder zu Gott führt; es giebt keinen Sünder auf Erden, der so unselig wäre, daß er nicht teil hätte an meiner Barmherzigkeit; denn ein Jeder, wenn er auch weiter nichts durch meine Vermittlung empfängt, erhält doch wenigstens die Gnade, daß der Teufel ihn weniger versucht, als er sonst thun würde." Nehmen wir also stets unsere Zuflucht zu ihr und wenn wir selig werden wollen, so werfen wir uns nieder vor den Füßen unserer süßen Königin und bitten wir sie um Hilfe. Nach dem Ausspruch ihres göttlichen Bräutigams machen die Sünden ihre Krone im Himmel aus. „Komm von dem Libanon, meine Braut, komm von dem Libanon; komm, du wirst gekrönt werden — von dem Lager der Löwen, von dem Berge der Leoparden." Wer anderes waren diese Haufen wilder Tiere und Ungeheuer, wenn nicht die Sünder, deren Seelen Lagerstätten von Sünden genannt werden können, da die Sünden die größten Ungeheuer sind, die man finden kann. „Gerade von diesen elenden Sündern, deren Seligkeit du durch dein Gebet bewirkt hast," sagt der heilige Abt Rupertus, „wirst du, o große Königin Maria, im Himmel gekrönt werden. Denn ihr Heil wird deine Krone sein, eine Krone, die sich ziemt für eine Königin der Barmherzigkeit." Diese Wahrheit bestätigt denn auch das folgende Beispiel:

Man erzählt aus dem Leben der Schwester Katharina aus dem Augustinerorden, daß an dem Orte, wo diese Dienerin Gottes lebte, sich eine Person befand, Namens Maria, die in ihrer Jugend eine große Sünderin gewesen war, in Unbußfertigkeit und Verkehrtheit fortlebte, so daß sie aus ihrem Wohnort verjagt wurde und fern von ihrer Heimat in einer Höhle ihre Zuflucht suchte, wo sie endlich elend und von Allen verlassen, ohne die heiligen Sakramente zu empfangen, starb. Deshalb wurde sie wie ein totes Tier im Felde begraben. Schwester Katharina pflegte auf das angelegentlichste Gott die Seelen der Verstorbenen zu empfehlen; aber nachdem sie das traurige Ende dieser unglücklichen alten Frau vernommen, so dachte sie nicht daran, für sie zu beten, da sie, wie fast alle, glaubte, sie sei gewiß verdammt worden. Schon waren vier Jahre vergangen, als ihr eines Tages eine Seele aus dem Fegfeuer erschien, die sprach: „Liebe Schwester Katharina, wie traurig ist doch mein Los; du empfiehlst Gott die Seelen aller Verstorbenen und du willst dich blos meiner armen Seele nicht erbarmen!" — „Wer bist du denn," fragte Katharina. — „Ich bin," antwortete jene, „die arme Maria, die in der Höhle starb." — „Wie, du bist der Verdammnis entgangen?" — „Ja, durch die Barmherzigkeit Marias bin ich selig geworden." — „Und wie ist das nur geschehen?" — „Als ich dem Tode nahe war" — erzählte die Seele — „und meine vielen Sünden und meine Verlassenheit von allen betrachtete, da wandte ich mich zur Mutter Gottes und sprach zu ihr: O meine Königin, du bist die Zuflucht der Verlassenen, siehe, jetzt bin ich von allen verlassen; du allein bist meine Hoffnung, du allein kannst mir helfen, erbarme dich meiner! Da erlangte mir die allerseligste Jungfrau die Gnade, einen Akt wahrer Reue zu erwecken — ich starb und war gerettet. Ja, meine Königin hat mir sogar die Gnade erlangt, daß meine Strafe abgekürzt worden ist, da sie bewirkt hat, daß ich durch heftigen Schmerz in kürzerer Zeit abbüßte, was ich sonst in längerer Zeit hätte abbüßen müssen; ja ich bedarf nur noch einiger heiliger Messen, um das Fegefeuer verlassen zu können. Ich bitte dich also,

dieselben lesen zu lassen, und verspreche dir, in der Folge Gott und Maria zu bitten, daß sie auch dir beistehen." Die Schwester Katharina ließ sogleich die Messen lesen, worauf ihr nach wenigen Tagen dieselbe Seele, glänzender als die Sonne, wieder erschien und zu ihr sprach: „Ich danke dir, Katharina, siehe, ich eile jetzt in den Himmel, wo ich die ganze Ewigkeit hindurch die Barmherzigkeit Gottes verkünden und für dich beten werde."

Was ist nun die Frucht, die aus dieser Blüte reifen muß? Die Naivität, mit welcher die von der Klosterfrau gemachte Mitteilung als Beweisführung gebraucht wird — ohne nur die Möglichkeit mit einem Gedanken zu streifen, daß die ganze Erzählung entweder auf einer Erfindung oder auf einem Traum beruhte — noch dazu eine sehr ungeschickte Erfindung oder ein sehr unsinniger Traum —, diese Naivität mußte, wenn sie weiter blühen sollte, zu einem Urwald von — Dummheit sich entfalten. Diese barmherzige Himmelskönigin, deren Barmherzigkeit nicht hinreicht, das begonnene Werk fertig zu bringen, ohne durch einige von der gewissen Klosterfrau bestellte und gezahlte Messen unterstützt zu werden — — es ist zum Mauerneinrennen! Keiner der gebildeten Fromm-Meier, die wir uns als die Sprecher des vorhin angeführten Dialogs dachten, hätte sich auch herbeigelassen, solche Geistesnahrung selber zu genießen, aber für das Volk: — da war es „gute und gesunde Kost".

Noch ein ähnliches Heftchen liegt mir vor, worin der deutlichste Beweis geliefert wird, daß die Ausbeutung menschlicher Schwachköpfigkeit, welche in Sachen bürgerlicher Geschäfte als Betrug bezeichnet und mit Gefängnis und Ehrverlust bestraft ward, in Sachen der sogenannten Frömmigkeit nicht nur straflos, sondern beifallssicher betrieben werden konnte. Hier ist das Titelblatt: „Der Sendbote des heiligen Josef. Eine Monatsschrift zur Verbreitung der Verehrung des heiligen Josef, des Schutzpatrones der katholischen Kirche. Mit Genehmigung der kirchlichen Oberen herausgegeben und redigiert von Dr. J. D., Pfarrer in Weinhaus bei Wien und

Vorstand des Gebetsvereins zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef. Elfter Jahrgang. Januar 1886."

Und nun aus dem Texte. Zuerst folgender, von reinster Götzendienerei durchdrungener Aufsatz:

„Il santo bambino.

Einer der größten Schätze der Franziskanerkirche von Ara Coeli in Rom ist das in einer prächtigen Kapelle hinter der Sakristei bewahrte wunderthätige Christkindlein. Dasselbe findet in Rom höchste Verehrung. Eine liebliche Legende erzählt von diesem wunderschönen Bilde Folgendes: Ein frommer Laienbruder in einem Franziskanerkloster zu Jerusalem schnitzte dasselbe gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus Olivenholz, um es nach Rom zu bringen. Da ihm zur Bemalung des Gesichtes die Farben fehlten, wandte er sich zum Herrn im Gebete, und siehe — nach vollendetem Gebet fand er das Gesicht des Kindes in wundersamer Natürlichkeit und Anmut bemalt. Als darauf später der Bruder mit dem in einer Kiste befindlichen Bilde sich nach Rom begab, und, während ein furchtbarer Sturm dem Schiffe den Untergang drohte und so auch jene Kiste mit dem Bilde des Christkindleins über Bord geworfen werden mußte, trieben die Wellen diese Kiste unverletzt in den Hafen von Livorno; die dortigen Franziskaner beförderten es nach Rom, wo es dann in Ara Coeli aufbewahrt wurde und nach und nach eine ganz außerordentliche Verehrung fand. Als im Jahre 1798 die gottlosen Republikaner das Bild seines reichen Edelsteinschmuckes beraubten, wurde es durch den Mut eines edlen römischen Bürgers vor der Zerstörung gerettet. (Diesmal hat es sich also nicht selber retten können, wie auf dem Meere? ... Nachträgliche Anmerkung.) Noch heute wird das heilige Bild aufs Eifrigste verehrt; sehr häufig bringt man es zu schwer Erkrankten, damit sie durch dasselbe den Segen empfangen. In diesem Falle wird es hingefahren in einem prächtigen Wagen, aus dessen Thür dann zum Zeichen eine Stola heraushängt; beim Vorbeifahren wirft sich alles auf die Kniee. Mehr als einmal

dieselben lesen zu lassen, und verspreche dir, in der Folge Gott und Maria zu bitten, daß sie auch dir beistehen." Die Schwester Katharina ließ sogleich die Messen lesen, worauf ihr nach wenigen Tagen dieselbe Seele, glänzender als die Sonne, wieder erschien und zu ihr sprach: „Ich danke dir, Katharina, siehe, ich eile jetzt in den Himmel, wo ich die ganze Ewigkeit hindurch die Barmherzigkeit Gottes verkünden und für dich beten werde."

Was ist nun die Frucht, die aus dieser Blüte reifen muß? Die Naivität, mit welcher die von der Klosterfrau gemachte Mitteilung als Beweisführung gebraucht wird — ohne nur die Möglichkeit mit einem Gedanken zu streifen, daß die ganze Erzählung entweder auf einer Erfindung oder auf einem Traum beruhte — noch dazu eine sehr ungeschickte Erfindung oder ein sehr unsinniger Traum —, diese Naivität mußte, wenn sie weiter blühen sollte, zu einem Urwald von — Dummheit sich entfalten. Diese barmherzige Himmelskönigin, deren Barmherzigkeit nicht hinreicht, das begonnene Werk fertig zu bringen, ohne durch einige von der gewissen Klosterfrau bestellte und gezahlte Messen unterstützt zu werden — — es ist zum Mauerneinrennen! Keiner der gebildeten Fromm-Meier, die wir uns als die Sprecher des vorhin angeführten Dialogs dachten, hätte sich auch herbeigelassen, solche Geistesnahrung selber zu genießen, aber für das Volk: — da war es „gute und gesunde Kost".

Noch ein ähnliches Heftchen liegt mir vor, worin der deutlichste Beweis geliefert wird, daß die Ausbeutung menschlicher Schwachköpfigkeit, welche in Sachen bürgerlicher Geschäfte als Betrug bezeichnet und mit Gefängnis und Ehrverlust bestraft ward, in Sachen der sogenannten Frömmigkeit nicht nur straflos, sondern beifallssicher betrieben werden konnte. Hier ist das Titelblatt: „Der Sendbote des heiligen Josef. Eine Monatsschrift zur Verbreitung der Verehrung des heiligen Josef, des Schutzpatrones der katholischen Kirche. Mit Genehmigung der kirchlichen Oberen herausgegeben und redigiert von Dr. J. D., Pfarrer in Weinhaus bei Wien und

Vorstand des Gebetsvereins zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef. Elfter Jahrgang. Januar 1886."

Und nun aus dem Texte. Zuerst folgender, von reinster Götzendienerei durchdrungener Aufsatz:

„Il santo bambino.

Einer der größten Schätze der Franziskanerkirche von Ara Coeli in Rom ist das in einer prächtigen Kapelle hinter der Sakristei bewahrte wunderthätige Christkindlein. Dasselbe findet in Rom höchste Verehrung. Eine liebliche Legende erzählt von diesem wunderschönen Bilde Folgendes: Ein frommer Laienbruder in einem Franziskanerkloster zu Jerusalem schnitzte dasselbe gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus Olivenholz, um es nach Rom zu bringen. Da ihm zur Bemalung des Gesichtes die Farben fehlten, wandte er sich zum Herrn im Gebete, und siehe — nach vollendetem Gebet fand er das Gesicht des Kindes in wundersamer Natürlichkeit und Anmut bemalt. Als darauf später der Bruder mit dem in einer Kiste befindlichen Bilde sich nach Rom begab, und, während ein furchtbarer Sturm dem Schiffe den Untergang drohte und so auch jene Kiste mit dem Bilde des Christkindleins über Bord geworfen werden mußte, trieben die Wellen diese Kiste unverletzt in den Hafen von Livorno; die dortigen Franziskaner beförderten es nach Rom, wo es dann in Ara Coeli aufbewahrt wurde und nach und nach eine ganz außerordentliche Verehrung fand. Als im Jahre 1798 die gottlosen Republikaner das Bild seines reichen Edelsteinschmuckes beraubten, wurde es durch den Mut eines edlen römischen Bürgers vor der Zerstörung gerettet. (Diesmal hat es sich also nicht selber retten können, wie auf dem Meere? ... Nachträgliche Anmerkung.) Noch heute wird das heilige Bild aufs Eifrigste verehrt; sehr häufig bringt man es zu schwer Erkrankten, damit sie durch dasselbe den Segen empfangen. In diesem Falle wird es hingefahren in einem prächtigen Wagen, aus dessen Thür dann zum Zeichen eine Stola heraushängt; beim Vorbeifahren wirft sich alles auf die Kniee. Mehr als einmal

ist den Kranken hierdurch wunderbare Heilung vermittelt worden."

Bilder, welche Heilung bringen! Kann man sich eine götzenhaftere Form des Aberglaubens denken? Aber das ist nicht alles. Das fromme Journal weist eine Rubrik auf, betitelt „Dank dem heiligen Josef", mit folgender Fußnote:

„Der Sendbote wird, wie in früheren Jahren, so auch heuer, dergleichen eingesendete Gebetserhörungen veröffentlichen, mit dem selbstverständlichen kirchlichen Vorbehalte. Die meisten der angeführten Gebetserhörungen wurden durch Novenen zu Ehren des heiligen Josef, Feier der sieben Sonntage zu Ehren seiner sieben Leiden und Freuden, Gebrauch des Josefsgürtels (!), Versprechen der Veröffentlichung im Sendboten (!!), Beitritt zum Gebetsverein, Opfer für die Votivkirche des heiligen Josef erlangt. Diese Mittel in jedem Falle anzuführen, wäre zu ermüdend und Zeit und Raum raubend. Es thue jeder, was ihm die Frömmigkeit und der Eifer für die Ehre des heiligen Josef eingiebt. Für die mühsame Zusammenstellung der Danksagungen und Empfehlungen (zum Gebet) wird um eine kleine Vergütung gebeten, die in Briefmarken — welchen Landes immer — dem Schreiben beigeschlossen werden kann.

Die Redaktion."

Nachstehend einige der betreffenden Einsendungen:

Von schmerzlichem Gelenkrheumatismus geheilt.

„Ich war durch zwölf Jahre von einer schmerzlichen Krankheit geplagt. Die besten Ärzte wurden beraten, aber ohne Erfolg. Da begann ich die Hilfe des heiligen Josef anzuflehen. Ich versprach dem heiligen Josef, wenn er mich heilen würde, dies in seinem Sendboten, dessen eifriger Leser ich bin, zu veröffentlichen. Plötzlich kam mir der Gedanke: „Gehe nach Lourdes und nimm deine Zuflucht zur unbefleckten Empfängnis." Der heilige Josef hat mir diesen guten Ge-

danken eingegeben; er wollte die Ehre meiner Heilung der unbefleckten Jungfrau überlassen. So reiste ich denn im Monat September nach Lourdes. Am dritten Tage meiner Anwesenheit dort fühlte ich mich bereits viel besser und seitdem macht meine Besserung so sichtbare Fortschritte, daß ich gegründete Hoffnung habe, mit Hilfe des heiligen Josef und der seligen Jungfrau bald vollständig geheilt zu sein.

Etienne Schoonbroodt, Verviers (Belgien)."

In Kirchenrestauration geholfen.

„Vor drei Jahren befanden wir uns in großer Not und Verlegenheit, unser Kirchlein restaurieren zu müssen. Wie sollten wir es aber angehen? Wir hatten weder einen Baumeister, noch Geld zum Bau, und darum galt es, mit vollem Vertrauen dem heiligen Josef die ganze Angelegenheit überlassen. Und Gott sei gepriesen! Der Erfolg bewies es, daß wir uns an den rechten Nothelfer gewendet hatten. Allererst war er besorgt, daß wir einen Beichtvater erhielten, der nicht nur ein frommer Priester, sondern auch ein ausgezeichneter Architekt ist, unter dessen Leitung die Restauration begann, deren Kosten auf ungefähr 10—12,000 Franken veranschlagt waren. Als wir aber dem heiligen Josef unsere Geldnot klagten und ihn dringend baten, uns doch diese 12,000 Franken verschaffen zu wollen, meinte eine unserer Mitschwestern, so dürfe man mit dem heiligen Josef doch nicht umgehen, ihm geradezu vorzuschreiben, wie viel Geld er schaffen solle. Es zeigte sich aber, daß der heilige Josef es nicht nur nicht ungern, sondern im Gegenteil gerne hat, wenn man recht viel von ihm will. Wie man sich bei Bauüberschlägen gewöhnlich verrechnet, so ging es auch uns. Statt auf 12,000 Franken, kam die Restauration auf das Doppelte. Wem hätte da der Mut nicht sinken sollen? Aber der heilige Josef verließ uns nicht. Drei volle Jahre brachte er uns von nah und fern Gutthaten für sein Werk und klopfte bei frommen, wohlwollenden Herzen für uns an. Er ließ uns ein schönes, des lieben Heilands würdiges Kirchlein herstellen; er half auch,

die großen Unkosten bis auf 2000 Franken bezahlen, für welchen Rest er noch sicher fromme Geber auffinden wird, denn das kommt uns gar nicht in den Sinn, zu denken, der liebe heilige Josef könnte oder wollte seine Schulden nicht alle bezahlen.

Kloster St. Gallen."

Verschiedenes kommt euch nicht in den Sinn ... Sonst würdet ihr es nicht als ein Zeichen besonderer Macht betonen, daß der Heilige drei volle Jahre brauchte, um die Summe — mit einem Schuldenrest — zusammenzubetteln. Einen Sammelbogen herumzuschicken, um damit an wohlwollende Herzen zu klopfen, das haben schon Andere (sogar behufs Erbauung von Synagogen) zustande gebracht. Wenn ein paar Zeitungen eine Subskription für die Opfer eines Theaterbrandes oder zur Errichtung eines Kriegerdenkmals eröffneten, so waren oft in wenigen Tagen Hunderttausende gezeichnet. — Dieses hartnäckige Ignorieren der zahllosen Thatsachen, welche ihre angeführten Thatsachen entkräften, war eine der vernunftempörendsten Gewohnheiten frömmelnder Beweisführung.

Hilfe bei Gemeindewahlen.

„In den Tagen vor der Gemeindewahl wurde nächst Zuflucht nahme zum göttlichen Herzen Jesu und Anrufung der Rosenkranzkönigin besonders der heilige Josef im Gebet bestürmt, er möge doch verhindern, daß ein seinen Namen tragender Gottesleugner Vorsteher der Gemeinde werde, und gegen alles Hoffen ist der Betreffende gar nicht in den Ausschuß gewählt, ja nicht einmal Ersatzmann geworden. Innigsten Dank dem heiligen Vater Josef, der das Schlimmste verhütet hat."

Neben diesen ausführlicheren Berichten sind noch, auf mehreren Seiten, ganz kurze, mit einer Chiffre gezeichnete und von entsprechenden Beträgen (bis zu zehn Gulden) begleitete Danksagungen angeführt. Zum Beispiel:

Für besonderen Schutz auf einer achtwöchentlichen Reise. — Bewahrung vor Zahnschmerzen. — Für Wiederfinden des Eheringes. — Für Bewahrung einer Jungfrau vor einer für notwendig erachteten Operation. — Für Bewahrung vor der Gefahr, überfahrten und von einem wütenden Hunde gebissen zu werden. — Für Hilfe in Gerichtssachen bei Viehangelegenheiten. — Für augenscheinliche Hilfe in Behaltung eines Dienstplatzes. — Für Schutz der Wohnung bei langer Abwesenheit. — Hierauf folgt noch eine Rubrik von „Gebetsmeinungen". Das heißt Namhaftmachung von Angelegenheiten, welche — wieder unter Beisendung von einem bis zehn Gulden an die Redaktion — den Abonnenten zur Fürbitte beim heiligen Josef empfohlen werden: Erlangung einer bessern Stellung für eine Köchin in christlichem Hause. — Segen im Stalle und Verhütung von Unglück. — In Geldverlegenheit. — Heilung eines Fingerwurmes. — Bekehrung eines Judenmädchens. — Anlage eines Gesellenvereins. — Verpachtung einer Wohnung. — Befreiung eines Sohnes vom Militär. — Glücklicher Verkauf eines Bauplatzes.

Unter den „Vereinsnachrichten" wird uns mitgeteilt, daß der „Gebetsverein zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef" eine Mitgliederzahl von 88,500 besitzt. Diese Ziffer spricht beredt. Sie zeigt, warum in dem so ungleichen Kampf von Vernunft und Dummheit der Sieg so lang auf Seite der Letzteren bleiben konnte: — ihr Name war Legion. Wenn sich ein Verein von Freidenkern bilden wollte, dessen Zweck es war, Licht und Erkenntnis zu verbreiten, die Menschheit von den Greueln des Krieges, von der Knechtung des Geistes, vor Elend und Unterdrückung zu befreien, und ihr im steten Voranschreiten zu helfen auf der Bahn des Wissens und des Erdenglückes — da konnten in Millionenstädten mühselig drei bis vierhundert Mitglieder sich zusammenfinden. Wenn aber der Pfarrer eines Wiener Vorortes einen Verein ins Leben rief, dessen Zweck es war, einen Heiligen durch Betrachtung seiner sieben Leiden und sieben Freuden, oder durch Versprechen der Veröffentlichung im Vereinsorgan dazu zu bewegen, Prozesse

zu führen, Sammelbogen zu füllen, Fingerwürmer zu heilen, Wohnungen zu vermieten, Köchinnen zu plazieren, Ställe zu fegen, wütende Hunde zu bändigen, vor Zahnschmerzen zu bewahren und verlorene Gegenstände wiederzufinden: — dann waren sogleich 88,500 Mitglieder da! Und wenn Einer der Drei- oder Vierhundert es wagte, dem Zorn und dem Ekel Worte zu leihen, die solche Massenausbeutung der Volksdummheit ihnen einflößte; wenn er die Maske der Frömmigkeit und „Christlichkeit", die solche Unwissenheit und Götzenhaftigkeit deckte, herabzureißen versuchte, dann waren es nicht die 88,500, die sich wehrten, denn die wußten ja von der geistigen Bewegung ihrer Zeit überhaupt nichts, sondern da waren es wieder die unzähligen Vornehm-Politisch-Gleichgiltig- und Spiritualistisch-Frommen, — obwohl keiner unter ihnen den Josefgürtel hätte tragen, oder die Besorgung seiner Angelegenheiten dem Heiligen überlassen wollen, — so waren es doch wieder diese, welche sich dem Maskenabreißen widersetzten und gleich wieder mit allgemeinen Phrasen bei der Hand waren, „daß der fromme, kindliche Glauben dem Volke nicht entzogen werden dürfe — daß man über solche Dinge am Ende doch nichts Gewisses wisse, daß es jedenfalls grausam ist, den Gläubigen ihren Trost und ihre Hoffnung zu rauben u. s. w. u. s. w."

Trost! Trost! Bei diesem im Munde und in den Schriften der Glaubensverherrlicher immer wiederkehrenden Wort steigen uns zweierlei staunende Bedenken auf. Einmal: die ewige Beibehaltung eines Trostes ist doch nur dann angezeigt, wenn der ewige Bestand eines Übels vorausgesetzt wird; nur wenn ich lebenslänglich lahm bleiben soll, kann ich wünschen, daß meine Krücke bis zu meinem Ende aushalte; wenn ich aber wieder gesunde Beine erlangen kann, so ist mir das lieber und ich werde mir eher Mühe geben, dieses zu erreichen, als die aus dem Leim gehenden Krücken auszubessern — Trost im Elend ist ganz schön, aber das weggeräumte Elend ist schöner. Wer einmal angefangen hat, sein Unglück abschütteln zu wollen — und das war bei der damaligen Menschheit der Fall — der verlangt nicht mehr, getröstet, am allerwenigsten vertrö-

zu werden. Diejenigen, gegen welche die frommerseits so oft geäußerte Anschuldigung erhoben wurde: Wie, ihr wollt das arme Volk, welches unter tausend Entbehrungen, unter dem Joche der Unwissenheit, der Armut, des Krieges sein freudloses Dasein dahinbringt, den einzigen Trost rauben, den ihm der Glaube bietet? — die hätten wohl antworten können: Was wir aufheben wollen, das ist ja die Unwissenheit, die Freudlosigkeit, die Armut, der Krieg . . . dann braucht das sogenannte „arme" Volk euren leeren Trost — eure Vertröstungen auf das Jenseits — nicht, welche nur dazu angethan sind, die Energie des diesseitigen Besserungskampfes zu lähmen.

Es ist demnach erstaunlich, daß jene Trostanpreisungen in der Zeit nicht verdächtig klangen, wo die irdische Vervollkommnung des Menschenloses doch schon angestrebt wurde, deren Möglichkeit die religiösen Trostspender selber nicht leugneten, deren Erlangung sie sogar immer durch die „Rückkehr zum Glauben" in Aussicht stellten. Das zweite Wunderbare an der Sache ist folgendes. Die Notwendigkeit, die Heilsamkeit eines Trostes vorausgesetzt, wie konnte ein solcher in der denkbar traurigsten und trübsten, schmerz- und jammervollsten Lehre gefunden werden, als welche uns doch heute das Christentum erscheint? Arme, arme Menschheit — müssen wir uns sagen — wie viel blutige Thränen muß sie geweint, wie viel Folter und Qualen muß sie durchgemacht haben, um gerade diese zu deifizieren, um sich einen Gott zu schaffen, der sich selber ans Kreuz schlagen muß, um durch sein eigenes Leid seinen eigenen Zorn zu besänftigen! Trost, wirklicher Trost mochte das Christentum wohl in seinen Anfängen bieten, wo es das Versprechen brachte, daß nach dem in nächster Nähe stehenden Weltuntergange für die Mitlebenden ein neues Reich anbrechen würde; damals konnte man dankbar die gegenwärtigen Leiden tragen, jedes derselben als einen Wechsel auf desto größere Himmelsfreude hinnehmend; aber später, als der Glaube an den nahen Untergang gewichen war, als der Mensch seine Erde als seine Heimat einzurichten begann und immer besser einzurichten bestrebt war, wie konnte er da noch bei

viel Dank schuldig sei, weil Er sie zu seiner Mutter erwählt, man doch auch nicht leugnen kann, daß der Sohn Gottes seiner Mutter Dank schuldig sei, daß sie ihm sein irdisches Leben geschenkt habe, weshalb denn auch Jesus, um seine Schuld an Maria abzutragen, jetzt in seiner Heiligung sie besonders dadurch ehrt, daß er alle ihre Bitten erfüllt. Wie groß muß also auch unser Vertrauen auf diese Königin des Himmels sein, da wir einerseits wissen, wie mächtig sie bei Gott ist und da sie andererseits voll Barmherzigkeit ist, so daß niemand auf Erden zu finden wäre, der nicht teilhabe an der Güte Marias. Das offenbarte die allerseligste Jungfrau der heiligen Brigitta: „Ich bin," sprach sie zu ihr, „die Königin des Himmels und die Mutter der Barmherzigkeit; ich bin die Freude der Gerechten und die Pforte, die den Sünder zu Gott führt; es giebt keinen Sünder auf Erden, der so unselig wäre, daß er nicht teil hätte an meiner Barmherzigkeit; denn ein Jeder, wenn er auch weiter nichts durch meine Vermittlung empfängt, erhält doch wenigstens die Gnade, daß der Teufel ihn weniger versucht, als er sonst thun würde." Nehmen wir also stets unsere Zuflucht zu ihr und wenn wir selig werden wollen, so werfen wir uns nieder vor den Füßen unserer süßen Königin und bitten wir sie um Hilfe. Nach dem Ausspruch ihres göttlichen Bräutigams machen die Sünden ihre Krone im Himmel aus. „Komm von dem Libanon, meine Braut, komm von dem Libanon; komm, du wirst gekrönt werden — von dem Lager der Löwen, von dem Berge der Leoparden." Wer anderes waren diese Haufen wilder Tiere und Ungeheuer, wenn nicht die Sünder, deren Seelen Lagerstätten von Sünden genannt werden können, da die Sünden die größten Ungeheuer sind, die man finden kann. „Gerade von diesen elenden Sündern, deren Seligkeit du durch dein Gebet bewirkt hast," sagt der heilige Abt Rupertus, „wirst du, o große Königin Maria, im Himmel gekrönt werden. Denn ihr Heil wird deine Krone sein, eine Krone, die sich ziemt für eine Königin der Barmherzigkeit." Diese Wahrheit bestätigt denn auch das folgende Beispiel:

Man erzählt aus dem Leben der Schwester Katharina aus dem Augustinerorden, daß an dem Orte, wo diese Dienerin Gottes lebte, sich eine Person befand, Namens Maria, die in ihrer Jugend eine große Sünderin gewesen war, in Unbußfertigkeit und Verkehrtheit fortlebte, so daß sie aus ihrem Wohnort verjagt wurde und fern von ihrer Heimat in einer Höhle ihre Zuflucht suchte, wo sie endlich elend und von Allen verlassen, ohne die heiligen Sakramente zu empfangen, starb. Deshalb wurde sie wie ein totes Tier im Felde begraben. Schwester Katharina pflegte auf das angelegentlichste Gott die Seelen der Verstorbenen zu empfehlen; aber nachdem sie das traurige Ende dieser unglücklichen alten Frau vernommen, so dachte sie nicht daran, für sie zu beten, da sie, wie fast alle, glaubte, sie sei gewiß verdammt worden. Schon waren vier Jahre vergangen, als ihr eines Tages eine Seele aus dem Fegfeuer erschien, die sprach: „Liebe Schwester Katharina, wie traurig ist doch mein Los; du empfiehlst Gott die Seelen aller Verstorbenen und du willst dich blos meiner armen Seele nicht erbarmen!" — „Wer bist du denn," fragte Katharina. — „Ich bin," antwortete jene, „die arme Maria, die in der Höhle starb." — „Wie, du bist der Verdammnis entgangen?" — „Ja, durch die Barmherzigkeit Marias bin ich selig geworden." — „Und wie ist das nur geschehen?" — „Als ich dem Tode nahe war" — erzählte die Seele — „und meine vielen Sünden und meine Verlassenheit von allen betrachtete, da wandte ich mich zur Mutter Gottes und sprach zu ihr: O meine Königin, du bist die Zuflucht der Verlassenen, siehe, jetzt bin ich von allen verlassen; du allein bist meine Hoffnung, du allein kannst mir helfen, erbarme dich meiner! Da erlangte mir die allerseligste Jungfrau die Gnade, einen Akt wahrer Reue zu erwecken — ich starb und war gerettet. Ja, meine Königin hat mir sogar die Gnade erlangt, daß meine Strafe abgekürzt worden ist, da sie bewirkt hat, daß ich durch heftigen Schmerz in kürzerer Zeit abbüßte, was ich sonst in längerer Zeit hätte abbüßen müssen; ja ich bedarf nur noch einiger heiliger Messen, um das Fegefeuer verlassen zu können. Ich bitte dich also,

dieselben lesen zu lassen, und verspreche dir, in der Folge Gott und Maria zu bitten, daß sie auch dir beistehen." Die Schwester Katharina ließ sogleich die Messen lesen, worauf ihr nach wenigen Tagen dieselbe Seele, glänzender als die Sonne, wieder erschien und zu ihr sprach: „Ich danke dir, Katharina, siehe, ich eile jetzt in den Himmel, wo ich die ganze Ewigkeit hindurch die Barmherzigkeit Gottes verkünden und für dich beten werde."

Was ist nun die Frucht, die aus dieser Blüte reifen muß? Die Naivität, mit welcher die von der Klosterfrau gemachte Mitteilung als Beweisführung gebraucht wird — ohne nur die Möglichkeit mit einem Gedanken zu streifen, daß die ganze Erzählung entweder auf einer Erfindung oder auf einem Traum beruhte — noch dazu eine sehr ungeschickte Erfindung oder ein sehr unsinniger Traum —, diese Naivität mußte, wenn sie weiter blühen sollte, zu einem Urwald von — Dummheit sich entfalten. Diese barmherzige Himmelskönigin, deren Barmherzigkeit nicht hinreicht, das begonnene Werk fertig zu bringen, ohne durch einige von der gewissen Klosterfrau bestellte und gezahlte Messen unterstützt zu werden — — es ist zum Mauerneinrennen! Keiner der gebildeten Fromm-Meier, die wir uns als die Sprecher des vorhin angeführten Dialogs dachten, hätte sich auch herbeigelassen, solche Geistesnahrung selber zu genießen, aber für das Volk: — da war es „gute und gesunde Kost".

Noch ein ähnliches Heftchen liegt mir vor, worin der deutlichste Beweis geliefert wird, daß die Ausbeutung menschlicher Schwachköpfigkeit, welche in Sachen bürgerlicher Geschäfte als Betrug bezeichnet und mit Gefängnis und Ehrverlust bestraft ward, in Sachen der sogenannten Frömmigkeit nicht nur straflos, sondern beifallssicher betrieben werden konnte. Hier ist das Titelblatt: „Der Sendbote des heiligen Josef. Eine Monatsschrift zur Verbreitung der Verehrung des heiligen Josef, des Schutzpatrones der katholischen Kirche. Mit Genehmigung der kirchlichen Oberen herausgegeben und redigiert von Dr. J. D., Pfarrer in Weinhaus bei Wien und

Vorstand des Gebetsvereins zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef. Elfter Jahrgang. Januar 1886."

Und nun aus dem Texte. Zuerst folgender, von reinster Götzendienerei durchdrungener Aufsatz:

„Il santo bambino.

Einer der größten Schätze der Franziskanerkirche von Ara Coeli in Rom ist das in einer prächtigen Kapelle hinter der Sakristei bewahrte wunderthätige Christkindlein. Dasselbe findet in Rom höchste Verehrung. Eine liebliche Legende erzählt von diesem wunderschönen Bilde Folgendes: Ein frommer Laienbruder in einem Franziskanerkloster zu Jerusalem schnitzte dasselbe gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus Olivenholz, um es nach Rom zu bringen. Da ihm zur Bemalung des Gesichtes die Farben fehlten, wandte er sich zum Herrn im Gebete, und siehe — nach vollendetem Gebet fand er das Gesicht des Kindes in wundersamer Natürlichkeit und Anmut bemalt. Als darauf später der Bruder mit dem in einer Kiste befindlichen Bilde sich nach Rom begab, und, während ein furchtbarer Sturm dem Schiffe den Untergang drohte und so auch jene Kiste mit dem Bilde des Christkindleins über Bord geworfen werden mußte, trieben die Wellen diese Kiste unverletzt in den Hafen von Livorno; die dortigen Franziskaner beförderten es nach Rom, wo es dann in Ara Coeli aufbewahrt wurde und nach und nach eine ganz außerordentliche Verehrung fand. Als im Jahre 1798 die gottlosen Republikaner das Bild seines reichen Edelsteinschmuckes beraubten, wurde es durch den Mut eines edlen römischen Bürgers vor der Zerstörung gerettet. (Diesmal hat es sich also nicht selber retten können, wie auf dem Meere? ... Nachträgliche Anmerkung.) Noch heute wird das heilige Bild aufs Eifrigste verehrt; sehr häufig bringt man es zu schwer Erkrankten, damit sie durch dasselbe den Segen empfangen. In diesem Falle wird es hingefahren in einem prächtigen Wagen, aus dessen Thür dann zum Zeichen eine Stola heraushängt; beim Vorbeifahren wirft sich alles auf die Kniee. Mehr als einmal

ist den Kranken hierdurch wunderbare Heilung vermittelt worden."

Bilder, welche Heilung bringen! Kann man sich eine götzenhaftere Form des Aberglaubens denken? Aber das ist nicht alles. Das fromme Journal weist eine Rubrik auf, betitelt „Dank dem heiligen Josef", mit folgender Fußnote:

„Der Sendbote wird, wie in früheren Jahren, so auch heuer, dergleichen eingesendete Gebetserhörungen veröffentlichen, mit dem selbstverständlichen kirchlichen Vorbehalte. Die meisten der angeführten Gebetserhörungen wurden durch Novenen zu Ehren des heiligen Josef, Feier der sieben Sonntage zu Ehren seiner sieben Leiden und Freuden, Gebrauch des Josefsgürtels (!), Versprechen der Veröffentlichung im Sendboten (!!), Beitritt zum Gebetsverein, Opfer für die Votivkirche des heiligen Josef erlangt. Diese Mittel in jedem Falle anzuführen, wäre zu ermüdend und Zeit und Raum raubend. Es thue jeder, was ihm die Frömmigkeit und der Eifer für die Ehre des heiligen Josef eingiebt. Für die mühsame Zusammenstellung der Danksagungen und Empfehlungen (zum Gebet) wird um eine kleine Vergütung gebeten, die in Briefmarken — welchen Landes immer — dem Schreiben beigeschlossen werden kann.

Die Redaktion."

Nachstehend einige der betreffenden Einsendungen:

Von schmerzlichem Gelenkrheumatismus geheilt.

„Ich war durch zwölf Jahre von einer schmerzlichen Krankheit geplagt. Die besten Ärzte wurden beraten, aber ohne Erfolg. Da begann ich die Hilfe des heiligen Josef anzuflehen. Ich versprach dem heiligen Josef, wenn er mich heilen würde, dies in seinem Sendboten, dessen eifriger Leser ich bin, zu veröffentlichen. Plötzlich kam mir der Gedanke: „Gehe nach Lourdes und nimm deine Zuflucht zur unbefleckten Empfängnis." Der heilige Josef hat mir diesen guten Ge-

danken eingegeben; er wollte die Ehre meiner Heilung der unbefleckten Jungfrau überlassen. So reiste ich denn im Monat September nach Lourdes. Am dritten Tage meiner Anwesenheit dort fühlte ich mich bereits viel besser und seitdem macht meine Besserung so sichtbare Fortschritte, daß ich gegründete Hoffnung habe, mit Hilfe des heiligen Josef und der seligen Jungfrau bald vollständig geheilt zu sein.

Etienne Schoonbroodt, Verviers (Belgien)."

In Kirchenrestauration geholfen.

„Vor drei Jahren befanden wir uns in großer Not und Verlegenheit, unser Kirchlein restaurieren zu müssen. Wie sollten wir es aber angehen? Wir hatten weder einen Baumeister, noch Geld zum Bau, und darum galt es, mit vollem Vertrauen dem heiligen Josef die ganze Angelegenheit überlassen. Und Gott sei gepriesen! Der Erfolg bewies es, daß wir uns an den rechten Nothelfer gewendet hatten. Allererst war er besorgt, daß wir einen Beichtvater erhielten, der nicht nur ein frommer Priester, sondern auch ein ausgezeichneter Architekt ist, unter dessen Leitung die Restauration begann, deren Kosten auf ungefähr 10—12,000 Franken veranschlagt waren. Als wir aber dem heiligen Josef unsere Geldnot klagten und ihn dringend baten, uns doch diese 12,000 Franken verschaffen zu wollen, meinte eine unserer Mitschwestern, so dürfe man mit dem heiligen Josef doch nicht umgehen, ihm geradezu vorzuschreiben, wie viel Geld er schaffen solle. Es zeigte sich aber, daß der heilige Josef es nicht nur nicht ungern, sondern im Gegenteil gerne hat, wenn man recht viel von ihm will. Wie man sich bei Bauüberschlägen gewöhnlich verrechnet, so ging es auch uns. Statt auf 12,000 Franken, kam die Restauration auf das Doppelte. Wem hätte da der Mut nicht sinken sollen? Aber der heilige Josef verließ uns nicht. Drei volle Jahre brachte er uns von nah und fern Gutthaten für sein Werk und klopfte bei frommen, wohlwollenden Herzen für uns an. Er ließ uns ein schönes, des lieben Heilands würdiges Kirchlein herstellen; er half auch,

die großen Unkosten bis auf 2000 Franken bezahlen, für welchen Rest er noch sicher fromme Geber auffinden wird, denn das kommt uns gar nicht in den Sinn, zu denken, der liebe heilige Josef könnte oder wollte seine Schulden nicht alle bezahlen.

Kloster St. Gallen."

Verschiedenes kommt euch nicht in den Sinn ... Sonst würdet ihr es nicht als ein Zeichen besonderer Macht betonen, daß der Heilige drei volle Jahre brauchte, um die Summe — mit einem Schuldenrest — zusammenzubetteln. Einen Sammelbogen herumzuschicken, um damit an wohlwollende Herzen zu klopfen, das haben schon Andere (sogar behufs Erbauung von Synagogen) zustande gebracht. Wenn ein paar Zeitungen eine Subskription für die Opfer eines Theaterbrandes oder zur Errichtung eines Kriegerdenkmals eröffneten, so waren oft in wenigen Tagen Hunderttausende gezeichnet. — Dieses hartnäckige Ignorieren der zahllosen Thatsachen, welche ihre angeführten Thatsachen entkräften, war eine der vernunftempörendsten Gewohnheiten frömmelnder Beweisführung.

Hilfe bei Gemeindewahlen.

„In den Tagen vor der Gemeindewahl wurde nächst Zuflucht nahme zum göttlichen Herzen Jesu und Anrufung der Rosenkranzkönigin besonders der heilige Josef im Gebet bestürmt, er möge doch verhindern, daß ein seinen Namen tragender Gottesleugner Vorsteher der Gemeinde werde, und gegen alles Hoffen ist der Betreffende gar nicht in den Ausschuß gewählt, ja nicht einmal Ersatzmann geworden. Innigsten Dank dem heiligen Vater Josef, der das Schlimmste verhütet hat."

Neben diesen ausführlicheren Berichten sind noch, auf mehreren Seiten, ganz kurze, mit einer Chiffre gezeichnete und von entsprechenden Beträgen (bis zu zehn Gulden) begleitete Danksagungen angeführt. Zum Beispiel:

Für besonderen Schutz auf einer achtwöchentlichen Reise. — Bewahrung vor Zahnschmerzen. — Für Wiederfinden des Eheringes. — Für Bewahrung einer Jungfrau vor einer für notwendig erachteten Operation. — Für Bewahrung vor der Gefahr, überfahrten und von einem wütenden Hunde gebissen zu werden. — Für Hilfe in Gerichtssachen bei Viehangelegenheiten. — Für augenscheinliche Hilfe in Behaltung eines Dienstplatzes. — Für Schutz der Wohnung bei langer Abwesenheit. — Hierauf folgt noch eine Rubrik von „Gebetsmeinungen". Das heißt Namhaftmachung von Angelegenheiten, welche — wieder unter Beisendung von einem bis zehn Gulden an die Redaktion — den Abonnenten zur Fürbitte beim heiligen Josef empfohlen werden: Erlangung einer bessern Stellung für eine Köchin in christlichem Hause. — Segen im Stalle und Verhütung von Unglück. — In Geldverlegenheit. — Heilung eines Fingerwurmes. — Bekehrung eines Judenmädchens. — Anlage eines Gesellenvereins. — Verpachtung einer Wohnung. — Befreiung eines Sohnes vom Militär. — Glücklicher Verkauf eines Bauplatzes.

Unter den „Vereinsnachrichten" wird uns mitgeteilt, daß der „Gebetsverein zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef" eine Mitgliederzahl von 88,500 besitzt. Diese Ziffer spricht beredt. Sie zeigt, warum in dem so ungleichen Kampf von Vernunft und Dummheit der Sieg so lang auf Seite der Letzteren bleiben konnte: — ihr Name war Legion. Wenn sich ein Verein von Freidenkern bilden wollte, dessen Zweck es war, Licht und Erkenntnis zu verbreiten, die Menschheit von den Greueln des Krieges, von der Knechtung des Geistes, vor Elend und Unterdrückung zu befreien, und ihr im steten Voranschreiten zu helfen auf der Bahn des Wissens und des Erdenglückes — da konnten in Millionenstädten mühselig drei bis vierhundert Mitglieder sich zusammenfinden. Wenn aber der Pfarrer eines Wiener Vorortes einen Verein ins Leben rief, dessen Zweck es war, einen Heiligen durch Betrachtung seiner sieben Leiden und sieben Freuden, oder durch Versprechen der Veröffentlichung im Vereinsorgan dazu zu bewegen, Prozesse

zu führen, Sammelbogen zu füllen, Fingerwürmer zu heilen, Wohnungen zu vermieten, Köchinnen zu plazieren, Ställe zu fegen, wütende Hunde zu bändigen, vor Zahnschmerzen zu bewahren und verlorene Gegenstände wiederzufinden: — dann waren sogleich 88,500 Mitglieder da! Und wenn Einer der Drei- oder Vierhundert es wagte, dem Zorn und dem Ekel Worte zu leihen, die solche Massenausbeutung der Volksdummheit ihnen einflößte; wenn er die Maske der Frömmigkeit und „Christlichkeit", die solche Unwissenheit und Götzenhaftigkeit deckte, herabzureißen versuchte, dann waren es nicht die 88,500, die sich wehrten, denn die wußten ja von der geistigen Bewegung ihrer Zeit überhaupt nichts, sondern da waren es wieder die unzähligen Vornehm-Politisch-Gleichgiltig- und Spiritualistisch-Frommen, — obwohl keiner unter ihnen den Josefgürtel hätte tragen, oder die Besorgung seiner Angelegenheiten dem Heiligen überlassen wollen, — so waren es doch wieder diese, welche sich dem Maskenabreißen widersetzten und gleich wieder mit allgemeinen Phrasen bei der Hand waren, „daß der fromme, kindliche Glauben dem Volke nicht entzogen werden dürfe — daß man über solche Dinge am Ende doch nichts Gewisses wisse, daß es jedenfalls grausam ist, den Gläubigen ihren Trost und ihre Hoffnung zu rauben u. s. w. u. s. w."

Trost! Trost! Bei diesem im Munde und in den Schriften der Glaubensverherrlicher immer wiederkehrenden Wort steigen uns zweierlei staunende Bedenken auf. Einmal: die ewige Beibehaltung eines Trostes ist doch nur dann angezeigt, wenn der ewige Bestand eines Übels vorausgesetzt wird; nur wenn ich lebenslänglich lahm bleiben soll, kann ich wünschen, daß meine Krücke bis zu meinem Ende aushalte; wenn ich aber wieder gesunde Beine erlangen kann, so ist mir das lieber und ich werde mir eher Mühe geben, dieses zu erreichen, als die aus dem Leim gehenden Krücken auszubessern — Trost im Elend ist ganz schön, aber das weggeräumte Elend ist schöner. Wer einmal angefangen hat, sein Unglück abschütteln zu wollen — und das war bei der damaligen Menschheit der Fall — der verlangt nicht mehr, getröstet, am allerwenigsten vertröstet

zu werden. Diejenigen, gegen welche die frommerseits so oft geäußerte Anschuldigung erhoben wurde: Wie, ihr wollt das arme Volk, welches unter tausend Entbehrungen, unter dem Joche der Unwissenheit, der Armut, des Krieges sein freudloses Dasein dahinbringt, den einzigen Trost rauben, den ihm der Glaube bietet? — die hätten wohl antworten können: Was wir aufheben wollen, das ist ja die Unwissenheit, die Freudlosigkeit, die Armut, der Krieg . . . dann braucht das sogenannte „arme" Volk euren leeren Trost — eure Vertröstungen auf das Jenseits — nicht, welche nur dazu angethan sind, die Energie des diesseitigen Besserungskampfes zu lähmen.

Es ist demnach erstaunlich, daß jene Trostanpreisungen in der Zeit nicht verdächtig klangen, wo die irdische Vervollkommnung des Menschenloses doch schon angestrebt wurde, deren Möglichkeit die religiösen Trostspender selber nicht leugneten, deren Erlangung sie sogar immer durch die „Rückkehr zum Glauben" in Aussicht stellten. Das zweite Wunderbare an der Sache ist folgendes. Die Notwendigkeit, die Heilsamkeit eines Trostes vorausgesetzt, wie konnte ein solcher in der denkbar traurigsten und trübsten, schmerz- und jammervollsten Lehre gefunden werden, als welche uns doch heute das Christentum erscheint? Arme, arme Menschheit — müssen wir uns sagen — wie viel blutige Thränen muß sie geweint, wie viel Folter und Qualen muß sie durchgemacht haben, um gerade diese zu deifizieren, um sich einen Gott zu schaffen, der sich selber ans Kreuz schlagen muß, um durch sein eigenes Leid seinen eigenen Zorn zu besänftigen! Trost, wirklicher Trost mochte das Christentum wohl in seinen Anfängen bieten, wo es das Versprechen brachte, daß nach dem in nächster Nähe stehenden Weltuntergange für die Mitlebenden ein neues Reich anbrechen würde; damals konnte man dankbar die gegenwärtigen Leiden tragen, jedes derselben als einen Wechsel auf desto größere Himmelsfreude hinnehmend; aber später, als der Glaube an den nahen Untergang gewichen war, als der Mensch seine Erde als seine Heimat einzurichten begann und immer besser einzurichten bestrebt war, wie konnte er da noch bei

dieser Arbeit durch die Lehre gestärkt und getröstet werden, daß er sich in einem „Jammerthal" befinde, daß alles, was Lust und Freude heißt, den „lieben Vater oben" erzürnt, daß der Satan wie „ein hungriger Löwe" beutesuchend unter den Menschen umherschleicht, daß Buße und Kasteiung die gottgefälligsten Werke seien, daß das Leben nur ein memento mori sein soll und daß für die Mehrzahl der Seelen („viele sind berufen, wenige auserwählt") das ewige Höllenfeuer prasselt ... eine Lehre, deren Symbole Wermutbecher, Dornenkronen und römische Galgen waren, nach welcher die größte Heiterkeit — wie es in dem Heiligkeitsvorbilde des jungen Kasimir dargestellt ward — nur in der Todesstunde empfunden werden soll — wie konnte darin nur Trost gesucht werden?

Hören Sie einmal ein Muster der tiefjammernden Sprache, welche in den Troststätten — den Kirchen — den Gläubigen diktiert wurde. Es ist der Text eines kleinen Blättchens, welches in allen katholischen Gotteshäusern der Gemeinde eingehändigt wurde:

Gebete,

welche auf Anordnung Seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII. der Priester nach Beendigung jeder stillen heiligen Messe am Fuße des Altares knieend mit dem Volke zu beten hat.

Dreimal: Gegrüßet seist du, Maria u. s. w.

Sei gegrüßet, du Königin, Mutter der Barmherzigkeit, Trost in unserem Leben und unsere Hoffnung, sei gegrüßet! Zu dir rufen wir, verwiesene Kinder Evens; zu dir seufzen wir, trauernd und weinend in diesem Thale der Thränen. O wende du, unsere Fürsprecherin, deine mitleidigen Augen uns zu und zeige uns nach diesem Elende Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes, o gütige, o milde, o liebenswürdige Jungfrau Maria.

Volk: Bitt' für uns, o Gottesgebärerin.

Priester: Damit wir teilhaftig werden der Verheißungen Christi.

Lasset uns beten:

O Gott, unsere Zuflucht und Kraft, siehe gnädig an das Flehen deines Volkes und erhöre gütig und barmherzig, auf die Fürbitte der glorreichen und unbefleckten Gottesgebärerin Maria, ihres Bräutigams, des heiligen Joseph, sowie der heiligen Apostel Petrus und Paulus und aller Heiligen, die Gebete, welche wir für die Bekehrung der Sünder, für die Freiheit und Erhöhung unserer heiligen Mutter, der Kirche, flehentlich verrichten. Amen.

Heiliger Erzengel Michael, beschirme uns im Kampfe; sei unser Schutz gegen die Bosheit und die Nachstellungen des bösen Feindes. — Demütig bitten wir: Gott befehle ihm zu weichen; du aber, Fürst der himmlischen Heerschaaren, treibe den Satan und die anderen bösen Geister, welche in der Welt umherwandern, um die Seelen zu verderben, durch göttliche Kraft in den Abgrund. Amen.

(Allen, welche diese Gebete verrichten, ist ein Ablaß von dreihundert Tagen gewährt.)

Wäre diesem Blättchen nicht der Name Leo XIII. beigedruckt, die meisten unserer Geschichtsforscher würden dasselbe wohl als dem sechzehnten Jahrhundert angehörend schätzen; denn daß zu Ende des neunzehnten noch so offen von umherschleichenden bösen Geistern, von himmelsheerschaaren-kommandirenden Erzengeln und von dreihunderttägigen Abläßen gesprochen werden konnte — das schiene Ihnen doch mit dem allgemeinen Niveau der damaligen Intelligenz unvereinbar.

Da sieht man, wie — trotz des wissenschaftlichen Tones, den die Fromm-Meier anschlugen, wenn sie mit ihren wissenschaftlichen Gegnern stritten — wie sie in die tiefste Nacht des fraglosen Aberglaubens zurückversanken, sobald sie unter sich waren, und wie sie innerhalb der Mauern ihrer Kirchen und den Spalten ihrer Blätter so sprachen, als gäbe es gar keine errungenen wissenschaftlichen Wahrheiten, als wäre trotz aller anthropologischen und geologischen Studien die Paradiesesgeschichte von

Adam und Eva die unbezweifelteste Thatsache, als wären trotz der Ergebnisse der Astronomie, wonach die Sonnensysteme und die Milchstraßen den endlosen Raum erfüllen, dort doch ein Plätzchen gewiß, wo, als wichtigste Weltfrage, die Erdangelegenheiten beraten, befürwortet und beschlossen werden. Wie stark mußte die Geistlichkeit sich fühlen, um — allen ihren dem Zeitgeist scheinbar gemachten Konzessionen zum Trotze — Millionen von Menschen, hohen und niederen, ungebildeten und gebildeten, solche Gebete zu diktieren! Wie sehr ihrer Schwäche bewußt mußten hingegen die Freidenker sein, um derlei stillschweigend geschehen zu lassen, um nicht in allen ihren Versammlungen und Zeitungen gegen solches Niedertreten der Vernunft laut zu protestieren! Und wie falsch, wie verlogen mußten ihrerseits die verschiedenen, aus politischen, spiritualistischen oder sonstigen Gründen Frommthuenden sein, welche sich den Anschein gaben, als verteidigten sie vom Glauben nur den Geist — und nicht den Buchstaben, nicht die Form; die aber dennoch der Form und dem Buchstaben, wie selbe in dem zitierten Gebet unmaskiert auftraten, zum Siege verhalfen. Und zugleich auch dem Geiste dienten, der darin maskiert enthalten war. Denn offenbar war es des Papstes Absicht, indem er täglich in fünfzigtausend Messen das versammelte Volk „flehentlich" um die Freiheit und Erhöhung der Kirche beten ließ, den Wunsch dieser Erhöhung (mit anderen Worten Wiederherstellung der weltlichen Macht) im Herzen der Beter großzuziehen. Die millionenfache Wiederholung war natürlich auf dieses Resultat abgezielt; es ist wohl nicht vorauszusetzen, daß Leo XIII. der Meinung war, die Sache müsse der heiligen Jungfrau erst so oft vorgetragen werden, damit sie sich bewogen fühle, bei Gott fürzusprechen, dasjenige zu thun, was in seinem unabänderlichen Ratschluß längst bestimmt sein mußte, und was — wenn die katholische Kirche wirklich die Braut Christi war — er doch zu seinem eigenen Ruhme verfügt hätte, ohne dazu erst durch so massenhaft zudringliches Bitten erweicht werden zu müssen. „Man merkt die Absicht und ist verstimmt" war ein damals sehr verbreitetes Dichterwort; aber

hier merkten sie nichts — plapperten gehorsam nach und fühlten sich nicht nur nicht verstimmt, sondern gehoben. Sollten sie alle so blind und denkunfähig gewesen sein? Gewiß nicht; bei einigem Nachdenken wäre wohl den Meisten jene verborgene Absicht aufgefallen, aber sie dachten eben vorsätzlich gar nicht nach. So wie sie die Kirche betraten, oder ein heiliges Buch zur Hand nahmen, oder einer geistlichen Kundgebung lauschten — kurz, so wie sie in die Region des Glaubens kamen, so waren sie unter dem Banne des ersten aller Glaubensgebote: „Nicht denken! Vernunft unterdrücken!" Da fiel in ihrem Geiste — dort, wo gewöhnlich Vergleiche angestellt, Schlüsse gezogen und sonstige Verstandesoperationen gemacht werden — gleichsam eine Klappe zu, und sie waren nur mehr ganz Gefühl, ganz Ehrfurcht oder — wie sie es nannten — ganz Andacht. Da hörten die Worte auf, Begriffe zu decken; da waren dieselben nur mehr Klänge, nur mehr mit magischer Gewalt versehene Beschwörungsformeln — und in der That, da stand ja die wunderbare, heiligende Kraft verbürgt, man brauchte das nur herzusagen, und der dreihunderttägige Ablaß war gewährt.

Eine interessante Studie läßt sich anstellen, wenn man den Andachtsgeist und den Untertanengeist zu einander hält. Man findet in diesem Wechselverhältnis die größte Abhängigkeit; die Stärke des einen wird von der Stärke des anderen bedingt und des einen Abnahme zieht des anderen Abnahme nach sich. Daher predigten auch die Monarchisten beständig die Rückkehr zum Glauben und predigten die Klerikalen die Anhänglichkeit an den Thron. So ist das Zusammenhalten dieser beiden Prinzipien vom Standpunkt der Klugheit leicht erklärt, aber sie waren nicht nur zur gegenseitigen Stütze aneinander gelehnt, sondern vielmehr organisch miteinander verwachsen: Gottesverehrung und Königsverehrung hatten einen gemeinsamen Stamm: Tyrannenfurcht. In dem erstgenannten blieb sogar das Wort „Furcht" noch erhalten. „Gottesfurcht" war mit Andacht synonym. Dem Anthropomorphismus entsprechend, der allen Gottesvorstellungen anhaftet, haben die Menschen

stets ihr höchstes Menschenideal in den Himmel versetzt; und was gab es wohl in den ersten Zeiten für ein höheres Bild der Macht und des Ruhmes als der „König" — als derjenige, von dessen Willen Leben und Tod aller Unterthanen abhingen, in dessen Händen alle Wohlthaten und alle Geißel lagen — der mit einem Wort „der Herr" war? Und so wurde denn dieser Begriff — nicht verändert, nur erweitert — auf Gott übertragen und derselbe ward als König der Könige, als Herr des Himmels und der Erde eingesetzt. Man stellte ihm einen Thron in den Wolken zurecht und gab ihm die Erde als Fußschemel; man bürdete ihm das Geschäft auf, die Welt zu „regieren", man beugte sich vor seiner „Majestät" und erkannte seinen Willen als Gesetz, seine Gaben als Gnade, seine Strafen als Gerechtigkeit an. Auch der Hofstaat fehlte nicht: die Heiligen mit raterteilender Fürsprache — die Königin-Mutter mit dem mächtigsten Einfluß; und auch eine Garde ward um den Thron gestellt: die himmlischen Heerschaaren mit deren Befehlshaber Erzengel Michael an der Spitze. Dazu Pomp und Zeremonien und die starre Etiquette der Liturgie. Die ganze Art, mit Gott zu verkehren, glich derjenigen, in welcher demütige Unterthanen ihrem Fürsten nahen: die Stirn im Staube, Furcht und Bewunderung im Herzen, Schmeichelworte auf den Lippen. Daß man „du" und „Vater" zu ihm sagte, geschah nach demselben Prinzip, nach welchem der russische Bauer seinen Zar mit „Väterchen" ansprach.

Doch, wie gesagt, das himmlische Königtum war nicht nur dem Muster eines autokratischen und despotischen, sondern dem eines tyrannischen Reiches nachgebildet. Ganz natürlich, denn diese Form war unter den barbarischen Menschen die erste, und wenn auch im Lauf der Zeit die Tyrannei abnahm und verschwand, so blieb das ins Göttliche übertragene Bild derselben unwandelbar — da ja doch Unwandelbarkeit eines der wichtigsten göttlichen Attribute war. So wie die ersten Unterthanen zitternd und winselnd ihren Herrn erkannten, der nach der grausamsten Laune über ihr Geschick und über ihr Leben waltete, bei dem sie weniger galten, als der an seinen Sohlen

haftende Staub, so sahen die späteren, schon längst vom Tyrannenjoch befreiten Völker noch ihren Gott vor sich und glaubten ihm gegenüber jene zitternde und in ein elendes Nichts zusammenschrumpfende Haltung wahren zu müssen, welche — bei Strafe des Bauchaufschlitzens — den Unterthanen des Altertums geboten war. Dieselbe Lobpreisung der grausamen Größe ihres Herrn, wie man sie in den orientalischen Königsepen findet; dieselbe Erkenntnis, daß jede dem elenden Sklaven *nicht* zugefügte Mißhandlung ein Akt der Gnade sei, für die der Verschonte inbrünstig danken muß; daß um Abwendung von Schlägen und Foltern, von Abgabslasten und Frohnarbeiten flehentlich gebeten werden soll; und wenn die Schläge dennoch erfolgen, die Hand noch geküßt werden muß, welche sie erteilt, und wenn jener die Abgaben und Arbeit dennoch zu fordern geruht, dieselben freudig zu leisten seien. Oder ist etwa ein anderer Geist als dieser in den Gebeten enthalten, welche um Abwendung von Jammer und Hunger zum Himmel aufstiegen und für jede nicht erlittene Unbill, für jedes vermiedene Unglück dankten, als wäre alles Unglück rechtmäßig verdient, und dessen etwaiges Nichteintreffen das Werk maßloser Barmherzigkeit? . . . Dieselbe Voraussetzung, daß zu der Größe des Herrn, zu der Befriedigung seiner Selbstanbetung, die Leiden, Wünsche und Leben seiner Unterthanen sich verhalten, wie eins zu unendlich, so daß die geringste Übertretung seiner kaum ausgesprochenen Gebote nicht zu streng mit der ärgsten Folter gesühnt werden kann; daß er noch immer der Gütige und Milde und Barmherzige heißen muß, wenn er einen Frechen, der etwa in seiner Gegenwart zu nießen wagt, in siedendes Oel tauchen läßt: diese Voraussetzung — ins Unendliche übersetzt — läßt auch einen *allgütigen* Gott zu, der nur die allernotwendigste Gerechtigkeitsforderung erfüllt, indem er ungezählte Millionen seiner Geschöpfe im Feuer der Hölle ewig, ewig, *ewig* büßen läßt . . . Die Ungeheuerlichkeit dieser letzten Vorstellung ist eine solche, daß sie eigentlich die Moloch-Idee noch übertrifft. Denn was sind die paar Opferabschlachtungen, mit der schnell

überstandenen Todespein, an welchen sich der Götze erfreute, gegen die „ewigen" Qualen seiner Kinder, die den väterlichen Christengott in seiner All-Seligkeit nicht stören sollten? — Aber der Unterthanengeist, der bis zur höchsten Potenz gesteigerte Unterthanengeist, der konnte solche Ideen fassen; der konnte in Anbetracht königlicher oder gar göttlicher Majestät sich und seinesgleichen als Null betrachten; und in der That: ob nun Nullen in der Hölle braten oder nicht, das muß dem Himmelsherrscher doch gleichgültig sein.

Neben dieser Demut aber doch wieder dieser Dünkel! Der Mensch als Gottes Ebenbild geschaffen — die Erde das Zentrum der Welt u. s. w. Auch ganz Hofschranzenart. Hat es je hoffärtigere, aufgeblasen stolzere Leute gegeben als solche, welchen es gestattet war, den Fürsten Lakaiendienste zu verrichten? Und folgerichtig: wer war unter allen Menschen der hochmütigste? Derjenige, der sich demütigst „Knecht der Knechte" nannte und das Obermeisteramt des Himmels verwaltete — der Papst. Bei Krönung eines solchen wurde ihm vom ersten Kardinalsdiakon die Tiara mit den Worten aufgesetzt: Empfange die mit drei Kronen geschmückte Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer der Welt und der Stellvertreter des Erlösers bist.

Hier einige vom Stuhle Petri ausgegangene, diesen Geist der Hoffart kennzeichnende Aussprüche.

„Der Herrscher in der Höhe, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, übergab zur Regierung in der Fülle der Gewalt die eine heilige und apostolische Kirche, außerhalb der es kein Heil gibt, einem Einzigen auf der Erde, nämlich dem Apostelfürsten Petrus und dessen Nachfolger, dem römischen Pontifex. Diesen Einen setzte er über alle Völker und Reiche zum Fürsten."

Pius V. Bulle „Regnans in excelsis" vom 15. Februar 1571.

„Kraft apostolischer Machtvollkommenheit erklären wir die nachfolgenden Satzungen des sogenannten „Westphälischen

Friedens" nichtig, unbillig, verdammt, verworfen, vergeblich, der Kräfte und Erfolge entbehrend für alle Zukunft."

Innocenz X. Bulle „Zelo domus Dei". 20. November 1648.

„Wohlan denn, ihr Väter und heiligsten Fürsten, es möge die ganze Welt erkennen und einsehen, daß wenn ihr im Himmel bindet und löset, ihr auf der Erde die Kaisertümer, Königreiche, Fürstentümer u. s. w. und aller Menschen Besitztümer nach Gebühr einem jeglichen nehmen und geben könnet."

Gregor VII. (In der Sitzung vom 7. März des Konzils zu Rom.)

Während wir schon daran sind, in den aufbewahrten Aussprüchen der Päpste zu blättern, um die Behauptung bestätigt zu finden, daß neben frommer Demut der ärgste weltliche Hochmut einhergeht, lassen Sie uns im Vorübergehen auch einige solcher Aussprüche zitieren, welche von einem anderen — dem Hochmut verwandten — Zuge, von Grausamkeit zeugen.

„Wir befehlen, daß alle Ketzer, deren man habhaft werden kann, wie Seelenräuber, Mörder und wie Diebe und Verräter der göttlichen Sakramente und des christlichen Glaubens, selbst mit Gefahr der Verstümmelung und des Todes, sollen gefoltert werden, damit sie entweder zum Geständnis der eigenen Schuld oder doch zur Angabe anderer Ketzer gebracht werden."

Innocenz II. Bulle an die Inquisitoren.

„Damit ihre Verwegenheit nicht den Verächtern zum Beispiele werde, haben wir aller Florentiner unbewegliche Güter, wo sie immer liegen, konfisziert, und deren Personen, alle und jede einzelne, den Gläubigen preisgegeben, damit sie Sklaven der sie Ergreifenden werden."

Gregor XI. Bulle („In comnemfere" vom 22. März 1376).

„Wir halten diejenigen nicht für Mörder, bei welchen es sich ereignet hat, daß, brennend gegen Exkommunizierte vor Eifer zur katholischen Mutter, irgend welche von ihnen totgeschlagen haben."

Urban II.

„Wir befehlen euch, keinen Hugenotten gefangen zu nehmen, wohl aber jeden, der euch in die Hände fällt, zu töten."

Pius V. (Befehl an den Grafen Santafiore).

„Verfolget mit Feuer und Schwert Heinrich IV., das Haupt der Ketzer und alle seine Anhänger. Ihr könnet kein angenehmeres Opfer Gott sonst bringen."

Paschalis II. (Brief an die Grafen von Hennegau vom Jahre 1599).

* * *

Diejenigen, welche diese Befehle erteilten — und auch diejenigen zumeist, welche darnach handelten — hatten gar nicht das Bewußtsein, daß darin Grausamkeit enthalten sei; es war in ihren Augen nur strenge Gerechtigkeit. Der Maßstab, nach welchem die von Machthabern an den Geringen, namentlich den rebellierenden Geringen, geübten Strafen gemessen wurden, das war ja eben der Maßstab des Hochmuts. Und so wie der Herrscher eines Weltreiches, der aufrührerische Sklavenhorden niedermetzeln läßt, darum nicht ungerecht erschien, und wie der rächende Gott nicht für grausam galt, sondern im Gegenteil noch als allbarmherzig gepriesen wurde, der ungehorsame Menschlein in den ewigen Höllenpfuhl warf; — so that doch Gottes Stellvertreter nichts Ungebührliches, wenn er ein Häuflein Ketzer zertrat. Im Verhältnis zu ihm waren solche doch nur — immer nach jenem Maßstab — dasselbe, was für uns eine Brut von Ungeziefer wäre, welche wir mit einem Fußtritt unschädlich machten.

Es ist interessant, zu beobachten, wie die Verwandtschaft vom Unterthanen- und Kirchengeist sich in allen möglichen kleinen Einzelheiten kundgibt. So kann man in den verschiedenen geistlichen Allokutionen sehen, nicht nur, daß stets die loyalsten Kundgebungen für den „allerhöchsten Thron", für das allergnädigste, mit den glänzendsten Tugenden ausgestattete Herrscherhaus darin ausgedrückt wurden, sondern es läßt sich auch konstatieren, daß die Titelmanie, welche mit dem hereinbrechenden demokratischen Geiste doch schon in allgemeiner Abnahme begriffen war, — ebenso wie die einst herrschenden devot-unter-

thänigen Redensarten — in der Schreibweise des Klerus sich viel länger erhalten haben, als unter den Laien. Während die liberalen Tagesblätter schon ganz geläufig schrieben: „Der Kaiser hat sich nach X begeben, würde ein Prälat dies nicht anders berichtet haben als mit den Worten: „Se. k. k. apostolische Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr, haben huldreichst geruht, die treue Stadt X mit allerhöchst Ihrer Gegenwart zu beglücken." Und während die Titulaturen Hoch- und Wohlgeboren immer seltener angewendet wurden, hätte ein Pfarrer gewiß nicht versäumt, wenn er an einen Baron, seinen Gutsherrn, schrieb, denselben mit „Ew. Hochwohlgeboren, hochwohlgeborner Freiherr und Herr!" anzureden. Und dieser selbe Geist erstreckte sich bis zu den mit geistlichen Waren handelnden Kaufleuten: während z. B. der weltliche Buchhändler jenem selben Gutsherrn einen Pack wissenschaftlicher Werke unter der Adresse „Herrn Baron N. N." zugeschickt hätte, würde der Gebetbücher- und Paramentenlieferant nicht versäumt haben, seine Sendung mit der Überschrift „An Se. Excellenz" zu versehen.

Eine deutliche Illustration zu der Verquickung von Königlichkeit und Kirchlichkeit findet sich in einem Gemälde, welches die Damen der ungarischen Aristokratie dem Papst Leo XIII. geschenkt haben. Dasselbe stellt die „Gottesmutter als Königin von Ungarn" vor. Von einem katholischen Berichterstatter wird das Bild also geschildert: „Maria sitzt auf einem Marmorthron, das göttliche Kind, welches segnend die Rechte erhebt, auf dem Schooße. Zwei schwebende Engel halten über ihrem Haupte das Diadem der Himmelskönigin, und vor ihr kniet der heilige Stephan, von dem historischen Königsmantel umwallt, ihr seine Krone darreichend. Links neben diesem steht sein Sohn, der heilige Emerich, die Lilie als Symbol der jungfräulichen Reinheit in der Hand. Als einziger Sohn des Königs sollte er sich verehelichen, um den Stamm fortzupflanzen; da er jedoch schon vorher das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatte, so rief er den Beistand Mariä an und erlangte durch ihre Fürbitte, daß er in der Nacht vor dem zu seiner Hochzeit anberaumten Tage

starb. Gegenüber dem heiligen Stephan steht der heilige König Ladislaus, in voller Eisenrüstung und auf die Streitaxt gestützt, wodurch an seine großen Königsthaten erinnert werden soll, und rechts von ihm erblickt man die heilige Elisabeth mit den wunderbaren Rosen im Korbe."

Dieses Bild ist vollständig. Da finden wir auf einem Stück Leinwand in verdichteter Form alle die Dinge hingemalt, welche den loyalen Glaubensgeist charakterisieren. Vor allem die Vergötterung des Königlichen — indem die Verleihung der Königswürde als die dem Göttlichen darzubringende höchste Huldigung hingestellt wird; daneben die Verherrlichung der jünglinghaften Keuschheit, wobei der Verzicht auf die größte Lebensfreude als die Gott wohlgefälligste Tugend erscheint — wo es als eine Gnade der Gottesmutter gilt, wenn der junge Prinz in der Nacht vor seinem Hochzeitstage stirbt — ein Los, das an die fröhliche Sterbestunde des fieberkranken polnischen Heiligkeitsvorbildes Kasimir erinnert —; daneben die thüringische Landgräfin, deren im Körbchen verborgene Speisen zur besseren Hintergehung ihres Gemahls in Rosen verwandelt werden — also die Verherrlichung des kindischesten Wunderglaubens. Und damit gar nichts fehle: auch noch die Verherrlichung des Kriegsgeistes, in der Gestalt des eisengerüsteten, auf seiner Streitaxt ruhenden Eroberers!

Jawohl: Streitaxt und Schwert, die waren nebst Kreuzen und Kelchen, nebst Kronen und Szeptern gar hochgehaltene Symbole. Die stammten noch aus jener Zeit, wo Kronen durch nichts anderes errungen und erhalten wurden als durch Schwertstreiche und Axthiebe, und wo diese letzteren als „ruhmreiche Königsthaten" die Bewunderung aller Völker erregten.

Da hat man neulich unter den Ruinen der einstigen Sachsenstadt Dresden eine Waffe ausgegraben, welche wahrscheinlich aus dem dortigen Museum stammt. Darauf ist ein Vers eingegraben, welcher deutlich zeigt, in welchem Lichte die Frommen Mordinstrumente zu betrachten pflegten. Diese Waffe war zur Zeit des Maschinenalters zwar schon ein antikes Stück, aber der Geist des eingegrabenen Spruches lebte noch fort:

Gott Vatter auf dem höchsten Thron,
Ich bitt' dich, thu' mir heut beisteh'n,
Daß ich mit dieser Axt zumal
Der Feind' erschlag' eine große Zahl.
Ich thu' sie schwingen mit allem Fleiß,
Denn es geschieht zu deinem Preis.

Die Zeit, wo diese Axt geschwungen und dieser Vers gedichtet worden, war jedenfalls eine viel widerspruchslosere als das Maschinenalter. Da haute man fröhlich „mit allem Fleiß" drauflos, überzeugt, daß Der „auf dem höchsten Thron" dadurch befriedigt wird und dem wackeren Axtschwinger einen Lohn bereit hält. Da glaubte noch jeder gern und willig das Rosen- und ähnliche Wunder; da fiel alles unwillkürlich nieder und klopfte den Boden mit der Stirn, wenn der Strahl einer Krone irgendwie aufleuchtete, und fühlte sich dabei noch höchst beglückt und geehrt, daß dieser Strahl über dem gebeugten Haupt die Luft erhellte — ob auch der Fuß des Kronenträgers den gebeugten Nacken trat . . . Aber zur Maschinenzeit, zur Zeit nämlich, wo das demokratische Prinzip gegen Despotenverehrung, das Humanitätsprinzip gegen Streitaxt-Schwingerei und das wissenschaftliche Prinzip gegen Wundergeschichten sich sträubte: wie mußten die Vertreter dieser Prinzipien leiden und schaudern und sich schweigend verschließen, wenn sie rings um sich alle offizielle Macht, alle öffentliche Ehrerbietung nur auf jener Seite sahen, von der sie sich abgewendet hatten? Ihr Trost war die Zukunft — denn die Gegenwart, das mußten sie trauernd bekennen, *gehörte ihnen nicht*. Nicht minder traurig jedoch — trotz äußeren Anscheins — war, bei aller offiziellen Macht und bei aller öffentlichen Ehrerbietung, das Los der Anderen. Sie mußten den Boden unter ihren Füßen schwanken fühlen; sie wußten wohl, daß ihnen die Zustimmung einer großen Anzahl — darunter der Besten — ihrer Zeitgenossen fehlte; sie wurden selber angesteckt von den Ideen ihrer Gegner; Zweifel stiegen in ihnen auf, ob nicht etwa Menschlichkeit, Wissenschaft und Vernunft doch höhere und schönere Ziele verfolgten, als dies die von der Vergangen-

heit überlieferten Dogmen thaten — sie mußten es fürchten und ahnen: die Zukunft gehörte ihnen nicht.

Ich möchte diese Vorlesung, welche von der Religion des Maschinenalters handelt, nicht schließen, meine geehrten Zuhörer, ohne Sie gegen eine Urteilsform zu warnen, welche vergangene Kulturzustände nur im Lichte der Gegenwart betrachtet und dadurch stets ungerecht wird. Alle die Dinge, die uns heute als Grausamkeit, als geistige Beschränkung erscheinen, sind grausam und beschränkt im Sinne der jeweilig erreichten Erkenntnis; aber in einer Zeit, welche von dieser Erkenntnis noch nicht durchdrungen war, konnten dieselben Dinge — und so war es in der That — von der Mehrzahl als Tugend geübt und als Gelehrsamkeit bewundert werden. Wer z. B. in einem Seminar erzogen war,*) der konnte bei allem Fleiß des Lernens und Denkens nicht über die Scholastik hinaus. Wer in aller Herzenseinfalt glaubte, daß es nur Eine seligmachende Kirche gab, der konnte auch aus Pflichterfüllung Ketzerverfolgung

---

*) In Saint-Sulpice (Paris) war die Tages- und Studien-Einteilung folgende: Um 5 Uhr Morgens öffnen die excitatores lärmend die Thüren der Schlafsäle und Zellen und zünden Lichter an. Eine halbe Stunde hat jeder zum Toilettemachen und Zimmeraufräumen. Von $5\frac{1}{2}$ bis $6\frac{1}{2}$ gemeinschaftliches Gebet. Gleich darauf Messe bis $7\frac{1}{2}$. Darauf jeder in seiner Zelle Bibel-Lesen. Um 8 Uhr kleines Frühstück — nämlich Brot und gewässerter Wein. Dann Promenieren in den Gängen. Eine Stunde Studien; um $9\frac{1}{2}$ Moralklasse aus den Werken von Monseigneur Bouvier oder Anderen; nach der Klasse viertelstündige Diskussion. Um 11 Uhr beginnen die Vorträge von Liturgie, Kirchengeschichte und orientalische Sprachen. Um 12 Uhr das Hauptmahl — wie Kasernenkost. Zur Fastenzeit Linsen, Bohnen, Reis. Manchmal als Dessert eingekochtes Obst. Während des Essens liest ein Seminarist laut vor — entweder eine Predigt oder eine Episode aus der Kirchengeschichte. Hernach Danksagung in der Kapelle; dann Recreation, entweder in den Gängen oder Gärten, Herumwandeln, jedoch nie zu zweien, immer nur in Gruppen von mehreren. Die Seniores regen ein frommes Thema an, um sich so täglich auf die Weise vorzubereiten; andere halten offene Tribüne für theologische Diskussion; der Eine kommentiert den Franz von Sales, der Andere den Thomas von Aquino. Nach der Recreation Rosenkranz-Hersagen. Dann die Abendkurse — Latein, Philosophie (!) u. s. w. Wiederholung der Exerzitien des Morgens bis $6\frac{1}{2}$, wo die geistliche Lektüre beginnt aus dem „Traité de Perfection" von Rodriguez. Um 8 Uhr Abendbrod, Nachtgebet, Schlafengehen. An Sonntagen zwischen den Gottesdiensten: Katechismus, Übung der liturgischen Gesänge u. s. w.

betreiben. Wer das thut, was er für seine Schuldigkeit hält, ist tugendhaft und verdient dafür unsere Anerkennung, auch wenn wir die betreffende Handlung nicht als tugendhaft anerkennen.

Und bedenken Sie: gerade mit den verschiedenen Religionen, deren Unsinnigkeiten und Schädlichkeiten wir heute so deutlich sehen und verdammen — noch viel deutlicher sehen und lebhafter verdammen, als die Freidenker jener Zeit es thaten — gerade damit hatten die meisten Menschen ihre edelsten und besten Regungen zu verbinden gelernt. Hier, mit dem Glauben eng verkettet, pflegten sie ihr Streben nach Vervollkommnung, ihre Milde, ihre Opferwilligkeit, ihre Nächstenliebe; hier, an den Altären, bereuten sie ihre Fehler und Schwächen, bildeten ihre Vorsätze der Besserung und Läuterung; hier, von der Kanzel herab, ward ihnen gelehrt, den Schuldigen zu vergeben und im Unglück einander beizustehen; hier fühlten sie sich als eine Gemeinde von in Liebe vereinten Geschwistern — Kindern desselben Himmelsvaters — hier schwuren sie ihre Eide ehelicher Treue, hier begruben und beweinten sie ihre geliebten Toten . . . Lassen Sie uns das alles nicht vergessen. Diese schönen Blüten, welche da die morschen Altarpfeiler umrankten, sind durch den Umsturz der letzteren nicht verdorben. Aber das war's eben, was die Altarhüter immer befürchten mochten: sie wähnten, daß der sie bekämpfende Freigedanke es nicht nur auf Entfernung der unhaltbaren Glaubenspfeiler, sondern auf die Vernichtung aller darauf sich stützenden Tugenden abgesehen habe. Wie sehr dies eine arge Verkennung war, das wissen wir. Wenn wir aber, von der Höhe unserer Erkenntnis herab, die Tugenden vergäßen, welche unsere Vorfahren auf dem Gebiete ihres Glaubens geübt, dann würden wir die Verkennenden sein.

VIII.

Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

Weil die Epoche, welcher die vorliegenden Studien gewidmet sind, unter uns als „Maschinenalter" bezeichnet wird, steigt uns leicht die Idee auf, daß das damalige Europa ganz in Industrialismus aufging und daß für Künste und Wissenschaften nur wenig Spielraum blieb. Solche Schlagworte haben den Nachteil, einseitige Vorstellungen wachzurufen. Und einseitige Vorstellungen von dem Wesen und Treiben einer menschlichen Gesellschaft müssen natürlich falsche Vorstellungen sein, denn vielseitigeres giebt es nicht als die Funktionen eines sozialen Körpers. So war denn das Maschinenalter durchaus nichts weniger als ganz Eisenschiene und Dampfkessel; ebenso wenig, als die Ritterzeit etwa ganz Burgverließ und Turnierspiel war. Es ist freilich bequem, ganze Epochen mit einem einzigen Attribute zu versehen und von einer Feuerstein-Zeit und Eis-Zeit und dergleichen zu reden und sich dabei die Phantasie nicht ärger anzustrengen, als indem man erstere mit lauter feuersteinschleifenden Halbmenschen und letztere mit reisenden oder, wie der technische Ausdruck lautet, erratischen Eisblöcken ausfüllt. Doch von dem Maschinenalter sind wir noch nicht weit genug entfernt, um es so summarisch abzuthun. Da sind uns viele Dokumente und Noten, Bücher und Kunstwerke erhalten, welche uns beweisen, daß ebenso thätig, als Treibriemen und Schwungräder, Schrifttum, Wissenschaft und

Kunst am damaligen Kulturleben teilnahmen, und in dieser unserer gewissenhaften Studie müssen wir diesen dreien nun eine eigene Vorlesung widmen.

Beginnen wir bei der Litteratur. Doch ehe wir von den zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebenden Autoren reden, betrachten wir einmal das Schrifttum, welches damals als sogenannte „Weltlitteratur" eine Art abgöttischer Verehrung genoß. Die Hauptbedingung, um als Autor für groß zu gelten, war die, nicht Zeitgenosse zu sein. Je weiter zurück, desto größer. So war denn auch unbestritten der größte — der älteste: Homer. Der Ruf eines Dichternamens rollt durch die Zeit, wie ein Stein von der Gletscherspitze rollt. Alles Lob, das ihm zu teil wird, haftet sich an ihn und reißt immer massenhafteres Lob mit sich, gerade so, wie der Stein mit immer riesigeren Schneemassen sich umhüllt. Kommt nun so eine Namenslawine brausend und krachend in das Thal der Gegenwart an, so staunt und bewundert die Menge und spricht: „Seht, wie gewaltig! Das war ein Stein! Wie nichtig sind die Steinchen, ja die Blöcke alle dagegen, die hier im Thale liegen." Die Leute vergessen ganz, daß die Wucht des Phänomens nicht im Steine liegt, sondern in dem anhaftenden Schnee; d. h. — ohne Bild — sie glauben, daß die Größe des altberühmten Dichters allein aus seinem Genie, und sehen nicht, daß sie aus angesammeltem Lobe besteht. Daß ein Genie erforderlich ist, um überhaupt die Kraft zu haben, ins Rollen zu gelangen, das sei mit dieser Metapher nicht in Abrede gestellt; nur die Überschätzung soll dadurch verbildlicht werden, welche zu jenen Zeiten den alten Größen im Verhältnis zu den lebenden zu teil wurde. Der Kult der „Klassiker" war auch von einer Art Religion eingeflößt, einer Religion, die ihren Mystizismus und ihren Aberglauben hatte, so gut wie jede andere. Da galt es z. B. als Lästerung, wenn ein lebender Autor mit einem der vergötterten Toten zugleich genannt wurde. Sophokles, Virgil, Dante, Shakespeare, Milton, Cervantes, Goethe: solche Namen flößten eine Art ehrerbietigen Schauers ein; dieselben hatten aufgehört, die

Vorstellung an gestorbene Menschen wachzurufen, welche mehr oder minder schöne Dichtungen niedergeschrieben; jeder solche Name ward zu einem Symbol von irgend etwas Göttlichem, das sich nur vorübergehend in einer menschlichen Person inkarniert hatte, um seine unfehlbaren Offenbarungen in einer, gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Weise der Nachwelt zu spenden. Dieses Göttliche hieß „Genie". Sein Erscheinen war eine Art Wunder — und das Wunder war ja stets eine Sache, die in die Vergangenheit zurückversetzt werden mußte und deren sich die Gegenwart nie so recht würdig fühlte. Doch sind heute unter uns mehrere Namen, welche im Maschinenalter von Lebenden getragen wurden, in höherem Ansehen als jene, deren Unerreichbarkeit damals als Dogma galt.

Ich will nicht behaupten, daß wir für dieselben ebenso schwärmen, wie unsere Vorfahren für *ihre* klassischen Götzen schwärmten, denn wir haben aufgehört, das Vergangene anzubeten; wir *wissen* nunmehr, daß die Welt vorwärtsschreitet und alles in ihr, also auch die Künstler und Dichter. Wir haben ferner aufgehört, in der Kunst eine Manifestation aus höheren Regionen zu erblicken, sondern betrachten dieselbe als das zurückgeworfene Bild der Zeitgeist-Strahlen, welche in dem Brennpunkte eines Geistes sich vereinigt haben. Solche Geister werden wohl auch unter uns noch — bequemlichkeitshalber — Genies benannt; wir sehen aber darin nichts übermenschliches, noch mystisches, für alle Zeit Geltung habendes; denn wir erkennen, daß ein Spiegel, so herrlich er auch geschliffen sei, nicht mehr und nicht besseres Licht wiederstrahlen kann, als von der ihn umgebenden Gegenwart hineingeworfen wird. Die mit Dichtern und Künstlern einst getriebene Abgötterei hat daher unter uns keine Anhänger. Auch ist die *Anzahl* der bis zu uns gelangten berühmten Namen um so vieles größer als die Anzahl der damals bekannten, so daß wir an denselben nicht mehr jene Eigenschaft vorfinden, welche seit jeher und in allen Dingen — bei Kunst- wie Naturerzeugnissen — den Hauptwertmesser abgiebt: die *Seltenheit*.

Wenn ein Jahrhundert dem anderen nur das Andenken an zwei oder drei große Dichter, Maler oder Musiker hinterläßt, so wird dieses Andenken durch die ganze Glorie seiner Vereinzelung verherrlicht; während, wenn nunmehr auf das nächste Jahrhundert die Namen von hundertmal so viel gleich vortrefflichen oder noch vortrefflicheren Größen herabgereicht werden sollen, der Ruhm eines jeden genau hundertmal schwächer sein wird. Mit der Verbreitung der Bildung, mit der unabsehbaren Vervielfältigung von Büchern und Zeitschriften wuchs der Litteraturschatz qualitativ und quantitativ so sehr heran, daß es da — wenn auch mehr und größere Schriftsteller — so doch keine so hoch ragenden litterarischen Gipfel mehr geben konnte wie in den früheren Zeiten, wo nur einzelne Größen über die allgemeine Ebene des Schrifttums weithin sichtbar hervorragten. Man denke nur: Im fernsten Altertum, da gab es nur wandernde Sänger, die von Mund zu Mund ihre Lieder fortpflanzten, und diese durch mehrere Geschlechter hinabgelangten Gesänge galten dann als das Werk eines Einzelnen, der als eine gigantische Dichtergestalt bewundert ward. Später kamen schon die Schriftzeichen zu Hilfe und damit war erst das eigentliche „Schrifttum" gegeben, wo mit dem Werke zugleich dessen Urhebers Name auf Mit- und Nachwelt kam. Aber wie wenig Schriftkundige gab es da — wie selten also waren die Schreibenden und um wie vieles leichter befriedigt die seltenen Leser. Dann kam die Buchdruckerkunst und die Werke drangen — zahlreich vervielfältigt — in viel weitere Leserkreise, waren aber selber noch sehr spärlich gesäet, so daß zwei oder drei wirklich gute Bücher, die einzigen ihrer Art — wie z. B. „Don Quixote", „Gil Blas" — vom ganzen gebildeten Europa gelesen wurden und ungeheures, bis in die nachfolgenden Jahrhunderte hinüberklingendes Aufsehen erregen konnten. Dann aber nahmen die Schreiber noch mehr zu als die Leser; eine immer wachsende Flut von Werken und Meisterwerken stieg auf, und als gar die „Zeitung" geschaffen wurde, welche täglich für Millionen Leser Tausende von Schriftstellern beschäftigte, da war die

Epoche der klassischen Werke vorbei. Die Umwälzung, welche zunächst erfolgte und welche sich zur Buchdruckerei verhält wie diese zur initialenmalenden Handschrift-Verfertigung — ich meine die Dampfpresse —, davon zu berichten, kommt mir nicht zu.

Auch dazu bin ich nicht berechtigt, die Namen zu nennen, welche unter uns als die hervorragendsten Größen des Maschinenalters gelten. Die Beschränkung, welche ich mir auferlegt habe, nur solche Worte und Ideen zu gebrauchen, die in der geschilderten Zeit schon gangbar waren, macht es mir unmöglich, hier Namen anzuführen, von welchen damals noch kein Mensch voraussah, daß sie der Unsterblichkeit geweiht seien. Das kritische Urteil eines Zeitgenossen, welches sich anmaßt, für das Urteil der Nachwelt einzustehen, fällt einer gewissen Lächerlichkeit anheim, und da ich mir eine Grenze gezogen, welche mich sozusagen in die damalige Zeitgenossenschaft einzwängt, so darf ich diejenigen Künstler und Dichter nicht namhaft machen, welche zwar heute als die ruhmreichsten jener Epoche gelten, deren Namen aber damals noch keinen sonderlichen Klang hatten. Und umgekehrt: ich darf auch auf diejenigen Größen nicht aufmerksam machen, welche damals glänzten und heute — verschollen sind. Ich kann also von diesem Gegenstande nur ein allgemeines Bild entwerfen, ohne dabei auf die Zukunft Bezug zu nehmen.

Von sämtlichen Kulturvölkern stand auf litterarischem Gebiete das französische unstreitig obenan. Ich will nicht gesagt haben, was den Wert, — aber jedenfalls, was die Wertschätzung dichterischer Leistungen betrifft. Der Schriftsteller stand in Frankreich in höchstem Ansehen und der Anteil, das Interesse, welches die Nation seinem Schaffen entgegenbrachte, wurde von keinem Lande erreicht. Hier herrschte auch weniger als anderswo der starre Klassizismus, hier wurden auch die Lebenden mit reichlichem Lorbeer gekrönt. Victor Hugo hat es erleben dürfen, sein eigenes Standbild zu sehen und sich als die Gottheit eines ihm geweihten Bewunderungskults zu fühlen. Auch in England wurden die dichterischen Größen des

Tages hoch gefeiert, mit Geld und Ehren gelohnt; das Land aber, wo die Vergötterung der Alten — oder mindestens der Toten — vermittelst der den Lebenden gezeigten Geringschätzung vornehmlichst betrieben wurde — das war Deutschland. Hier bildeten sich die Leute ganz etwas Besonderes darauf ein, „Epigonen" zu sein, und glaubten, ihr litterarisches Urteil nicht besser bekunden zu können als durch die Versicherung, daß die Blütezeit des deutschen Schrifttums nunmehr vorüber sei. Und doch! Und doch! — wie sprießte und sproßte es allenthalben im Dichterwald umher, aber „sie sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht".

Daß die Deutschen um jene Zeit keinen offenen Sinn für die Bewegung ihrer vaterländischen Litteratur hatten — uns kann es nicht wundern, wenn wir erwägen, daß Deutschland vor allem eine Militärmacht war, welche, nach den so kurz hinter ihr liegenden Siegen, ihr lebhaftestes Interesse und ihren höchsten nationalen Stolz auf ihre kriegerischen und politischen Angelegenheiten konzentrierte. Ein Volk, das eben erst durch Waffenglück einig und mächtig geworden und den künftigen Bestand seiner Mächtigkeit und Einigkeit von seiner Furcht einflößen-wollenden Waffenbereitschaft abhängig macht, das hat andere Dinge zu bedenken und zu betreiben als belletristische Lektüre, das hat andere Personen zu beweihräuchern als seine Schriftsteller. An diesen gab es keinen Mangel — nur an Lesern. Sänger fanden sich genug, die ihre Stimme erhoben, aber *sie* fanden keinen akustischen Raum. Was hilft der voll angeschlagene Ton, wo die Resonnanz fehlt? Die deutschen Männer lasen nicht. Die waren auf den Exerzierplätzen, in den behördlichen Ämtern — oder auch am Skat-Tische — beschäftigt genug. Zur Erholung dann in Bier- und Kaffeehaus ward „Politik" getrieben. Über alle möglichen Ereignisse des Tages — nur nicht über die litterarischen — wurde da debattiert. Zu lesen gab es in den Zeitungen genug; kaum daß man alle Parlaments- und Gemeinderats-Sitzungsberichte, alle serbischen und bulgarischen Ministerkrisen, alle Bewegungen des Effekten- und Viehmarktes bewältigen konnte

— was blieb da für die Bewegung des zeitgenössischen Geistes, von welcher die Tagespresse übrigens auch keinerlei Notiz nahm!? Und wollte man schon einmal ein Buch zur Hand nehmen, so griff man lieber gleich zu einem „Klassiker". Auf diese Art ward die Kenntnisnahme der neuen Litteratur-Erzeugnisse den Frauen und den jungen Mädchen überlassen. Nach dem Gesetze der Anpassung und demjenigen des Bedarfs stellte sich mit Notwendigkeit auch eine Frauen- und Backfisch-Litteratur ein. Die Zeitschriften richteten sich natürlich gleichfalls nach dem allgemeinen Bedürfnis — der Nachfrage zu genügen, ist ja jedes Geschäftes Bestreben — und züchteten sich ihre Schriftsteller: „Sehr geehrter Herr! Wir brauchen harmlose, tendenzlose, gedankenlose, aufregungslose Geschichten mit spannender Verwicklung und befriedigendem Abschluß." Und diesem Bedürfnis ward Genüge gethan, so viel Genüge, daß dadurch das ganze moderne deutsche Schriftstellertum in Mißkredit kam. Diejenigen Leser höherer Geistesordnung — Männer wie Frauen —, die nach kräftigerer Kost Verlangen trugen, welche sich an kühner, selbständiger, von unerschrockener Lebensspiegelung gefüllter Lektüre laben wollten, die griffen nach den Werken der Franzosen, Skandinaven und Russen. Unter dieser Hintansetzung litten auch solche vaterländische Autoren, deren Größe unbestreitbar, aber von der Masse unerkannt war, weil der Lärm fehlte, jener händeklatschende, jubelnde Beifall, der allein imstande ist, einen Künstlernamen volkstümlich zu machen. Mit Recht konnte Ernst Ziel (auch ein Bedeutender . . .) in seinen „Modernen Xenien" seufzen:

Du willst wie Andere zu Ruhm und Glück,
O deutscher Dichter, sein erkoren,
Kehre in den Mutterleib zurück
Und werde in Welschland geboren.

Durch diesen Mangel an öffentlicher Bewunderung, durch diese Abwesenheit rühmlicher Anerkennung, welche seit der Sieges-Ära den deutschen Dichtern gegenüber herrschte, war im Publikum ein Mißtrauen auch gegen jene Autoren entstanden, welchen doch vor einiger Zeit — einer der Litteratur

günstigeren Zeit — der Kranz schon gereicht worden war. Plötzlich — unter dem Vorwande, daß eine neue Schule erstanden sei — ward es guter Ton, diese Kränze ihren Trägern wieder herabzerren zu wollen. Die alten Götzen sollten von ihren Sockeln heruntergeworfen werden. An diese Demolierungsarbeit setzten einige der „Neuen" mehr Kräfte, als sie an den Aufbau ihrer eigenen Werke wendeten. Die Nachwelt hat aber die meisten jener zertrümmerten Standbilder wieder in Ehren eingesetzt und die entrissenen Kränze wieder frisch gewunden.

Das war aber alles recht traurig für die Lebenden — auch für die „neue Schule", in welcher doch manches große Talent sich zeigte, welche aber auf das gleiche Mißtrauen stieß, das sie gegen die alte einflößen half, und auf dieselbe große Gleichgiltigkeit, die ja im ganzen deutschen Reiche gegen litterarische Dinge herrschte. Fast scheint es, als ob eine Nation nur ein gewisses Quantum von Stolz und Bewunderung zu vergeben hätte. Wo so viel von diesen beiden Regungen für Zollern-Recken, Eisenkanzler und Schlachtendenker verausgabt wurde, da blieb für die vaterländischen Dichter wohl nichts mehr übrig.

Was die erwähnte neue Schule betrifft, so muß diese im Sinne der vorliegenden Studien unsere Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da wir im Laufe dieser Betrachtungen vornehmlich auf jene Erscheinungen unser Augenmerk gelenkt haben, welche hier und dort durch den Kampf der neuen und alten Weltanschauung hervorgerufen wurden. Der Schrei nach „Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit!", der aus dem Gebiete der Wissenschaft — dieser Werkstatt der Wahrheitssuchung — hervorgedrungen, der hallte aus einem Gebiete ins andere und mußte, lauter noch als anderswo, auch unter den Litteraten erschallen. „Nieder mit den Masken, nieder mit den Konventionen und Schablonen, — Wirklichkeit wollen wir, Natur wollen wir, frische, lebendige, wahre!" Und — dem alten Drange gemäß, jede Erscheinung in einen „—ismus" hineinzuschematisieren, nannte sich diese das Wirkliche, Natürliche

und Wahre erstrebende Richtung auch sofort Realismus, Naturalismus und Verismus. Da stellten sich aber auch sofort die gewissen achselzuckenden Alles-Besser-Wisser ein, die da riefen: „Und das soll neu sein? War denn Natur und Wahrheit nicht seit jeher das Vorbild der Kunst? Und hat das, was ihr auf euer Banner schreibt, nicht längst schon dieser und jener gesagt?" Richtig fanden sie dann in den Werken der Verstorbenen, in Goethe und Shakespeare, bis zurück auf Lucretius, Stellen genug, die denselben Grundsatz verkünden. Sie vergessen nur, diese Aufstöberer alter Aussprüche neu laut gewordener Gedanken, daß alles, was als verbreitete Neuheit ins Leben tritt, immer schon, ehe es der Mitwelt zum Bewußtsein gelangen kann, lange vorher von unzähligen Vorläufern gesagt worden sein muß. Damit eine Idee zur That wird, muß sie durch längere Zeit und an verschiedenen Orten als ausgesprochenes Wort gekeimt haben. Dies läßt sich an jeder Erfindung, jeder wissenschaftlichen Entdeckung, besonders an jeder durchgreifenden neuen Meinung konstatieren, welch letztere dann höhnisch angesprochen zu werden pflegt: „Neu? Sieh her — dich hat schon Kant, dich hat schon Plato gesagt . . ." — Ganz richtig — aber damals hat es niemand gehört; es stand in ihren Werken, aber bisher hat es niemand herausgelesen.

Was den Realismus betrifft, der in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in sämtliche Litteraturen Europas — in die deutsche etwas später als in die anderen — Eingang fand, so hatte er thatsächlich einen neuen Gehalt, denn er fußte auf den Errungenschaften der jüngsten wissenschaftlichen Forschung. Die Litteratur ist ja nichts abgetrenntes — sie ist vielmehr der Brennpunkt des Zeitbewußtseins, und wenn auch der Vorsatz: „Seien wir wahr!" nichts neues enthielt, so waren doch die Wahrheiten neu, wie sie die Dichter nunmehr sahen und wiedergaben. Dante, die göttliche Komödie, und Milton, das verlorene Paradies schreibend, folgten wohl auch dem Drange, das, was sie für wahr hielten, symbolisch wiederzugeben; — die romantischen, kriegerischen und

frommen Gesänge aus alter Zeit waren aus aufrichtig schwärmerischen, kampflustigen und wundergläubigen Gemütern geflossen; — was aber die neue Zeit sah: das eherne Walten der Naturnotwendigkeit, den ursächlichen Zusammenhang der scheinbar unabhängigsten Ereignisse, die pathologischen Erscheinungen der stoffgebundenen menschlichen Seele, die Einflüsse der Vererbung, die Unerbittlichkeit der Weltgesetze, die stetige Evolution aller Dinge — das und vieles andere war neu, betäubend neu, und verlangte, um dem immerhin alten Gebote gerecht zu werden, neue, ganz neue Formen.

Auf die weite Zeitentfernung hin, die uns von der damaligen litterarischen Bewegung trennt, können wir nicht gut unterscheiden, wer unter den Jungen und Jüngsten die wirklichen Bahnbrecher gewesen sind; nur so viel leuchtet mir aus den litterarischen Urkunden jener Zeit hervor, daß die Zeitgenossen ihren Schriftstellern — ich spreche von Deutschland — nicht die gebührende Würdigung zu teil werden ließen. Ein weiterer Grund zu dieser Zurücksetzung, der in den politischen Verhältnissen wurzelte, war der: die Nation, als solche, war auf ihre Lage stolz, mit ihrer Gegenwart zufrieden. Die Dichter hingegen sind Zukunftsseher; ihr Seelenauge ist auf das Kommende geheftet; auch was der Gegenwart mangelt, was ihre Not, ihre Gefahr und ihre Gebrechen sind, das fühlen sie lebhaft heraus, und daher können die Gegenwarts-Stolzen und die Gegenwarts-Zufriedenen mit ihnen nicht sympathisieren.

Sie müssen mir nicht vorwerfen, meine geehrten Zuhörer, daß ich mit der Annahme von einem Sehertum der Dichter in Mystizismus oder in jene Genie-Theorie verfalle, welche ich vorhin als einen überwundenen Aberglauben rügte. Nicht weil Einer als gottbegnadeter Dichter zur Welt kommt, ist er mit Sehergabe und mit einem den Schmerz der ganzen Menschheit mitfühlenden Herzen ausgestattet worden; sondern unter solchen, die da einen offenen Geist und ein offenes Herz haben, giebt es etliche, die — unter besonderen Umständen — dazu gedrängt werden, das Zuvoll ihrer Gedanken und Gefühle in

VIII.

Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

Weil die Epoche, welcher die vorliegenden Studien gewidmet sind, unter uns als „Maschinenalter" bezeichnet wird, steigt uns leicht die Idee auf, daß das damalige Europa ganz in Industrialismus aufging und daß für Künste und Wissenschaften nur wenig Spielraum blieb. Solche Schlagworte haben den Nachteil, einseitige Vorstellungen wachzurufen. Und einseitige Vorstellungen von dem Wesen und Treiben einer menschlichen Gesellschaft müssen natürlich falsche Vorstellungen sein, denn vielseitigeres giebt es nicht als die Funktionen eines sozialen Körpers. So war denn das Maschinenalter durchaus nichts weniger als ganz Eisenschiene und Dampfkessel; ebenso wenig, als die Ritterzeit etwa ganz Burgverließ und Turnierspiel war. Es ist freilich bequem, ganze Epochen mit einem einzigen Attribute zu versehen und von einer Feuerstein-Zeit und Eis-Zeit und dergleichen zu reden und sich dabei die Phantasie nicht ärger anzustrengen, als indem man erstere mit lauter feuersteinschleifenden Halbmenschen und letztere mit reisenden oder, wie der technische Ausdruck lautet, erratischen Eisblöcken ausfüllt. Doch von dem Maschinenalter sind wir noch nicht weit genug entfernt, um es so summarisch abzuthun. Da sind uns viele Dokumente und Noten, Bücher und Kunstwerke erhalten, welche uns beweisen, daß ebenso thätig, als Treibriemen und Schwungräder, Schrifttum, Wissenschaft und

Kunst am damaligen Kulturleben teilnahmen, und in dieser unserer gewissenhaften Studie müssen wir diesen dreien nun eine eigene Vorlesung widmen.

Beginnen wir bei der Litteratur. Doch ehe wir von den zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebenden Autoren reden, betrachten wir einmal das Schrifttum, welches damals als sogenannte „Weltlitteratur" eine Art abgöttischer Verehrung genoß. Die Hauptbedingung, um als Autor für groß zu gelten, war die, nicht Zeitgenosse zu sein. Je weiter zurück, desto größer. So war denn auch unbestritten der größte — der älteste: Homer. Der Ruf eines Dichternamens rollt durch die Zeit, wie ein Stein von der Gletscherspitze rollt. Alles Lob, das ihm zu teil wird, haftet sich an ihn und reißt immer massenhafteres Lob mit sich, gerade so, wie der Stein mit immer riesigeren Schneemassen sich umhüllt. Kommt nun so eine Namenslawine brausend und krachend in das Thal der Gegenwart an, so staunt und bewundert die Menge und spricht: „Seht, wie gewaltig! Das war ein Stein! Wie nichtig sind die Steinchen, ja die Blöcke alle dagegen, die hier im Thale liegen." Die Leute vergessen ganz, daß die Wucht des Phänomens nicht im Steine liegt, sondern in dem anhaftenden Schnee; d. h. — ohne Bild — sie glauben, daß die Größe des altberühmten Dichters allein aus seinem Genie, und sehen nicht, daß sie aus angesammeltem Lobe besteht. Daß ein Genie erforderlich ist, um überhaupt die Kraft zu haben, ins Rollen zu gelangen, das sei mit dieser Metapher nicht in Abrede gestellt; nur die Überschätzung soll dadurch verbildlicht werden, welche zu jenen Zeiten den alten Größen im Verhältnis zu den lebenden zu teil wurde. Der Kult der „Klassiker" war auch von einer Art Religion eingeflößt, einer Religion, die ihren Mystizismus und ihren Aberglauben hatte, so gut wie jede andere. Da galt es z. B. als Lästerung, wenn ein lebender Autor mit einem der vergötterten Toten zugleich genannt wurde. Sophokles, Virgil, Dante, Shakespeare, Milton, Cervantes, Goethe: solche Namen flößten eine Art ehrerbietigen Schauers ein; dieselben hatten aufgehört, die

Vorstellung an gestorbene Menschen wachzurufen, welche mehr oder minder schöne Dichtungen niedergeschrieben; jeder solche Name ward zu einem Symbol von irgend etwas Göttlichem, das sich nur vorübergehend in einer menschlichen Person inkarniert hatte, um seine unfehlbaren Offenbarungen in einer, gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Weise der Nachwelt zu spenden. Dieses Göttliche hieß „Genie". Sein Erscheinen war eine Art Wunder — und das Wunder war ja stets eine Sache, die in die Vergangenheit zurückversetzt werden mußte und deren sich die Gegenwart nie so recht würdig fühlte. Doch sind heute unter uns mehrere Namen, welche im Maschinenalter von Lebenden getragen wurden, in höherem Ansehen als jene, deren Unerreichbarkeit damals als Dogma galt.

Ich will nicht behaupten, daß wir für dieselben ebenso schwärmen, wie unsere Vorfahren für *ihre* klassischen Götzen schwärmten, denn wir haben aufgehört, das Vergangene anzubeten; wir *wissen* nunmehr, daß die Welt vorwärtsschreitet und alles in ihr, also auch die Künstler und Dichter. Wir haben ferner aufgehört, in der Kunst eine Manifestation aus höheren Regionen zu erblicken, sondern betrachten dieselbe als das zurückgeworfene Bild der Zeitgeist-Strahlen, welche in dem Brennpunkte eines Geistes sich vereinigt haben. Solche Geister werden wohl auch unter uns noch — bequemlichkeitshalber — Genies benannt; wir sehen aber darin nichts übermenschliches, noch mystisches, für alle Zeit Geltung habendes; denn wir erkennen, daß ein Spiegel, so herrlich er auch geschliffen sei, nicht mehr und nicht besseres Licht wiederstrahlen kann, als von der ihn umgebenden Gegenwart hineingeworfen wird. Die mit Dichtern und Künstlern einst getriebene Abgötterei hat daher unter uns keine Anhänger. Auch ist die *Anzahl* der bis zu uns gelangten berühmten Namen um so vieles größer als die Anzahl der damals bekannten, so daß wir an denselben nicht mehr jene Eigenschaft vorfinden, welche seit jeher und in allen Dingen — bei Kunst- wie Naturerzeugnissen — den Hauptwertmesser abgiebt: die *Seltenheit*.

Wenn ein Jahrhundert dem anderen nur das Andenken an zwei oder drei große Dichter, Maler oder Musiker hinterläßt, so wird dieses Andenken durch die ganze Glorie seiner Vereinzelung verherrlicht; während, wenn nunmehr auf das nächste Jahrhundert die Namen von hundertmal so viel gleich vortrefflichen oder noch vortrefflicheren Größen herabgereicht werden sollen, der Ruhm eines jeden genau hundertmal schwächer sein wird. Mit der Verbreitung der Bildung, mit der unabsehbaren Vervielfältigung von Büchern und Zeitschriften wuchs der Litteraturschatz qualitativ und quantitativ so sehr heran, daß es da — wenn auch mehr und größere Schriftsteller — so doch keine so hoch ragenden litterarischen Gipfel mehr geben konnte wie in den früheren Zeiten, wo nur einzelne Größen über die allgemeine Ebene des Schrifttums weithin sichtbar hervorragten. Man denke nur: Im fernsten Altertum, da gab es nur wandernde Sänger, die von Mund zu Mund ihre Lieder fortpflanzten, und diese durch mehrere Geschlechter hinabgelangten Gesänge galten dann als das Werk eines Einzelnen, der als eine gigantische Dichtergestalt bewundert ward. Später kamen schon die Schriftzeichen zu Hilfe und damit war erst das eigentliche „Schrifttum" gegeben, wo mit dem Werke zugleich dessen Urhebers Name auf Mit- und Nachwelt kam. Aber wie wenig Schriftkundige gab es da — wie selten also waren die Schreibenden und um wie vieles leichter befriedigt die seltenen Leser. Dann kam die Buchdruckerkunst und die Werke drangen — zahlreich vervielfältigt — in viel weitere Leserkreise, waren aber selber noch sehr spärlich gesäet, so daß zwei oder drei wirklich gute Bücher, die einzigen ihrer Art — wie z. B. „Don Quixote", „Gil Blas" — vom ganzen gebildeten Europa gelesen wurden und ungeheures, bis in die nachfolgenden Jahrhunderte hinüberklingendes Aufsehen erregen konnten. Dann aber nahmen die Schreiber noch mehr zu als die Leser; eine immer wachsende Flut von Werken und Meisterwerken stieg auf, und als gar die „Zeitung" geschaffen wurde, welche täglich für Millionen Leser Tausende von Schriftstellern beschäftigte, da war die

Epoche der „klassischen" Werke vorbei. Die Umwälzung, welche zunächst erfolgte und welche sich zur Buchdruckerei verhält wie diese zur initialenmalenden Handschrift-Verfertigung — ich meine die Phonographie —, davon zu berichten, kommt mir nicht zu.

Auch dazu bin ich nicht berechtigt, die Namen zu nennen, welche unter uns als die hervorragendsten Größen des Maschinenalters gelten. Die Beschränkung, welche ich mir auferlegt habe, nur solche Worte und Ideen zu gebrauchen, die in der geschilderten Zeit schon gangbar waren, macht es mir unmöglich, hier Namen anzuführen, von welchen damals noch kein Mensch voraussah, daß sie der Unsterblichkeit geweiht seien. Das kritische Urteil eines Zeitgenossen, welches sich anmaßt, für das Urteil der Nachwelt einzustehen, fällt einer gewissen Lächerlichkeit anheim, und da ich mir eine Grenze gezogen, welche mich sozusagen in die damalige Zeitgenossenschaft einzwängt, so darf ich diejenigen Künstler und Dichter nicht namhaft machen, welche zwar heute als die ruhmreichsten jener Epoche gelten, deren Namen aber damals noch keinen sonderlichen Klang hatten. Und umgekehrt: ich darf auch auf diejenigen Größen nicht aufmerksam machen, welche damals glänzten und heute — verschollen sind. Ich kann also von diesem Gegenstande nur ein allgemeines Bild entwerfen, ohne dabei auf die Zukunft Bezug zu nehmen.

Von sämtlichen Kulturvölkern stand auf litterarischem Gebiete das französische unstreitig obenan. Ich will nicht gesagt haben, was den Wert, — aber jedenfalls, was die Wertschätzung dichterischer Leistungen betrifft. Der Schriftsteller stand in Frankreich in höchstem Ansehen und der Anteil, das Interesse, welches die Nation seinem Schaffen entgegenbrachte, wurde von keinem Lande erreicht. Hier herrschte auch weniger als anderswo der starre Klassizismus, hier wurden auch die Lebenden mit reichlichem Lorbeer gekrönt. Victor Hugo hat es erleben dürfen, sein eigenes Standbild zu sehen und sich als die Gottheit eines ihm geweihten Bewunderungskults zu fühlen. Auch in England wurden die dichterischen Größen des

Tages hoch gefeiert, mit Geld und Ehren gelohnt; das Land aber, wo die Vergötterung der Alten — oder mindestens der Toten — vermittelst der den Lebenden gezeigten Geringschätzung vornehmlichst betrieben wurde — das war Deutschland. Hier bildeten sich die Leute ganz etwas Besonderes darauf ein, „Epigonen" zu sein, und glaubten, ihr litterarisches Urteil nicht besser bekunden zu können als durch die Versicherung, daß die Blütezeit des deutschen Schrifttums nunmehr vorüber sei. Und doch! Und doch! — wie sprießte und sproßte es allenthalben im Dichterwald umher, aber „sie sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht".

Daß die Deutschen um jene Zeit keinen offenen Sinn für die Bewegung ihrer vaterländischen Litteratur hatten — uns kann es nicht wundern, wenn wir erwägen, daß Deutschland vor allem eine Militärmacht war, welche, nach den so kurz hinter ihr liegenden Siegen, ihr lebhaftestes Interesse und ihren höchsten nationalen Stolz auf ihre kriegerischen und politischen Angelegenheiten konzentrierte. Ein Volk, das eben erst durch Waffenglück einig und mächtig geworden und den künftigen Bestand seiner Mächtigkeit und Einigkeit von seiner Furcht einflößen-wollenden Waffenbereitschaft abhängig macht, das hat andere Dinge zu bedenken und zu betreiben als belletristische Lektüre, das hat andere Personen zu beweihräuchern als seine Schriftsteller. An diesen gab es keinen Mangel — nur an Lesern. Sänger fanden sich genug, die ihre Stimme erhoben, aber sie fanden keinen akustischen Raum. Was hilft der voll angeschlagene Ton, wo die Resonnanz fehlt? Die deutschen Männer lasen nicht. Die waren auf den Exerzierplätzen, in den behördlichen Ämtern — oder auch am Skat-Tische — beschäftigt genug. Zur Erholung dann in Bier- und Kaffeehaus ward „Politik" getrieben. Über alle möglichen Ereignisse des Tages — nur nicht über die litterarischen — wurde da debattiert. Zu lesen gab es in den Zeitungen genug; kaum daß man alle Parlaments- und Gemeinderats-Sitzungsberichte, alle serbischen und bulgarischen Ministerkrisen, alle Bewegungen des Effekten- und Viehmarktes bewältigen konnte

— was blieb da für die Bewegung des zeitgenössischen Geistes, von welcher die Tagespresse übrigens auch keinerlei Notiz nahm!? Und wollte man schon einmal ein Buch zur Hand nehmen, so griff man lieber gleich zu einem „Klassiker". Auf diese Art ward die Kenntnisnahme der neuen Litteratur-Erzeugnisse den Frauen und den jungen Mädchen überlassen. Nach dem Gesetze der Anpassung und demjenigen des Bedarfs stellte sich mit Notwendigkeit auch eine Frauen- und Backfisch-Litteratur ein. Die Zeitschriften richteten sich natürlich gleichfalls nach dem allgemeinen Bedürfnis — der Nachfrage zu genügen, ist ja jedes Geschäftes Bestreben — und züchteten sich ihre Schriftsteller: „Sehr geehrter Herr! Wir brauchen harmlose, tendenzlose, gedankenlose, aufregungslose Geschichten mit spannender Verwicklung und befriedigendem Abschluß." Und diesem Bedürfnis ward Genüge gethan, so viel Genüge, daß dadurch das ganze moderne deutsche Schriftstellertum in Mißkredit kam. Diejenigen Leser höherer Geistesordnung — Männer wie Frauen —, die nach kräftigerer Kost Verlangen trugen, welche sich an kühner, selbständiger, von unerschrockener Lebensspiegelung gefüllter Lektüre laben wollten, die griffen nach den Werken der Franzosen, Skandinaven und Russen. Unter dieser Hintansetzung litten auch solche vaterländische Autoren, deren Größe unbestreitbar, aber von der Masse unerkannt war, weil der Lärm fehlte, jener händeklatschende, jubelnde Beifall, der allein imstande ist, einen Künstlernamen volkstümlich zu machen. Mit Recht konnte Ernst Ziel (auch ein Bedeutender . . .) in seinen „Modernen Xenien" seufzen:

Du willst wie Andere zu Ruhm und Glück,
O deutscher Dichter, sein erkoren,
Kehre in den Mutterleib zurück
Und werde in Welschland geboren.

Durch diesen Mangel an öffentlicher Bewunderung, durch diese Abwesenheit rühmlicher Anerkennung, welche seit der Sieges-Ära den deutschen Dichtern gegenüber herrschte, war im Publikum ein Mißtrauen auch gegen jene Autoren entstanden, welchen doch vor einiger Zeit — einer der Litteratur

günstigeren Zeit — der Kranz schon gereicht worden war. Plötzlich — unter dem Vorwande, daß eine neue Schule erstanden sei — ward es guter Ton, diese Kränze ihren Trägern wieder herabzerren zu wollen. Die alten Götzen sollten von ihren Sockeln heruntergeworfen werden. An diese Demolierungsarbeit setzten einige der „Neuen" mehr Kräfte, als sie an den Aufbau ihrer eigenen Werke wendeten. Die Nachwelt hat aber die meisten jener zertrümmerten Standbilder wieder in Ehren eingesetzt und die entrissenen Kränze wieder frisch gewunden.

Das war aber alles recht traurig für die Lebenden — auch für die „neue Schule", in welcher doch manches große Talent sich zeigte, welche aber auf das gleiche Mißtrauen stieß, das sie gegen die alte einflößen half, und auf dieselbe große Gleichgiltigkeit, die ja im ganzen deutschen Reiche gegen litterarische Dinge herrschte. Fast scheint es, als ob eine Nation nur ein gewisses Quantum von Stolz und Bewunderung zu vergeben hätte. Wo so viel von diesen beiden Regungen für Zollern-Recken, Eisenkanzler und Schlachtendenker verausgabt wurde, da blieb für die vaterländischen Dichter wohl nichts mehr übrig.

Was die erwähnte neue Schule betrifft, so muß diese im Sinne der vorliegenden Studien unsere Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da wir im Laufe dieser Betrachtungen vornehmlich auf jene Erscheinungen unser Augenmerk gelenkt haben, welche hier und dort durch den Kampf der neuen und alten Weltanschauung hervorgerufen wurden. Der Schrei nach „Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit!", der aus dem Gebiete der Wissenschaft — dieser Werkstatt der Wahrheitssuchung — hervorgedrungen, der hallte aus einem Gebiete ins andere und mußte, lauter noch als anderswo, auch unter den Litteraten erschallen. „Nieder mit den Masken, nieder mit den Konventionen und Schablonen, — Wirklichkeit wollen wir, Natur wollen wir, frische, lebendige, wahre!" Und — dem alten Drange gemäß, jede Erscheinung in einen „—ismus" hineinzuschematisieren, nannte sich diese das Wirkliche, Natürliche

und Wahre erstrebende Richtung auch sofort Realismus, Naturalismus und Verismus. Da stellten sich aber auch sofort die gewissen achselzuckenden Alles-Besser-Wisser ein, die da riefen: „Und das soll neu sein? War denn Natur und Wahrheit nicht seit jeher das Vorbild der Kunst? Und hat das, was ihr auf euer Banner schreibt, nicht längst schon dieser und jener gesagt?" Richtig fanden sie dann in den Werken der Verstorbenen, in Goethe und Shakespeare, bis zurück auf Lucretius, Stellen genug, die denselben Grundsatz verkünden. Sie vergessen nur, diese Aufstöberer alter Aussprüche neu laut gewordener Gedanken, daß alles, was als verbreitete Neuheit ins Leben tritt, immer schon, ehe es der Mitwelt zum Bewußtsein gelangen kann, lange vorher von unzähligen Vorläufern gesagt worden sein muß. Damit eine Idee zur That wird, muß sie durch längere Zeit und an verschiedenen Orten als ausgesprochenes Wort gekeimt haben. Dies läßt sich an jeder Erfindung, jeder wissenschaftlichen Entdeckung, besonders an jeder durchgreifenden neuen Meinung konstatieren, welch letztere dann höhnisch angesprochen zu werden pflegt: „Neu? Sieh her — dich hat schon Kant, dich hat schon Plato gesagt . . ." — Ganz richtig — aber damals hat es niemand gehört; es stand in ihren Werken, aber bisher hat es niemand herausgelesen.

Was den Realismus betrifft, der in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in sämtliche Litteraturen Europas — in die deutsche etwas später als in die anderen — Eingang fand, so hatte er thatsächlich einen neuen Gehalt, denn er fußte auf den Errungenschaften der jüngsten wissenschaftlichen Forschung. Die Litteratur ist ja nichts abgetrenntes — sie ist vielmehr der Brennpunkt des Zeitbewußtseins, und wenn auch der Vorsatz: „Seien wir wahr!" nichts neues enthielt, so waren doch die Wahrheiten neu, wie sie die Dichter nunmehr sahen und wiedergaben. Dante, die göttliche Komödie, und Milton, das verlorene Paradies schreibend, folgten wohl auch dem Drange, das, was sie für wahr hielten, symbolisch wiederzugeben; — die romantischen, kriegerischen und

frommen Gesänge aus alter Zeit waren aus aufrichtig schwärmerischen, kampflustigen und wundergläubigen Gemütern geflossen; — was aber die neue Zeit sah: das eherne Walten der Naturnotwendigkeit, den ursächlichen Zusammenhang der scheinbar unabhängigsten Ereignisse, die pathologischen Erscheinungen der stoffgebundenen menschlichen Seele, die Einflüsse der Vererbung, die Unerbittlichkeit der Weltgesetze, die stetige Evolution aller Dinge — das und vieles andere war neu, betäubend neu, und verlangte, um dem immerhin alten Gebote gerecht zu werden, neue, ganz neue Formen.

Auf die weite Zeitentfernung hin, die uns von der damaligen litterarischen Bewegung trennt, können wir nicht gut unterscheiden, wer unter den Jungen und Jüngsten die wirklichen Bahnbrecher gewesen sind; nur so viel leuchtet mir aus den litterarischen Urkunden jener Zeit hervor, daß die Zeitgenossen ihren Schriftstellern — ich spreche von Deutschland — nicht die gebührende Würdigung zu teil werden ließen. Ein weiterer Grund zu dieser Zurücksetzung, der in den politischen Verhältnissen wurzelte, war der: die Nation, als solche, war auf ihre Lage stolz, mit ihrer Gegenwart zufrieden. Die Dichter hingegen sind Zukunftsseher; ihr Seelenauge ist auf das Kommende geheftet; auch was der Gegenwart mangelt, was ihre Not, ihre Gefahr und ihre Gebrechen sind, das fühlen sie lebhaft heraus, und daher können die Gegenwarts-Stolzen und die Gegenwarts-Zufriedenen mit ihnen nicht sympathisieren.

Sie müssen mir nicht vorwerfen, meine geehrten Zuhörer, daß ich mit der Annahme von einem Sehertum der Dichter in Mystizismus oder in jene Genie-Theorie verfalle, welche ich vorhin als einen überwundenen Aberglauben rügte. Nicht weil Einer als gottbegnadeter Dichter zur Welt kommt, ist er mit Sehergabe und mit einem den Schmerz der ganzen Menschheit mitfühlenden Herzen ausgestattet worden; sondern unter solchen, die da einen offenen Geist und ein offenes Herz haben, giebt es etliche, die — unter besonderen Umständen — dazu gedrängt werden, das Zuvoll ihrer Gedanken und Gefühle in

Dichterwerken niederzulegen. Und indem sie dies thun, übt sich ihre Aufnahme- und Ausdruckskraft, schärft sich ihre Fernsichtigkeit. Immer zahlreicher werden die Eindrücke, welche von außen auf sie einstürmen, immer gewandter ihre Fertigkeit, diese Eindrücke in Form von Kunstgebilden wiederzugeben. Ihr verschärftes Ohr hört die Klagen der Mitwelt, ihr erregtes Herz pocht in der Sehnsucht der Zeit, und — verdichtet, quintessenziert, oft in eine einzige Strophe zusammengepreßt — sprechen sie es aus, was in tausend einzelnen Seelen zittert und dämmert.

Sehen wir uns die Werke der damaligen „Jüngsten" an. Ein Zug, der mir besonders auffällt, ist ein umfassendes Mitleid. Was um sie herum gelitten wird — auch das stumme Leid — ist bis zu ihrem Herzen gedrungen und in schluchzenden Liedern machen sie dem in ihrem Innern wiederhallenden Weltweh Luft. Doch ist letzteres nicht zu verwechseln mit dem eine frühere Litteraturepoche beherrschenden Weltschmerz. Dieser war das egoistische Besingen des Selbstleids, das Aufbauschen des eigenen Liebes- oder sonstigen Kummers, das eitelkeitserfüllte Jammern des von einer miserablen, kleinlichen Welt verkannten Pracht-Ichs. Der Schmerzensschrei hingegen, der dazumal in der Dichtung sich erhob, der entsprang der altruistischen Regung des Mitempfindens, der galt den Millionen Menschenbrüdern, welche inmitten einer so schönen, an möglicher Freudenfülle so reichen Welt noch unter dem Druck der Geistesknechtschaft und des Elends schmachten mußten.

Welches immer von jenen Büchern ich durchblättre, überall finde ich dieses Mitschmerz-Motiv angeschlagen. Ein Beispiel für viele:

Der Dichter wandelt auf einsamem Weg; es ist ein Septembertag. Die Hitze liegt wie ein schwerer, dumpfer Alp auf den zu grünen Mauern verwachsenen Zweigen und Ästen. Im Dahinwandeln pflückt er die reiche Brombeerenfrucht, — guckt einem Käfer zu, in dessen Flügel sich hundert Schillerfarben eingefunkelt, — lacht einem Mäuschen nach, das

vor ihm floh; da hört er unweit des Weges das Brüllen einer Kuh, mit kurzen Pausen.

Das klang so kläglich, klang so zornig auch,
Daß mir ein Schauer durch die Seele ging ...

Warum dieser Schauer? Weil es nur eines Tones, eines Bildes, eines ganz leisen Anstoßes bedarf, um in des Dichters und Denkers Innern alle die Gefühle zu wecken, die er schon so oft und heftig durchgefühlt. Wieder faßt es ihn ... beinahe so brennend wie Reue — er kann ja nichts dafür ... und doch, dieses Weltweh — er kommt sich dafür verantwortlich vor, er hat die Pflicht, es mit zu leiden, so schmerzlich, als er immer kann, um dieser anderen Pflicht: es auszudrücken, so gut er immer kann, auch überzeugend zu genügen.

Was willst du, Tier? Das ist ja unerträglich!
Bist du die Klage eines armen Menschen,
Der ungerecht verurteilt vor Gericht
Und nun, irrsinnig, nicht begreifen kann,
Daß das geschehen konnte und die Sonne
Nicht niederstürzte, als der Spruch gefällt?
Willst du durch deinen Schrei das tausendfache,
Das tausendfache, tausendfache Weh,
Das tausendmal viel Tausenden geschah,
So lang die weite Welt schon steht, bekunden?
— — — — — — — — — — — — — —
Ich bin zu Haus, doch klingt's mir noch im Ohr,
Ich hab' den Schrei der Kreatur gehört:
Den Klageschrei — den Klägerschrei ...

(Detlev v. Liliencron.)

Ja, das Klageschreien, das war schon durch ungezählte Jahrtausende zum Himmel — dem tauben — gestiegen, ungehört, vergebens. Erst als aus der ursprünglichen Tierheit die Menschheit sich herausgewachsen und erst als — ebenso langsam — die Menschheit sich zur Menschlichkeit emporgehoben hatte, da erst bildeten sich die Organe, welche den Klageschrei der Kreatur vernahmen. So vereinzelte feinhörige Wesen traten auch schon zu älteren Zeiten auf — Buddha, Christus — und erbebten in Mitgefühl; aber wie lange brauchte es noch, bis in der ganzen Menschheit jene zwei

Dinge geweckt waren, zu welchen der Klagende und der Kläger nicht vergebens schreit: Erbarmen und Gerechtigkeit.

Aber daß unter den Mitlebenden, die da dichten und denken und schreiben, zugleich diejenigen sind, welche zuerst und am heftigsten von dem Leiden und dem Sehnen der Zeit ergriffen werden und durch ihr Mitklagen und ihr Mitseufzen dazu beitragen — beitragen müssen —, daß das Leiden gemildert, das Sehnen gestillt werde; daß sie auch die ersten sind, welche eine durch den Kampf der Geister herbeizuführende bessere Zukunft kommen sehen und selber — am heißesten kämpfend — diese bessere Zukunft herbeiführen helfen, helfen müssen — das sahen die Leute zumeist nicht ein. Sie meinten, der Eine mache Bücher, gerade so, wie ein Anderer Tische und Bänke macht, als Gewerbe, oder auch aus Eitelkeit, aus Überspanntheit, und je nach seinen Erzeugnissen setzte man ihn unter irgend eine litterarische Rubrik ein: Lyriker, Epiker, Romancier, Essayist; klassifizierte auch seine Denkart: Pessimist, Idealist; kritisierte seine Werke, und zwar die entgegengesetztesten Urteile über ein und dasselbe Buch: vortrefflich, mittelmäßig, stümperhaft, über jedes Lob erhaben, unter aller Kritik; oder aber — und das geschah im maschinenalterlichen Deutschland am häufigsten — es kümmerte sich gar niemand um ihn.

Mehr Anerkennung als die schriftstellernden fanden die musikkomponierenden Zeitgenossen. In dieser Richtung wurde unter den Deutschen auch den Neuen Genie zuerkannt; da gab es — ich nenne nur Richard Wagner — noch unter den Lebenden wandelnde Götter. Die solchen Olympiern dargebrachte Huldigung hatte etwas tollhäuslerisches, mysterienverzücktes an sich, und wenn wir in den Konzert- und Opernberichten des Maschinenalters blättern, so begreifen wir nicht, daß jene Zeit sich anklagte, nüchtern und materiell zu sein. Wie unsere Vorfahren mit Verwunderung auf die Flagellanten und ähnliche Massenwahnsinnsausbrüche des Mittelalters zurück-

blickten, so staunen wir jetzt über die bei jenen verbreitete fanatische Musik-Epidemie.

Man sollte meinen, daß die sanfte Muse der Harmonie wohl nichts anderes als Eintracht und Heiterkeit habe verbreiten können, daß ihr klangvoller Dienst nur zur Ergötzung und Erholung betrieben worden und daß Gesang und Saitenspiel zu des Lebens harmlosesten Lustbarkeiten gehörten. Gewaltiger Irrtum. Die Musik war dazumal eine gar strenge und grimmige Göttin und die Musiker bildeten eine ecclesia militans, so zelotisch und asketisch, so ketzerverfolgerisch wie nur irgend eine finstere Priesterschaft. Diejenigen, welche der sogenannten „klassischen" deutschen Musik huldigten, waren sozusagen die Mönche jener Religion. Das außerhalb ihrer strengen Regel liegende Gebiet der leichten, der Tanz- oder auch der italienischen Musik war der Gegenstand ihres frommen Abscheus; es war ihnen verhaßt wie die Sünde. Und wenn sie auch der Sünde hin und wieder Schönheit — verlockende und einschmeichelnde Schönheit — zugestehen mußten, desto heftiger schrieen sie ihr „Apage!" Um ihren musikalischen Haß zu stärken, verbündeten sie ihn mit dem Rassenhaß, und ebenso wütend, wie die christlich-germanische Judenverachtung gewisser preußischer Pastoren, geberdete sich der musikalisch-germanische Dünkel gewisser Bach- und Händel-Spieler den italienischen und französischen Komponisten gegenüber. Entweder sie behandelten dieselben als gar nicht vorhanden (wie man ja auch aus Sittlichkeit von lasterhaften Dingen nicht spricht) oder erwähnten ihrer nur mit Schimpf und Schmach. Das Tugendmonopol, welches das nationale Vorurteil so gern für die eigene Nation in Anspruch nimmt, ward von dieser Gattung Musiker auch für ihre nationale Kunst vindiziert — als ob die Tonkunst überhaupt etwas mit der Tugend zu thun hätte, als ob nicht ihr Gebiet — mit Ausschluß des „Guten" und des Wahren — nur einzig das Schöne wäre! Kann es eine wahre und eine irrtümliche Melodie geben? — ein mitleidiges und ein boshaftes Violinkonzert? — eine dumme und eine kluge Sonate? Aber dennoch brüstete sich die deut

Musik so gern mit ihrer Gedankentiefe und mit ihrer Keuschheit. Wie eigentlich letztere, spezifisch deutsch sein wollende Tugend sich in Sechsachtel-Takt und mit mehr oder weniger Kreuz und b kundgeben konnte, ist mir unerfindlich. Doch das ist ja eben das Charakteristische aller religiösen, musikalischen und sonstigen Mysterien, daß sie „quia absurdum" geglaubt wurden. Die Sprache der Zeloten deutsch-klassischer Tonkunst stand an Unduldsamkeit, Überspanntheit und Selbst-Beweihräucherung hinter keiner konfessionellen Alleinseligmachungs-Predigt zurück. In den Schriften solch verbissener patriotischer Musikpastoren trifft man Phrasen wie folgende:

„Das hehre Wort, das jener Beethoven über Napoleon bei der Schlacht von Jena gesprochen: „Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch besiegen", beweist, daß hier jener hehre, alte, deutsche Geist der Kraft und Selbständigkeit, der energische Wille des Eigenen völlig wiedererwacht war und die Grundlage eines ganz neuen Schaffens, ja einer neuen Welt bildete."

Oder:

„Wagner beschloß, Musiker zu werden, in jener Periode, in der ihm diese neue Weltsprache, die doch im tiefsten Sinne eine deutsche Sprache; eine Sprache des deutschen Geistes ist — die Musik —, nach ihrem Wesen aufgegangen war. Und mit der Energie, die jenes Beethovens Lebensfaser bildete und die aus dem Erwachen des deutschen Volkes heraus auch ein so „weiches Mannerl" wie jenen Weber zum kräftigsten Sänger deutscher Gefühle gemacht hatte, ging hier dieser Wagner ans Werk und machte in dunkler Ahnung hoher Ziele die trockenste Schule der Sache selbst durch. „Was Sie durch dieses trockene Studium gelernt haben, heißt Selbständigkeit," sagte ihm sein Lehrer, jener Zögling derselben hohen Schule der Musik, von der aus der große Sebastian Bach seiner Nation und der Menschheit gezeigt hatte, daß auch in dem gegen das welsche Rom protestierenden christlichen Bekenntnis wie in jener alten Zeit ihrer ersten wahren Entstehung die Musik noch die wahre Tochter der Religion und speziell des Christentums sei."

Wer das verstanden hat, melde sich.

Nun sollte man glauben, daß die Tonkunst, anläßlich welcher in so apodiktischer, strenger Form gelehrt und gepredigt wurde, eine fest kodifizierte Institution war, deren Regeln allgemein anerkannt wurden. Aber wenn man die Urteile liest, welche die Musiker über ihre gegenseitigen Werke fällten — aber nicht etwa von Deutschen über Italiener, von Klassikern über Nicht-Klassiker und umgekehrt, sondern auch von den Vertretern derselben Richtung untereinander —, so sieht man mit Schaudern, welche Verwirrung in der musikalischen Kunstkritik herrschte und wie frech die Anmaßung war, mit welcher der persönliche Geschmack sich als Erkenntnis der Kunstgesetze aufspielte.

In Spohrs Kunstgeschichte steht über jenen anderweitig so verhimmelten Beethoven geschrieben:

„... Bis zu diesem Zeitpunkt war eine Abnahme seiner Schöpferkraft nicht zu bemerken. Da er aber von nun an bei immer zunehmender Taubheit gar keine Musik mehr hören konnte, so mußte dies lähmend auf ihn zurückwirken. Sein stetes Streben, originell zu sein und neue Bahnen zu brechen, konnte nicht mehr, wie früher, vor Irrwegen bewahrt werden. War es daher zu verwundern, daß seine Arbeiten immer barocker, unzusammenhängender und unverständlicher wurden? Zwar giebt es Leute, die sich einbilden, sie zu verstehen, und in ihrer Freude darüber sie weit über seine früheren Musikwerke erheben. Ich gehöre aber nicht dazu und gestehe frei, daß ich den letzten Arbeiten Beethovens nie habe Geschmack abgewinnen können. Ja, schon die vielbewunderte Neunte Symphonie muß ich zu diesen rechnen, deren drei erste Sätze mir trotz einzelner Genieblitze schlechter vorkommen als sämtliche der acht früheren Symphonien, der vierte Satz mir aber so monströs und geschmacklos und in seiner Auffassung der Schillerschen Ode „An die Freude" so trivial erscheint, daß ich immer noch nicht begreifen kann, wie ihn ein Genius wie der Beethovensche niederschreiben konnte. Ich finde darin einen neuen Beleg zu dem, was ich schon in Wien bemerkte, daß

es Beethoven an ästhetischer Bildung und an Schönheitssinn fehle."

Nachfolgend eine Kritik Schumanns über Meyerbeers „Hugenotten":

„Ich kann nicht sagen, welchen Abscheu mir dieses Werk einflößt. Ich hatte alle Mühe, meinen Ekel zu besiegen, ich fühlte mich ganz toll vor Entrüstung und Zorn. Hier und da ein paar gelungene Stellen konnten Einen entwaffnen, aber was gilt das, wenn die Plattheit, die Immoralität des fratzenhaften und antimusikalischen Ganzen erwogen wird? Nach öfterem Hören fand ich ein paar verzeihliche Stücke, welche ein minder strenges Urteil verdienen, aber mein Endurteil bleibt dasselbe und ich werde nicht aufhören, zu wiederholen, daß solche, welche die „Hugenotten" — auch nur im entferntesten — mit „Fidelio" oder Werken dieses Kalibers zu vergleichen wagen, von Musik rein nichts verstehen — nichts, nichts!"

Je unnachweisbarer eine Meinung war, d. h. je weniger auf Thatsachen und je mehr auf subjektiver Empfindung sie beruhte, desto leidenschaftlicher und in desto unfehlbarerem Tone wurde sie vorgebracht. Von allen unfruchtbaren und dabei zornig geführten Disputen sind die allerunfruchtbarsten doch stets die ästhetischen gewesen. Schön ist ganz gewiß das, was gefällt, d. h. was dem Geschmack entspricht. Nun ist aber der Geschmack selber das wandelbarste, unsicherste, selbstherrlichste Ding, welches gar keiner anderen Begründung bedarf als seines Vorhandenseins, daher alle diesbezüglichen Streitigkeiten am wirksamsten durch das alte Sprichwort abgeschnitten werden: de gustibus non est disputandum. Aber diesem bekannten Spruche zum Trotz stritten unsere Vorfahren über nichts so hitzig als über den Geschmack. Wir dürfen also — wenn wir den Schönheitswert der damals geschaffenen Kunstwerke erkennen wollen — nicht an die von den Fachkritikern der Zeit stammenden Urteile uns halten, sondern den Anwert in Anschlag bringen, welchen diese Werke bei den Massen ihrer Zeitgenossen gefunden haben. Was gefallen hat,

was bei der überwiegenden Menge Begeisterung und Entzücken hervorgerufen, das hat das jeweilig geltende Schönheitsziel erreicht. Am allerwenigsten dürfen wir an die erhalten gebliebenen alten Werke den Maßstab des eigenen Geschmackes legen, sonst würden wir ungerecht. Aber unseren eigenen Geschmack verleugnen, um zu behaupten, daß uns die überlieferten Werke gerade so groß erscheinen wie das überlieferte Lob derselben — das werden wir sicher nicht thun, weil unter uns zum Glück die „klassische Heuchelei" zu den ausgestorbenen Dingen gehört. Es ist uns ebenso unerquicklich, alte Kunsturteile zu lesen, und wir messen denselben ebenso wenig Glauben bei, wie es den Genossen der Maschinenzeit unerquicklich und auf ihre Meinung unbestimmend gewesen sein muß, pro- und contra-Debatten aus alten Zauber- und Hexenprozessen zu lesen. Jene wußten schon, daß es keine Zauberer und keine Hexen giebt, und wir wissen: es giebt keine absolute, vom Geschmack abstrahierte Schönheit. Wenn einmal der Gegenstand eines Streites weggeschafft ist, so kann man sich für die darüber geführten Anklagen und Verteidigungen nicht mehr erwärmen; je mehr Weisheit auf diese Plaidoyers angewendet wird, desto unweiser erscheint uns der ganze Prozeß.

Was die bildenden Künste anbelangt, so sind uns hiervon, gerade so wie von Litteratur und Musik, herrliche Denkmäler erhalten geblieben, welche beweisen, daß alle zeitgenössischen Jeremiaden über den Verfall der Kunst ganz unbegründet waren.

Doch weder in den Künsten, noch in der Industrie und Technik — welch letztere doch dem Zeitalter seinen Namen gegeben haben — ist des Maschinenalters Glorientitel, noch dessen hervorragendste Bedeutung zu suchen, sondern in der Entfaltung der Wissenschaft. Selbst der Triumph des Maschinenwesens: Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, alle die Großthaten des Dampfes und der Elektrizität, waren schließlich auch nur die sichtbaren Siegeszeichen des wissenschaftlichen Eroberungszuges.

Aber trotz ihrer Siege, trotz ihrer täglich sich erweiternden Gebietsgewinnung — anerkannte Herrscherin war die Wissenschaft noch lange nicht. Von ihren materiellen Errungenschaften zog die ganze Welt Nutzen, von ihrem moralischen Lenkerrecht, von ihrer idealen Veredlungsgewalt wollten noch neunhundertneunundneunzig Tausendstel der Welt nichts wissen. Von mancher Seite wurde sie sogar arg angefeindet und zu fälschen gesucht. Dennoch: ihr Reich war im Anzuge, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als die Zeit betrachten, in welcher dieses Reich vorbereitet wurde. Alle vorhergegangenen Zeiten hatten mehr oder weniger wissenschaftliche Kenntnisse erlangt: Erd- und Himmelskunde, Geschichts- und Altertumsforschung, Medizin, Mathematik, Chemie, auch beschreibende Tier- und Pflanzenkunde waren seit undenklichen Zeiten gepflegt worden, aber erst der Wissenschaft des Maschinenalters war es vorbehalten, das Entwicklungs-Gesetz zu offenbaren. Damit war eine Lehre eingeführt, in deren Lichte alle früher gewonnenen Kenntnisse unter einen, überraschend klaren Gesichtspunkt gebracht werden konnten, und solche Disziplinen, welche sich früher von den Natur- und Erfahrungswissenschaften stolz abgeschlossen hatten, nämlich die moralischen und psychologischen Lehren, wurden in das Machtbereich der Entwicklungstheorie gezogen.

Das Evolutionsgesetz — nämlich die naturgebotene Differenzierung und Vervollkommnung sämtlicher Dinge — einmal angenommen, mußten alle jene Systeme fallen gelassen werden, welche das Absolute — d. h. das Unveränderliche und Vollkommene — als Ausgangspunkt nehmen, und so ward der bedeutende Umschwung vorbereitet, den das menschliche Denken und — in Folge dessen — die sozialen Einrichtungen nehmen sollten. Die jeweiligen Einrichtungen nämlich sind von dem jeweiligen Stande der Moral, die Moral von dem Stande der Weltanschauung und diese endlich von dem Stande der Kenntnisse bedingt; in letzter Linie also sind es die Kenntnisse oder, mit anderem Namen, die Wissenschaften, welche die bestimmende

Grundlage aller sozialen Zustände abgeben. Nun geschieht es aber, daß die fortschreitende Wissenschaft anfänglich nur in ganz kleinen Kreisen sich verbreitet und dortselbst die veränderte Weltauffassung — welche veränderte Moral und veränderte Sitten erheischt — hervorbringt. Die Allgemeinheit huldigt indessen den Einrichtungen, die einem früheren, ebenso langsam sich verbreitet habenden Wissensstande entspricht. Daher die Konflikte und Kämpfe, welche seit jeher den fortschreitenden Gang der Erkenntnis begleitet haben.

Damit eine neuerstandene Idee den Geist und das Leben der Gesellschaft modifiziere, genügt es noch lange nicht, daß diese Idee von einigen Zeitgenossen erkannt und zur öffentlichen Kenntnis gebracht werde. Sie muß erst durch aufeinander folgende Generationen so lange herabgereicht worden sein, bis sie *alt* geworden, bis sie beinahe als intuitive Gewißheit dem Gehirn angeboren wird. Wie lange nach Christus z. B. hat es erst einen „christlichen Staat", eine „christliche Philosophie" gegeben, und wir wissen heute, wie lange erst nach Darwin die „darwinistische Weltauffassung" in Schwang kam.

Wenn wir die Schriften des genannten Gelehrten und seiner Anhänger — der Haeckel, Büchner, Carus Sterne, Dodel-Port, Huxley, Carneri u. s. w. — zur Hand nehmen und sehen, wie reichhaltig und klar gesichtet das Beweismaterial der Entwicklungslehre schon damals vorlag, wie scharfsinnig und weitsichtig die daraus entspringenden Konsequenzen bereits gezogen wurden, so begreift man kaum, daß das öffentliche Leben und der öffentliche Unterricht nicht auch schon von dem neuen Geist durchdrungen waren. Nicht nur nicht durchdrungen, sondern eigentlich gar nicht berührt. Zwar wußten die meisten Leute, daß es eine darwinistische Lehre gab, aber die allerwenigsten *kannten* sie. Bei den Einen galt sie als „unbewiesene Hypothese" — ein Lieblingswort der konservativen Gelahrtheit —, bei den Anderen gar als lästerliche Irrlehre, bei den Meisten als ein von einem englischen Sonderling aufgestelltes System, von welchem man ein paar Schlagworte

aufgefaßt hatte und des öfteren anwendete: „Kampf ums Dasein", „natürliche Zuchtwahl" und dergleichen mehr. Die Kirche verhielt sich dieser Lehre gegenüber feindlich, die Massen gleichgiltig, die Schulen ignorierend. „Man wird doch den Kindern nicht Darwinismus vortragen!" „So etwas" war keiner Unterrichtsbehörde beigefallen. Die sogenannte liberale Neuschule verteidigte sich gegen die vom Klerus erhobene Beschuldigung, daß sie irreligiös sei, indem sie hoch und teuer versicherte: „Es wird ja bei uns nichts gelehrt, was zum religiösen Unterricht in Widerspruch steht; so fällt es beispielsweise niemand ein, die Schüler mit der darwinistischen Theorie bekannt zu machen."

Nun ja, wenige hundert Jahre früher fiel es auch niemand ein, die Ansicht des Kopernikus als Schulwahrheit vorzutragen. Wahr sein, bewiesen sein, unwiderleglich einleuchtend sein: das war für eine Erkenntnis noch lange keine Berechtigung zu behördlich konzessionierter Mitteilung. Zur Schul-Programmfähigkeit mußte ein Satz ähnliche Proben leisten wie ein Adeliger zur Hoffähigkeit: nämlich nachweisen, daß er schon sechzehn Ahnen hat. Der eine, daß seine Familie schon Jahrhunderte lang adelig, der andere, daß die in ihm enthaltene Doktrin schon hundert Jahre lang unbezweifelt ist.

Und im Grunde, die Sache hat ihre Richtigkeit. Mit einer neu entdeckten Lehre, und sei sie noch so evident, läßt sich nicht wirken und schaffen wie mit einer längst anerkannten. Statt ihre Konsequenzen auszuarbeiten, muß sie immer erst ihre Evidenz darthun, muß die hundert Beweise, auf denen sie ruht, immer alle anführen und die hundert Einwendungen, welche gegen sie in Umlauf sind, immer von neuem entkräften. Erst dann, wenn ein Beweis als schon erbracht angeführt werden kann, nicht, so lange er noch demonstriert werden muß, läßt sich darauf weiter bauen. Dieselbe Zeit, dieselbe geistige Kraft und Anstrengung, welche auf das Erbringen und Erfassen eines Wahrheitsbeweises angewendet werden muß, wird, wenn letzterer erst feststeht, dann auf die Gewinnung der daraus fließenden Folgerungen — und somit auf die Modi-

fizierung der Weltauffassung und Welteinrichtung — verwendet.

Wie sehr die Lehre von der allmäligen Entwicklung aller organischen — und damit parallel aller geistigen — Gebilde auf die ganze Erkenntnis und infolgedessen auf die sozialen Einrichtungen umgestaltend einwirken *müsse*, das sahen schon damals die Anhänger jener Lehre deutlich voraus, und so kann ich — ohne gegen mein Prinzip zu verstoßen — an einigen Beispielen anführen, wie diese Umgestaltung sich bewerkstelligt *hat*.

Zuerst war es — in Erforschung und Beurteilung aller Kunst- und Wissenszweige — die *Methode*, welche gründlich eine andere ward. Indem man das Gegebene als Gewordenes und fortgesetzt Werdendes zu betrachten gelernt, war ein ganz veränderter Maßstab gewonnen. Man hörte auf, die Gesetze, welche man aus vergangenen und gegenwärtigen Erscheinungen abgeleitet hatte, als für zukünftige Erscheinungen bindend auszugeben. Man lernte einsehen, daß gewisse, als vorhanden konstatierte Eigenschaften oder Merkmale einer Sache es sind, welche den sogenannten *Charakter* dieser Sache abgeben; nicht aber, daß ein gewisser, sozusagen als präexistierend gedachter Charakter sich in diesen Merkmalen kundgethan hat und kundthun *soll*. Das leidige „soll" überhaupt, d. h. jener hofmeisternde Geist, welcher jedem erkannten „es ist" ein strenges „es sei" beizufügen sich anmaßte, ist mit jener veränderten Auffassung immer bescheidener aufgetreten und endlich verschwunden.

Die Ansicht, daß eine Gattung, eine Art etwas festes und beständiges sei, beschränkte sich nicht auf die Gebilde der organischen Natur, sondern erstreckte sich auch auf die Erscheinungen des Geistes. Daraus ergab sich in der Kunstkritik die ästhetische und in Sittenfragen die moralische Predigt. Kaum hatte so ein Kunstkritiker die von verschiedenen Künstlern mit Erfolg eingeführten Formen erkannt, klassifiziert und rubriziert, so fügte er diesem Schema womöglich das Gebot hinzu: „So sollst du es machen!" Ebenso verhielt sich der Moralist den

sozialen Erscheinungen gegenüber. Was sich als Gewohnheit, als Sitte nach und nach eingesetzt hatte, das ward als „sittlich" zum Tugendgesetz erhoben. Dabei wurde sowohl die Tugend, welche die Norm des sittlichen, als die Schönheit, welche die Norm des künstlerischen Ideals abgab, für etwas unwandelbares, auf ewige Zeiten Geltung habendes „Absolutes" ausgegeben, und gegen diese starren Satzungen hatten die unvermeidlichen Wandlungen des künstlerischen Schaffens und der sozialen Verhältnisse immer höchst schmerzlich anzukämpfen. Die Entwicklung ist seit jeher ihren unaufhaltsamen Gang geschritten, aber erst der wissenschaftlichen Forschung des Maschinenalters ist die Erkenntnis aufgegangen, daß dieselbe ein Naturgesetz sei; und während bis dahin jedes politische, ethische und wissenschaftliche System einen direkten Kampf gegen die Evolution darstellte — denn jedes brüstete sich seiner Unwandelbarkeit — ward fortan das Entwicklungsgesetz zur Grundlage alles Urteils und alles Strebens. Jetzt erst ward der einzig richtige ethische Maßstab gewonnen, der heute noch gilt und durch alle Wandlungen der Zukunft gelten kann, weil er sich dem Lauf der Welt anpaßt, und der sich in dem Satz ausdrückt: „Was die Entwicklung fördert, ist gut; was sie hindert, ist schlecht."

Dem Maschinenalter gebührt die Ehre, diesen Satz schon formuliert zu haben; aber ringsum waltete noch — sowohl in den Gesetzesparagraphen, als in der öffentlichen Meinung — die aus älterer, das Evolutionsprinzip ignorierenden Zeit stammende Moral, welche in dem Satz enthalten ist: „Was das Bestehende erhält, ist gut; was an dem Bestehenden rüttelt, ist schlecht." An der bestehenden Ordnung etwas ändern wollen — auch „Umsturzversuch" genannt — war ein in Paragraph — ich weiß nicht wie viel — vorhergesehenes Verbrechen, auf welchem die Kerkerstrafe stand. Je weiter zurück man in den Justizannalen blättert, desto strenger wird dieses Prinzip des dem Bestehenden geleisteten Schutzes gewahrt. Nur etwas denken oder sagen — geschweige denn schreiben oder drucken — was gegen die herrschenden Einrichtungen und Meinungen ver-

stieß, war eine schwer zu sühnende Schuld. Im Mittelalter, als die Gewerbe-Gilden blühten, war es Handwerkern bei Strafe verboten, in ihr Handwerk Verbesserungen und Erfindungen einzuführen; neue Webstühle und dgl. wurden auf obrigkeitlichen Befehl zerschlagen. Strenger noch als in gewerblicher, verfuhr man in geistiger Hinsicht — die Webstühle neuer Ideen waren besonders verdächtige und gefährliche Dinge: im Jahre 1680 wurde Christian Thomasius, weil er gegen Hexenprozesse und Tortur geschrieben hatte, aus Mainz verbannt und mußte beim Geläute des Armensünderglöckleins aus der Stadt ziehen. Solches berichteten die Maschinenaltler freilich mit mitleidigem Achselzucken und mit überlegener Entrüstung; bei ihnen selber aber waren noch Gesetze in Kraft, die ganz derselbe Geist belebte. Das „Bestehende" war auch ihnen (d. h. der großen Mehrzahl unter ihnen) das Heilige und Unantastbare.

Da zog aber mit dem Evolutionsprinzip die Einsicht in die Köpfe, daß es „Bestehendes" überhaupt nicht giebt, noch je gegeben hat, sondern allseitig nur gewordenes, zu weiterem Werden bestimmtes. Mit der Unantastbarkeit gewisser Dinge hatte es sodann sein Ende. „Alles fließt" war schon ein altbekanntes, griechisches Wort, aber bislang unverstanden und ungiltig. Erst nachdem die Naturwissenschaft gezeigt hatte, daß auch die „Arten" fließen, erhielt dieses Wort seinen richtigen Sinn. Das Nichtantastenlassen, welches früher alle Institutionen so hartnäckig durchführten, als wäre es die wichtigste Gewähr ihrer Selbsterhaltung, wurde allmälig fallen gelassen, als die Überzeugung aufstieg, daß „ändern" nicht nur synonym mit zerstören, sondern auch mit entwickeln ist — entwickeln im Sinne von besserwerden.

Zwar hat sich seit jeher — trotz allen Widerstandes, trotz allen Leugnens — doch alles unablässig geändert und entwickelt, weil dies eben eine Naturnotwendigkeit ist. Der Unterschied ist nur der, daß man ehedem gegen diese Naturmacht thunlichst ankämpfte, während von nun an, da man sie erkannt hatte, versucht wurde, sich dieselbe dienstbar zu machen. Das Maschinen-

alter hatte schon längst der in ihren Eigenschaften ergründeten Kräfte von Dampf, Wärme, Licht, Elektrizität ꝛc. sich bemächtigt, um technisch vorzuschreiten; jetzt — mit Entdeckung der Entwicklungskraft und mit bewußter Leitung ihrer Wirkung — begann die Ära eines unabsehbar beschleunigten Fortschrittes und Umschwunges auf allen Gebieten. Auch ohne absichtliches menschliches Dazuthun geht die Entwicklung ihren Gang, aber wie langsam ist dieser im Verhältnis zu der Bewegung, welche durch die Zielsicherheit jenes Dazuthuns erreicht werden kann. Es hat sich z. B. aus einer längst ausgestorbenen Tiergattung im Lauf der Jahrhunderte das heutige Pferd entwickelt, aber um wie vieles schneller vermag der absichtlich auslesende Züchter aus gewöhnlichen Pferden veredelte Renner zu bilden.

Die Auslese, das war eines von den der Natur abgelauschten Verfahren, der Wettbewerb ein anderes. Was half vordem alles Plaidieren für das Freigeben der Gewerbe, für die Aufhebung der Schutzzölle u. s. w. Das ergab nichts als endloses Debattieren über die Interessen einzelner Industriezweige, als hohle, erfolglose Streitereien; nachdem aber klar geworden, daß ungehemmte Konkurrenz der Faktor ungehemmter Weiterentwicklung ist, daß ferner nur das sich Anpassende zu überleben vermag und nur das Kräftigere zu überleben wert ist, da hörte die Unterdrückung und Eindämmung und Starrheit, welche früher als die höchste Weisheit aller Wirtschafts- und sonstigen Politik gegolten, von selber auf. Was war damals alles gestritten und gepredigt und gefaselt worden über die Verwerflichkeit oder Zulässigkeit des Krieges, über dessen sittlichenden oder entsittlichenden Charakter, ohne daß die Streiter bemerkten, daß diese bloße Fragestellung eine Absurdität war. Als nun der erwähnte Satz „Was der Entwicklung nützt, ist gut, was ihr schadet, ist schlecht" als Grundlage der Moral zur Herrschaft kam, da entpuppte sich der Krieg als aller Verbrechen verwerflichstes, als Maximum der Schlechtigkeit. Abgesehen von dem hunderttausendfachen Totschlag — der sich gegen einen Mord wie 100,000 zu 1 verhält — birgt der Krieg nach allen Richtungen hin die Verneinung der Entwick-

lung. Er verhindert die weitere Entfaltung und zerstört die bisher erlangten Früchte der Kultur und was (immer nach dem neu gewonnenen ethischen Grundsatz) der Gipfel seiner Unmoralität ist: er kehrt das vorzüglichste Mittel der natürlichen Entwicklung — die Auslese durch Überlebung des Besseren und Stärkeren — in das gerade Gegenteil um; er liest die Besten aus für den Tod, nämlich die Jungen, Starken, Tüchtigen, und den Alten, Schwachen und Krüppeln überläßt er die Fortpflanzung ihrer Untüchtigkeit. Kurz, die umgekehrte natürliche Zuchtwahl — die künstliche Degeneration. Ein von den Menschen von heute an den Menschen von morgen begangener Riesenfrevel. Zugleich der Höhepunkt der Unvernunft. So überlegen auch das Maschinenalter über die Thorheiten vergangener Jahrhunderte lächeln mochte, einen größeren Wahnsinn als die von ihm selber erfundene allgemeine Wehrpflicht weist keine frühere Epoche auf. Daß jeder Mann freiwillig Soldat sein *mußte* — nicht um anzugreifen, gegen diese Absicht verwahrten sich alle —, sondern um sich gegen alle anderen, die ebenso gezwungen freiwillige Verteidiger waren — zu *verteidigen*; daß sie ihre besten Kräfte von Arbeit, Geist und Geld, kurz, das Volkswohl opferten, um angeblich *für* das Volkswohl Opfer zu bringen; daß sie das eigene Land ruinierten, damit das — sich gleichfalls ruinierende — Nachbarland sich nicht etwa einfallen lasse, ihnen ein paar Zoll Erde oder ein paar Festungsquadern zu entreißen —: wahrlich, der brave Bär, der von seines schlafenden Herrn die möglicherweise belästigende Fliege auf dessen Schläfe mit einem Stein erschlägt, ist noch ein Ausbund zartfühlender Klugheit gegen das System des maschinenalterlichen Militarismus — dieses plumpen, brandspeienden, bajonettborstigen, verwesungshauchenden Ungetüms, das da zur Wache der schlafenden Lande bestellt war!

Wer jedoch damals seine Stimme gegen die Zulässigkeit der Kriegführung erhob, der wurde — zwar nicht beim Geläute des Armensünderglöckleins zu den Thoren der Stadt hinaus geleitet — aber als phantastischer Träumer verlacht und als Rüttler an der „bestehenden Ordnung" verdächtigt.

Der Antrag auf Abschaffung eines Dinges stieß immer noch auf die von vermeintlicher Weisheit aufgestellte Phrase: „Es ist seit jeher so gewesen und wird daher ewig so bleiben." Dieser heute furchtbar archaistisch klingende — man könnte sagen: fossil gewordene — Satz wurde dazumal ganz geläufig angewendet und bildete gegen allen Ansturm des Fortschrittes einen der besten Schutzwälle. Kriege hat es immer gegeben — siehe die heilige Schrift und die ganze Weltgeschichte, folglich wird es immer welche geben — also müssen alle Abrüstungspläne scheitern; Elend hat es immer gegeben, folglich sind alle Sozial-Reformpläne unerfüllbar; Herren und Knechte hat es immer gegeben u. s. w.

Die Erkenntnis des Evolutionsgesetzes hat mit diesen Sätzen vollkommen aufgeräumt, indem es deren doppelte Unrichtigkeit aufdeckte. Falsche Prämissen: denn nichts gegenwärtiges giebt es, was „seit jeher" bestanden hätte — alles hat sich im Lauf der Zeit geändert, wenn es die Sprache auch noch mit demselben Namen bezeichnet. Kriege z. B., so wie sie im Maschinenalter geführt worden und wie dieselben bei der damals erreichten Waffentechnik noch bevorstanden, hatte die Vergangenheit nicht aufzuweisen; Elend — wie es den vierten Stand des neunzehnten Jahrhunderts bedrückte, war gleichfalls eine neue Erscheinung. Und ebenso falsch, eigentlich noch auffallender falsch, war der folgende: „ergo wird es ewig bleiben". Das kurze Stückchen Menschengeschichte, auf das man zurückblicken konnte, aus welchem die vermeintlichen Instanzen für das beliebte „seit jeher" hervorgeholt wurden, wies doch selber genug untergegangene Institutionen auf — Anthropophagie, Sklaventum, Tortur — um die Behauptung des „Immersobleibens" durch berichtete Thatsachen zu entkräften. Dennoch — es giebt nichts hartnäckigeres als Gemeinplätze — dennoch tauchte dieser Einwand immer wieder auf, so lange als die wissenschaftliche Überzeugung von der naturgebotenen ewigen Umgestaltung aller Dinge nicht ins öffentliche Bewußtsein gedrungen war.

Eine andere Errungenschaft der evolutionistischen Theorie war die Einsicht, daß nur das im Weiterentwickeln Begriffene

lebt, das Stillstehende aber dem Tode verfallen ist. Dadurch ward dem starren Konservatismus, dem religiösen sowohl wie dem politischen, dem künstlerischen wie dem ethischen, der Boden entzogen. Jener Konservatismus ging nämlich von der Idee aus, daß Leben gleichbedeutend mit „verharren" sei, und mit der Bethätigung der Beharrungssucht wähnte er nur der allernotwendigsten Pflicht — der Selbsterhaltung — zu genügen. Alles, was auf Änderung zielte, war ihm von vorneherein verdächtig — das wehrte er ab, wie man Dolch und Gift abwehrt. Schon der Name Fortschritt, welcher ja ein Von-der-Stelle-bewegen in sich schließt, war ihm verhaßt. Die dem Fortschritt zugeschriebenen Segnungen schienen ihm nur wie von Feindestücke ersonnene Gleißnerei; zerstören wollten jene unter der Maske des Verbesserns, Pfeiler umstürzen, Fundamente untergraben, Ruinen häufen . . . Gegen einen solchen Feind — heiße er nun Progressismus oder Liberalismus, Freidenkertum oder Freimaurertum — mußte energisch Front gemacht werden. Auf dem status quo erhalten oder lieber noch ein paar Schritte zurückmachen — denn der status quo enthielt meist schon ein paar gezwungene, unliebsame Zugeständnisse — das war in ihren Augen die Hauptaufgabe aller Einrichtungen und Systeme.

Den Ansturm gegen diese Starrheit hat es nun immer gegeben. Der dem Beharrungstrieb entgegengesetzte und kräftigere Umwandlungstrieb hat stets gewaltet, auch ehe die Wissenschaft denselben als Naturgesetz erkannt hatte. Jetzt, da letzteres erkannt worden, wurden dessen Bethätigungen den Erkennern in die Schuhe geschoben. Obwohl auch früher, im ganzen Verlauf der sogenannten Weltgeschichte der revolutionäre Geist — mitunter auf recht gefährliche, gewaltsame Weise — als Triebkraft aller gesellschaftlichen Umgestaltungen sich erwiesen hatte, so hieß es jetzt, derselbe gehe von den Naturwissenschaftlern, namentlich von den Evolutionisten aus; eine Behauptung, die in ihrer Weisheit jener Schülerantwort gleichkommt, welche auf die Frage: „Warum kreisen die Planeten um die Sonne?" ohne Zögern die Antwort gab: „Weil Newton das Gravitations-

gesetz entdeckt hat." Aber im Gegenteil: die neuerlangte Erkenntnis war an dem Walten des Umwälzungsgeistes nicht nur unschuldig, sie lenkte denselben vielmehr in ganz andere — weil zielbewußte — viel weniger gefährliche und weniger gewaltsame Bahnen. Der wissenschaftlich denkende Fortschrittler hatte wohl an Zuversicht gewonnen, weil er wußte, daß seine Forderungen mit der Naturordnung übereinstimmten; aber in demselben Maße hatte er auch an Einsicht und Vorsicht gewonnen. Der Fortschritt, den in früheren Zeiten der leidenschaftliche Instinkt ersehnte, den wollte dieser blinde Instinkt mit rücksichtsloser Raschheit erreichen; der Fortschritt hingegen, der als der Gang der Natur erkannt worden war, von dem wußte man auch, wie langsam und wie allmälig er sich nur entfalten durfte und nur dann entfalten konnte, wenn er den tausenderlei Bedingungen der umgebenden Mitte sich anzupassen verstand. Somit hat die evolutionistische Denkweise, da wo sie zur Geltung kam, nicht nur den reaktionären Konservatismus, sondern auch dessen Widerpart, den gewaltthätigen Umsturzdrang aufgehoben; denn ebenso sicher, als man erkannt hatte, daß es im Lauf der Welt kein Zurück- und kein Auf-der-Stelle-Bleiben giebt, ebenso fraglos mußte der ungeduldigste Verbesserer zugeben, daß es da auch keine Sprünge giebt, und sich den ewigen Gesetzen fügen, nach welchen jedwede Vervollkommnung nur mit der größten Langsamkeit und nur in ununterbrochener Stufenfolge vor sich gehen kann.

Es ist uns heute nicht recht faßlich, wie dreißig Jahre nach dem Erscheinen der Darwin'schen Lehre, nachdem dieselbe doch in die ganze Gelehrten- und halbe Laienwelt gedrungen war als ein System, welches an zusammenhängender Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ, daß da noch ein Teil der Gelehrten sich dagegen ablehnend, ein Teil des Publikums spottend und der weitaus größte Teil des letzteren gleichgiltig verhalten konnte. Wir müssen dabei nur erwägen, daß dreißig Jahre eigentlich eine kurze Zeit sind im Verhältnis zur Langsamkeit, mit welcher Lehren — wenn dieselben vom offiziellen Schulunterricht noch ausgeschlossen sind — in die Massen sickern,

und das Gesetz der Trägheit und Beharrlichkeit in Betracht ziehen, welches in Sachen der Denkgewohnheiten allem Neuen so gewaltigen Widerstand leistet. Die Massen können von Begriffen nur das in sich aufnehmen und verdauen, was schon von mehreren früheren Generationen durchgedacht, sozusagen wiedergekaut worden ist. Das wird dann mit autoritätsvertrauender, keiner eigenen Gedankenarbeit bedürfenden Bereitwilligkeit hingenommen und weitergereicht: Die Konstanz der Arten war auch so ein allgemein angenommener Begriff — das war ja schon auf der ersten Seite der Bibel begründet, wo es heißt, daß das Gras grüne und Samen mache nach seiner Art, ebenso die Vögel in der Luft und sämtliche Tiere des Wassers und der Erde „nach ihrer Art". Es war auch — für Solche, die ihren Gegnern einräumten, daß die Theologie in wissenschaftlichen Dingen nicht unumstößlich beweiskräftig sei — es war ja auch von berühmten Naturforschern, wie Linné, Cuvier, Agassiz, festgestellt worden, daß jede Art ein „verkörperter Schöpfungsgedanke" sei — und in jüngster Zeit war ja der neu auftauchende Darwinismus von Dr. N. und von Professor X. auf wissenschaftlichem Boden gründlich widerlegt — also wozu diese Feststellungen und Widerlegungen noch weiter selber prüfen? Ein paar aufgefangene Schlagworte aus der Terminologie der bestrittenen Thesen, ein paar landläufige Einwände — das genügte vollkommen, um den Darwinismus — zwischen zwei Cigaretten beim schwarzen Kaffee — nicht zu bekämpfen, sondern abzuthun. In Dialogform etwa so:

A. Wie sagten Sie? Hypothesen? . . . Mich kann das Wort ärgern, wenn es auf eine so augenscheinliche Wahrheit angewendet wird, wie auf die, daß die Arten eine aus der andern hervorgehen.

B. Wenn Sie das Wort Hypothesen ärgert, so nehme ich es zurück und setze dafür Irrlehre. Es war ohnehin nur Höflichkeit von mir, den abenteuerlichen und zugleich erniedrigenden Einfall von der Affenabstammung des Menschen als eine wissenschaftliche Hypothese gelten zu lassen; und nur weil

dieselbe von einem sonst so fleißigen Gelehrten kommt, wie ja Darwin bekanntlich ist, und in Hinblick auf seine übrigen Verdienste, auch mit Rücksicht auf Ihre Voreingenommenheit, bin ich so höflich gewesen. Aber das müssen Sie mir doch zugeben: auch Gelehrte irren oft. Seit jeher hat es solche gegeben, die irgendwelche kühne und unnachweisbare Doktrin aufstellten, um darauf ein ganzes System aufzubauen, welches eine Zeitlang modern bleibt und dann von neueren, noch kühneren Systemen verdrängt wird. Ich begreife übrigens nicht, daß Sie, der Sie doch gewöhnlich so eifrig für die exakten Wissenschaften eintreten, in dieser Angelegenheit ganz übersehen, daß keine exakten Thatsachen vorliegen, welche den Darwinismus beweisen, und daß sich derselbe auch durch kein Experiment verifizieren läßt. Weder finden Sie in der Vergangenheit die Spuren einer ununterbrochenen Entwicklungskette — immer Lücken und wieder Lücken —, noch können Sie in der Gegenwart auf einen einzigen Fall hinweisen, wo aus einer Esche eine Birke oder aus einem Affen ein Mensch wird.

Hier mußte der Streit wohl gewöhnlich von A. aufgegeben werden, weil derselbe fühlen mochte, wie bei so unermeßlicher Entfernung der Standpunkte eine Verständigung überhaupt nicht zu erreichen war. Setzen wir aber voraus, er hätte sich die verlorene Mühe nicht verdrießen lassen und hätte weiter disputiert.

A. Erstens und vor allem: Darwin hat nie behauptet, daß der heutige Affe des heutigen Menschen Stammvater, sondern nur, daß er desselben Vetter sei, nämlich beide sind Sprossen desselben Stammes. Aber dies nur nebenbei. Auf Ihre vorige Bemerkung, daß niemand die Verwandlung einer Art in eine andere konstatieren kann, antworte ich: Sie sehen auch keine Panpfeife, aus welcher ein Klavier, keine Keilinschrift, aus der eine illustrierte Zeitung, keine Tierhaut, aus der ein Frack, keinen Theekessel, aus dem eine Lokomotive sich gebildet hat (und so könnte man die Beispiele ins unendliche fortführen), und doch werden Sie zugeben, daß die genannten

Dinge alle durch Jahrhunderte lange Entwicklung eines aus dem anderen hervorgegangen sind. Sie werden jedoch nicht verlangen, die fossilen Überreste aller dieser Übergänge zu Gesicht zu bekommen. Gar viele der Maschinen, welche zwischen Theekessel und Lokomotive liegen, werden von der Erde verschwunden sein, obwohl die Zeit, in der die Dampfmaschinen auf einander folgten, eine verhältnismäßig kurze ist gegen die Jahrmillionen, in welchen die Umwandlungen der Organismen vor sich gegangen sind. Sie glauben wohl, ungeheuer wissenschaftlich zu thun, wenn Sie jenen Mangel an positiven Beweisen hervorheben, und Sie vermeinen zugleich, daß Sie uns Darwin-Anhänger einer phantastischen Vertrauensseligkeit überführen. Aber positiv und exakt sind wir darum, weil wir von positiven und exakten Thatsachen ausgehen — und nicht von Hirngespinsten. Doch um auf diesen Thatsachen weiter zu bauen und um das daraus mit Notwendigkeit sich ergebende logische Postulat anzunehmen, genügt es uns, von der Richtigkeit derselben durchdrungen zu sein. In der Folgerungskette brauchen wir nicht mehr jedes Glied aus greifbaren Thatsachen zu schmieden.

B. Aber ich bitte Sie: es ist doch ein wissenschaftlich anerkannter Satz, daß die Nachkommen doch nur immer wieder das sind, was die Eltern waren, daß Menschen nur Menschen, Hirsche nur Hirsche und Regenwürmer nur Regenwürmer zeugen. „Le semblable engendre toujours son semblable," hat Linné gesagt. Und da nichts entstehen kann, was nicht ein gleiches Elternpaar gehabt hat, so muß dieses Elternpaar wieder von einem gleichen stammen — und so zurück bis zu der Erschaffung des ersten Paares. Dort muß man immer wieder anlangen.

A. Ein „erstes" Paar! Wenn Sie wüßten, wie demjenigen, der den Geist des Entwicklungsgesetzes aufgefaßt hat, der Begriff von einem „Ersten" irgend einer Gattung überhaupt kindisch und vernunftbeleidigend erscheint, so würden Sie vermeiden, denselben ins Treffen zu führen. Jedes Ding, dessen Merkmale, dessen Existenz man konstatiert und

mit einem Namen versieht, muß schon sehr lange und in zahlreichen Exemplaren dagewesen sein, sonst bemerkt und benennt es niemand. Hat es je ein erstes Rennpferd, einen ersten Franzosen gegeben? — Den Widersinn solcher Fragen hat Ernst Haeckel treffend gezeigt. Gerade diese Unmöglichkeit, irgendwo im Reiche der belebten wie der leblosen Dinge, der Erfindungen wie der Künste irgend ein *Erstes* zu signalisieren, — gerade diese Unmöglichkeit schließt die Theorie der gesonderten Schöpfungsakte völlig aus. Überall bildet sich eines aus dem anderen, eines nach dem anderen. Jedes Ding ist eine Anhäufung von so vielen, in den verschiedensten Komplikationen vermischten Elementen, daß nichts plötzlich und nichts selbständig vom Himmel heruntergefallenes vorkommen kann — ein Regenwurm ebenso wenig wie ein k. k. Oberlandesappellationsgerichtsrat.

B. Redensarten, Ausflüchte ... Bringen Sie mir Beweise, dann will ich mich ja gerne fügen; so lange aber diese fehlen —

A. Sie selber würden wohl in größere Verlegenheit geraten, wenn ich von Ihnen den experimentellen Beweis eines Schöpfungsaktes und einen solchen für die Konstanz der Arten erbäte; denn wohin immer man sieht, es läßt sich nichts *ungewandeltes* zeigen — man müßte sich denn auf den Gesichtspunkt jener Eintagsfliegen beschränken, welche glauben, daß der Grashalm, auf welchem sie sitzen und auf welchem schon ihre Ahnen saßen, seit jeher derselbe geblieben — und folglich auch immer bleiben werde. Was uns betrifft, so sind wir um Beweise ja gar nicht verlegen und Ihr Ruf nach solchen zeigt nur, daß Sie das System, welches Sie leugnen, gar nicht studiert haben und wahrscheinlich von den Thatsachen nichts wissen, welche uns Paläontologie und Embryologie liefern, nichts von rudimentären Organen, nichts von den Analogien in der Sprachbildung, nichts von ... Nun, ich will nicht erst alle Grundlagen der Lehre aufzählen — haben Sie die Güte, sich vorerst damit bekannt zu machen, und dann können wir weiter disputieren.

Ja, das war es eben: Das ABC des Darwinismus wurde nicht offiziell gelehrt; von den Schulprogrammen ferngehalten, waren die Elementarregeln desselben nicht in die Massen gedrungen, aber die Massen fanden sich bewogen, über die letzten Konsequenzen einer Sache zu urteilen, von deren Prämissen sie keine Kenntnis hatten. Das gab dann für die Verfechter jener Konsequenzen einen schweren Stand — denn nicht nur demonstrieren zu sollen, daß und wieso b aus a folgt, sondern auch noch a selber der Länge nach erläutern zu müssen: das ist zu viel verlangt.

Die ärgsten Feinde der Evolutionslehre waren durchaus nicht die, welche ihre wissenschaftliche Berechtigung bezweifelten und sie durch wissenschaftliche Gründe zu widerlegen suchten — ihre ärgsten Feinde waren vielmehr die, welche ihr einen instinktiven Haß weihten. Ohne sich klar Rechenschaft darüber zu geben, worin der allfällige Wahrheits- oder allfällige Irrtumsgehalt der verpönten Lehre bestand, fühlten sie, daß deren Postulate im Widerspruch waren mit allen, allen ihren Lieblingsideen. Ebenso gab es auch unter den Anhängern der Evolutionstheorie solche, die sich weniger um die wissenschaftlichen Thatsachen kümmerten, die sich für Neanderschädel und Archäopterix und des Meisters Taubenzüchtung nicht erwärmten und die nur an den einen großen Gedanken ihren Glauben und ihre Begeisterung hingen: an den Begriff „Entwicklung". Denn hier fühlten auch sie instinktiv, daß die tausend Strebewünsche nach sozialer und moralischer Umgestaltung und Befreiung, welche ihre Zeit durchglühten, an der neuen Erkenntnis die kräftigste Stütze und Hilfe finden würden. Entfaltung als Naturgesetz erkannt, das war ihnen die sicherste Legitimation aller Freiheitsbestrebungen — denn was ist denn Freiheit anderes, als die ungehemmte Möglichkeit der Entfaltung? Überall hin die Kräfte wirken lassen, nach allen Seiten mit den Waffen der Überlegenheit um das Dasein kämpfen dürfen — was will die Freiheit anderes? So fanden sich alle, die bislang zerstreut für Schrankenniederreißung stritten — Arbeit, Handel, Frauen, Vernunft, Erziehung — nunmehr auf Einem

Felde zusammen und erkannten, daß sie im Grunde nach Einem Ziele strebten, nach einem von der Natur selber aufgestellten Ziele: volle Entfaltung. Und indem sich diese alle als Weg- und Kampfgenossen erkannten, versuchten sie auch nicht mehr, jeder einzeln, mit Hintansetzung des anderen durchzudringen; denn neben dem Entwicklungsgesetz ist ihnen zugleich das Gesetz der Korrelation klar geworden: sie wußten nun, daß ein Fortschritt, eine Wandlung auf einem Gebiete nicht möglich ist, ohne daß auf allen zusammenhängenden Gebieten mit der Umwandlung gleicher Schritt gehalten werde.

Und nicht nur ihr Ziel hatten die Evolutionisten erkannt, sie versuchten, wie schon früher gesagt, dessen Entfernung zu bemessen. Umwandlung und Fortschritt erschienen ihnen wohl als naturverbürgt, aber sie hatten auch die riesige Langsamkeit erkannt, mit welcher diese Dinge vor sich gehen und die tausend eisernen Widerstandsmächte abschätzen gelernt, welche, Radsparren gleich, den Lauf der rollenden Zeitmaschine hemmen, und mit den ungeheuren Summen der in den ererbten Zuständen noch wirkenden Triebkräfte hatten sie zu rechnen gelernt. So gab es denn unter den evolutionsgläubigen Freiheitssuchern keine sich überhastenden, mit Feuer und Schwert dreinfahrenden „Rebellen" mehr, keine zu Mord und Plünderung hetzenden Arbeiterführer, keine Dynamitbomben-schleudernden Fürstentöter. Auch die tollen Träume von Kommunismus und Anarchismus wurden in ihren Reihen nicht länger geträumt und die Politik der zerrissenen Kittel und schmutzigen Hände fand unter ihnen keine Vertreter. Die Philosophie des Darwinismus — d. i. die Anerkennung durch Vererbung gehäufter Vorzüge und fortschreitender Veredlung — die war durchweg eine aristokratische. Nicht nur „noblesse oblige", sondern für alle, die im Daseinskampf obsiegen wollten — noblesse obligée.

Freilich handelte es sich da nimmer um den mit zackigen Kronen und wappenbemalten Schildern identifizierten Adelsbegriff, sondern um den Adel der Tüchtigkeit — körperlich und seelisch — um die Attribute der Vollmenschlichkeit. Denn das

sahen die Anhänger der Entwicklungslehre auch deutlich kommen, daß unter der Gattung „Mensch" langsam eine höhere Varietät sich herauszudifferenzieren begann, welche einst berechtigt sein würde, auf die maschinenalterlichen Vorfahren herabzublicken, wie diese auf den vorgeschichtlichen Urmenschen herabblickten. Und würde dieser künftige Vollmensch etwa in antidarwinistischem Geiste urteilen, so müßte er mit Entrüstung die Zumutung verwerfen, daß er von so niedrigen Geschöpfen abstamme, wie die in den Naturgeschichten des Maschinenalters noch als „Menschen" angeführten Wilden.

Doch diese Ausblicke in fernere Entwicklungsstadien wollen wir für die Schluß-Vorlesung vorbehalten. Hier sei noch eines Umschwunges erwähnt, den die evolutionistische Denkweise — die Naturerkenntnis überhaupt — in das weitere Verhalten der Menschheit gebracht hat. Allen Erscheinungen, also auch den sozialen, ward von da ab mit der Überzeugung entgegengetreten, daß dieselben das waren, was sie sein mußten. Jedes existierende Ding, jeder Zustand ist so da, wie er nicht anders da sein könnte, eine mit Naturnotwendigkeit eingetretene Folge vorhergegangener zwingender Ursachen. Ehe sie zu dieser Auffassung gelangt war, ist die Menschheit allen Übelständen gegenüber stets im Krieg mit den Folgen gelegen, ohne nur daran zu denken, daß vor allem die Ursachen wegzuräumen wären. Sämtliche Predigten, Vertilgungsanschläge, Heilversuche und Schutzmittel waren stets gegen Ergebnisse, gegen Symptome gerichtet worden und daher so erfolglos. Die Naturkunde, wie sie im Maschinenalter durchzudringen begann, das Walten der unverrückbaren Naturnotwendigkeit entschleiernd, die zeigte, daß jeder Übelstand auf weitzurückliegenden Ursachen beruht und daher „an sich" nicht behoben werden kann und nicht geschmäht zu werden verdient; die Transmutationstheorie zeigte ferner, daß dieses „muß", welches jeden gegenwärtigen Zustand bedingt und entschuldigt, durchaus nicht bindend für die Zukunft ist, weil ja die Ursache geändert oder weggeschafft werden kann. Die den sozialen Erscheinungen zugrunde liegenden Elemente sind ja allesamt menschliche Einrichtungen. Sobald die Ein-

richtungen als Ursache der folgenden Unzuträglichkeiten erkannt waren, konnte man an die Aufhebung dieser Grundursachen gehen, ohne weiter Zeit und Zorn an das vergebliche Bemühen zu verschwenden, die unvermeidlichen Unzuträglichkeiten wegzupredigen und anzugreifen. Aber auch das Gehen- und Geschehenlassen, welches man früher den Übelständen gegenüber walten ließ, wenn man die Unmöglichkeit ihrer Wegräumung eingesehen, fiel weg — denn es war die neue Einsicht hinzugetreten, daß die Wurzel besagter Übelstände etwas ausrottbares sei. Zuerst und vor allem ließ man es sich daher angelegen sein, diese Wurzel aufzufinden und bloszulegen. Alle Ungerechtigkeiten, alle Mißbräuche in den sozialen Verhältnissen — als da sind: Sklaventum, Arbeiterelend u. dgl. — beruhten auf irgend einer fundamentalen Ungerechtigkeit, auf irgend einem von den Menschen — nicht von der Natur — begangenen Fehler. Und Fehler lassen sich gutmachen, Irrtümer lassen sich berichtigen. Freilich nur unter der Voraussetzung, daß man sie als solche erkenne. So war und bleibt die Erkenntnis das Prinzip aller Kulturentwicklung; und der von uns studierten Epoche dürfen wir — trotz der zahlreichen, traurigen, alten Barbarei — das Verdienst nicht schmälern, daß in ihr die Erkenntnis durch die Auffindung der Entwicklungstheorie einen der entscheidendsten Schritte auf dem Wege ihrer eigenen Entwicklung gemacht hat.

IX.

Blicke in die Zukunft.

Die Menschen des Maschinenalters hatten nur eine gar kurze geschichtliche Vergangenheit hinter sich. Aber eben, weil dieselbe so kurz war, schien sie ihnen um so länger. Das gleiche sehen wir bei Kindern: je jünger dieselben sind, desto mehr Respekt flößt ihnen die Dauer eines Jahres ein. Was vor einem oder gar vor zwei Jahren geschehen, das scheint in graue Vorzeit entrückt, was in einem Jahre bevorsteht, das liegt so fern, so fern, als wäre es gar nicht zu erleben. Erst wenn sich die Jahre mehren, wenn man erwachsen, oder gar, wenn man alt geworden, da lernt man erkennen, wie schnell doch so ein Jährchen um das andere verfliegt. Daß die Menschheit, als solche, im neunzehnten Jahrhundert noch ein Kind war, das wissen wir, Erwachsene, gar wohl und unter anderen Merkzeichen ihrer Kindlichkeit ist auch die gewaltige Ehrfurcht zu rechnen, die ihr der Begriff Säculum einflößte. Was ein paar Jahrhundertchen zurücklag, dessen konnte sie sich kaum mehr entsinnen, davon glaubte sie sich himmelweit vorgeschritten, und das ins Auge zu fassen, was in einigen Jahrhunderten werden sollte, davor schwindelte ihr. In so unabsehbare Ferne blickte sie lieber gar nicht hin, das glaubte sie nimmer erreichen zu können. Dahinter lag wohl schon das „Ende der Welt", nach dessen Abspielung dann eine dauerlose Ewigkeit im Reich der Geister anheben mochte; aber sich selber nach Jahrtausenden,

nach Jahrhunderttausenden noch lebend, noch auf Erden wandelnd sich vorzustellen, das fiel ihr nicht ein.

Ja wohl, ein Kind — in jeder Hinsicht ein recht kindisches Kind — war die Menschheit der damaligen Epoche. Oder war sie nicht furchtbar nahe vor der Windelzeit, die ganz ohne Bewußtsein ist — sie nannten es prähistorisch —; war sie nicht noch mit allen Anschauungen und Einrichtungen in jener Kinderstube fußend, welche sie Altertum und Mittelalter nannte, und welcher sie wähnte, schon so entwachsen zu sein? Glaubte sie nicht noch die alten Ammenmärchen? Spielte sie nicht noch Soldaten? War sie nicht noch gegen ihre Mitgeschöpfe — Tier und Mensch — von jener achtlosen Grausamkeit, die das Knabenalter kennzeichnet? Gab es da nicht Streit und Rauferei und Schläge über die nichtigsten Kleinigkeiten — sie nannten es Politik —, nicht dasselbe In-den-Tag-hineinleben, derselbe Mangel an klugheitsschaffender Welterfahrung, dasselbe leichtsinnige, ausgelassene — nur vor der Zuchtrute des „Vaters da oben" ein wenig zitternde — Gebahren, derselbe enge, jämmerlich enge, über ein paar auswendiggelernte Schulregeln nicht hinausgehende Gedankenhorizont? ... Es war aber auch gesunde Wachstumskraft in dem Kinde, ein Dehnen und Strecken seiner Glieder, daß der alte Schulkittel in allen Nähten platzte, ein Sehnen nach mehr geahnten als gekannten Jugendfreuden, nach endlichem Mündigwerden ...

Ohne Bild: Der Sinn einer großen Anzahl Geister war nach der Zukunft gerichtet. Viele erkannten deutlich das Herannahen einer neuen Zeit und arbeiteten daran — auf den verschiedensten Gebieten — dieser Zukunft, welche sie als eine bessere begrüßten, die Wege zu ebnen.

Dämmerung herrscht noch, lastende, dumpfe,
Doch dem Gewaltigen, das wir ahnen,
Wollen wir tapfer die Wege bahnen,
Daß es einherzieht im Triumphe.
Und mir ist, als sänke der Schleier
Mir vor Augen; klarer und freier,
Vor des Zweifels Stürmen bewahrt,
Schau ich das Ziel meiner Pilgerfahrt.
Sieh, o Geschick, in hoffender Stille

Fleht meine Seele um Mut und Stärke,
Gieb ihr die Kraft zum heilsamen Werke
Und beflügeln wird sie der Wille.
Scharen die Tapferen sich wieder zusammen,
Blitzen die Schwerter in heiligen Flammen,
Leuchtet der Morgen des Geistes herein,
Laß mich unter den Streitern sein. (Ludwig Fulda.)

Ja, das „Ziel der Pilgerfahrt" sahen gar manche; sie wußten aber auch, daß sie es persönlich — in der ihnen knapp zugemessenen Lebenszeit — nicht erreichen konnten. Sie arbeiteten, wie einst die Frommen, für jenseits — aber nicht jenseits der Erde, sondern jenseits der lebenden Generation. Nach Seligkeit ging nach wie vor alles edle Streben, aber nicht nach Himmelsfreuden für das eigene Ich, sondern nach dem irdischen Glück der kommenden Geschlechter. Das war — so fern man das Wort Religion nach seiner Etymologie als „Band" auffaßt — das war die neue Religion, welche die von alten Dogmen befreiten und von Menschenliebe erglühenden Geister verband — die Religion des Altruismus, oder mit anderem Ausdruck — der Humanität. Ihr Reich war zwar von dieser Welt, es war aber nicht von der Gegenwart. In den Zuständen, die rings herrschten und die alle noch auf der Grundlage der Ich- und Herrschsucht aufgebaut waren, konnten die altruistischen Ideale der Gerechtigkeit und Milde sich unmöglich verwirklichen; daher war alles Sinnen und Trachten der Humanitäts-Adepten auf die Abänderung der herrschenden Zustände gerichtet, und daher auch war den Trägen und den Beharrenden — sie nannten sich Konservative — nichts so verdächtig und nichts so verhaßt, als der sogenannte „Humanitätsschwindel".

Ich muß Sie bitten, meine geehrten Zuhörer, mir Glauben zu schenken und meiner Versicherung zu vertrauen, daß ich durch fleißiges, sehr eingehendes und durch glückliche Funde begünstigtes Quellenstudium zu der Kenntnis gelangt bin, daß die erfreulichen Zustände, in welchen es uns vergönnt ist zu leben, im Maschinenalter nicht nur vorausgesehen, sondern allenthalben schon thatkräftig vorbereitet wurden. Wir sind ge-

wohnt, von der Entfernung, in der wir uns befinden und von welcher wir nur die großen Züge ausnehmen können, jene Zeit als in tiefes Elend und in tiefe Finsternis versunken zu betrachten, und es wird allgemein angenommen, daß die Leute dieses Elend und diese Finsternis nicht als solche erkannten, sondern dieselben ebenso widerspruchslos, als etwas selbstverständliches, hinnahmen, wie einst, in noch grauerer Vorzeit, der Molochdienst und die Sklaverei hingenommen wurden. Aber dem war nicht so. Aus authentischen Urkunden, die mir zu Handen gekommen, kann ich Ihnen zeigen, daß die Maschinenaltler die Schäden ihrer Zeit nicht nur gar wohl erkannten, sondern auch Vereine und Körperschaften bildeten, die es sich zur Aufgabe machten, jene Schäden aufzuheben. Aus den zeitgenössischen offiziellen Tagesblättern, den Gesetzgebungen, Regierungserlassen, Parlamentserlassen, kurz aus den Äußerungen des öffentlichen Lebens geht jedoch hervor, daß der Charakter dieser Bestrebungen von der Allgemeinheit ignoriert wurde, daß neunundneunzig Hundertstel der Bevölkerung — die einen in Saus und Braus, die anderen in bitterer Not — dahinlebten, ohne von den Studien und Plänen des übrigen Hundertstel nur eine Ahnung zu haben.

Lassen Sie mich Ihnen einige dieser Bündnisse, von welchen mir Kenntnis geworden ist, nun vorführen. Auf Vollständigkeit kann mein Bericht natürlich keinen Anspruch erheben. Wenn so viele Zeitgenossen — in Folge der offiziellen Nichtbeteiligung — über die wichtigsten und segensreichsten Bestrebungen einzelner Geister in Unwissenheit blieben, um wie viel verzeihlicher ist es für uns, den zeitlich so Fernstehenden, wenn wir in dieser Hinsicht nur sehr lückenhaft unterrichtet sind.

Von der Freimaurerei will ich Ihnen nichts erzählen. Dieselbe war keine Schöpfung und bildete keinen hervorragenden Zug des Maschinenalters. Sie bestand zwar nach wie vor, aber von so vielem alten Zeremonien- und Mysterienplunder durchsickert, von so verschiedenartigen gesellschaftlichen und religiösen Elementen in den verschiedenartigsten Richtungen ver-

dreht, daß die Träger des wahrhaft modernen Geistes darin keine rechte Befriedigung mehr fanden. Eine bemerkenswerte Phase im Freimaurertum des Maschinenalters wurde nur dadurch herbeigeführt, daß plötzlich vom päpstlichen Stuhle aus ein Anathema über dasselbe fiel, welches ebenso unzeitgemäß als unbegründet von den barokksten Anschuldigungen begleitet war. Eine boshafte Verschwörerbande, durch Eide gebunden, bei Todesstrafe die schwärzesten Verbrechen auszuführen: das war im Sinne jener Encyklika diese harmlose Bruderschaft der stillen Wohlthätigkeit und der allgemeinen Menschenliebe.

Aber wohlthun, d. h. Almosengeben, einzelnes Elend mildern: das wollte dem neuen Geist nicht mehr genügen. Ein anderes Problem ward dem Elend gegenüber aufgestellt, als das Problem der Milderung. Nämlich — Abschaffung. War nach und nach Menschenfresserei, Sklaventum, Leibeigenschaft abgeschafft worden, warum nicht auch noch diese letzte Form der Unterdrückung — die Armut? Es ist schwer, heutzutage sich eine zutreffende Vorstellung von dem Ding zu machen, welches damals Elend hieß, und namentlich sich dasselbe als den Zustand zu denken, unter dem die weitaus überwiegenden Massen der menschlichen Gesellschaft zu leiden hatten. Wenn man einer Zuhörerschaft des Maschinenalters Vorträge hielt über das Gebahren und die Werkzeuge der Folterjustiz, so geschah es, daß jene sich abwendeten und nicht hören wollten: „Zu gräßlich! Unbegreiflich! Wie konnten doch die Menschen so grausam sein!“ — Wenn ich nun versuchen werde, Ihnen zu schildern, wie das Elend beschaffen war, welches die Menschheit des an Glücksgütern schon so reichen neunzehnten Jahrhunderts litt — und nicht einzelne waren es, die so darbten, einzelne vielmehr waren diejenigen, die ein nach unseren Begriffen menschenwürdiges Dasein führen konnten — wenn ich Ihnen das nunmehr erzähle, so werden Sie vielleicht auch nicht hören wollen und mir schaudernd Schweigen gebieten. Soll ich Sie erinneren, daß ehrliche Wissenschaftlichkeit immer einen gewissen Mutaufwand erfordert?

Das Wort leben hat für uns so ziemlich denselben Klang wie das Wort genießen. Für jene ungezählten Tausende hingegen hieß leben — entbehren. Die Not, der Hunger, der Schmutz, die Kälte, die äußerste Arbeitsanstrengung, die Sorge und wie alle diese Plagen heißen, welche die Reichen bei sich schon glücklich ausgerottet hatten, die fielen nicht nur zeitweilig in das Leben der Armen ein, nein — ich verlange von Ihrer Einbildungskraft noch größere Anspannung — nicht zeitweilig, sondern täglich, täglich von Sonnenaufgang bis zur Nacht und das ganze Leben hindurch, von der Geburt bis zum Tod ... Dazwischen auch noch Krankheit, häuslicher Zwist, Schläge, Säuferwahnsinn; und ausgeschlossen alles, was das Menschenleben über das Tierleben erhebt, nämlich die geistigen Freuden, welche durch Anteilnahme an den Schätzen der Kunst und des Wissens erwachsen; keine, keine einzige Stunde des langen geplagten Arbeitstages für Ruhe und Vergnügen, keine einzige Woche des langen mühseligen Arbeitsjahres zu einer Erholungsfahrt in die blühende Natur hinaus. Und schlimmer noch als die harte Zwangsarbeit mitunter die Arbeitslosigkeit — das Gespenst des Hungertodes und der Verzweiflung, und am allerschlimmsten dann — des Unglücks grauenvollste Tiefe — das Versinken in Laster und Verbrechen.

Für letzteres hielt wohl die Gesellschaft Verachtung und Strafe bereit, doch die Verhütung ließ sie sich nur wenig angelegen sein. Die Not abschaffen — das heißt die Grundursache von Unglück, Laster und Verbrechen ausrotten: das war das Problem. Den meisten Besitzenden schien es freilich, als wäre die bloße Aufstellung dieses Problems ein frevelhaftes Eingreifen in die göttliche Weltordnung; denn was sie fürchteten, war, daß man ihnen ihren Besitz gewaltsam entreißen würde, um ihn unter die Armen zu verteilen, und dann fahr' wohl, Reichtum — fahrt wohl auch, alle Bequemlichkeiten; denn wer wird dann, wenn es keine armen Teufel mehr gäbe, die Bequemlichkeiten herschaffen?

Sie wissen ja — ich brauche Ihnen diese Phase der Geschichte nicht des näheren zu erläutern — das Ding war das

an allen Ecken und Enden auftauchende — von den meisten leichtfertig übersehene — Schreckgespenst, die Sorge der Denker und Gesetzgeber, das grollende und hassende Streben der Armen, die dumpfe Furcht der Reichen, mit einem Wort — die soziale Frage. Sie wissen, wie die Lösung derselben herbeigeführt worden, und worin sie bestand; denn das bildet ja einen der wichtigsten Abschnitte in der Entwicklungsgeschichte unseres Geschlechtes: mit der Überwindung des Elendes hat sich erst die Menschwerdung von neun Zehntel der damaligen sogenannten zivilisierten Menschheit vollzogen. Was ich Ihnen hier mitzuteilen gedenke, ist weder die Entstehung, noch die Begründung, noch der thatsächliche Verlauf der sozialen Frage; ich will Ihnen nur die Blicke zeigen, welche mit Bezug darauf von der damaligen Gegenwart in die Zukunft geworfen wurden.

Die Einen sahen folgendes kommen: das immer steigende Ansammeln der Glücksgüter in einzelnen Händen, das Zum-Himmelwachsen gewisser Kapitalsmassen und dadurch das immer wachsende Elend des vierten Standes, das fortgesetzte Sinken des Arbeitslohnes, das zunehmende Schwinden der Arbeitsgelegenheit. Sie sahen diesen Zustand der Ungerechtigkeit gesteigert bis zu der äußersten Grenze — nämlich bis zur Unerträglichkeit. Wenn einmal etwas nicht mehr ertragen werden kann, dann folgt die Empörung, der Aufstand, wild wie Vulkanausbruch, wie einreißende Flut. Schrecklicher als die französische Revolution gewesen, wo der lang geknechtete Bauer gegen die Ausbeutung durch Hof und Adel sich erhoben, sahen jene die Revolution des gegen den Druck des Kapitals sich aufbäumenden Arbeiters hereinbrechen. Sengend, mordend, alles Bestehende — Staat, Gesellschaft, Besitz — unter der Wucht ihres tobenden Zornes zermalmend, so stellten sich jene Schwarzseher die Horden vor, welche — schon jetzt in vereinzelten kleinen Aufständen, Arbeitseinstellungen, brandrednerischen Versammlungen zu der Hauptaktion sich rüstend — mit nächstem einen Weltuntergang herbeiführen würden.

Andere blickten sorgloser in die Zukunft: Ah bah, mit dem Gesindel wird man schon fertig werden: nur recht stramme

Zucht, scharfe Gesetze, Landesverweisung, Eingreifen des Militärs . . . wenn Arbeiter streiken, müssen die Soldaten in Fabriken und Minen aushelfen — nötigenfalls dreinschießen; unterdessen etwas staatliche Abhilfe mittels Unfallsversicherungen und Altersversorgungen — dabei fleißiges Anhalten zu Genügsamkeit, zu religiöser Ergebung, zu Glaubensstärke und Unterthanentreue . . . Mit alledem wird sich das Ding schon geben.

Eine dritte Kategorie von Zukunftsſehern bildeten endlich die, welche eine Umänderung der unerträglich zu werden drohenden Zustände forderten, aber eine auf friedlichem Wege, mit Zustimmung des geordneten Staates herbeizuführende Umänderung. Diese Klasse fand sich weniger unter den Leidenden als unter den Mitleidenden. Ihre Lage war keine unerträgliche, aber ihr gesteigerter Altruismus fing an, den Gedanken an die Leidenslagen der Anderen nicht mehr ertragen zu können. Ein neues — von der alten Welt ganz ungekanntes — Bedürfnis, das Bedürfnis nach dem Allwohl, hatte sich da zu regen begonnen und suchte nach Befriedigung. Natürlich waren es nur die Vorgeschrittensten ihrer Zeit, die diesen veredelten Trieb empfanden, und diese waren folglich auch die geistig ausgebildetsten. Demnach faßten sie das Problem, frei von aller selbstsüchtigen Leidenschaft, von der gegenständlichen Seite auf und suchten mit Anwendung von Verstandesschlüssen dasselbe zu ergründen. Laßt uns sehen — sagten sie —, das Elend der Massen kann nur auf einer sittlichen; die zunehmende Mangelhaftigkeit der Güterverteilung nur auf einem wirtschaftlichen Unrecht beruhen. Jedes sittliche Unrecht wurzelt in einem Gerechtigkeits-, jedes wirtschaftliche in einem Rechenfehler. Es handelt sich nur darum, diesen Fehler zu finden, der Mitwelt aufzudecken und in allgemeinem Einverständnis denselben zu tilgen. Die Mißstände in der Gesellschaft sind kein Produkt unabwendbarer Naturgesetze, sondern das Produkt ungeschickter Gesellschaftseinrichtungen. Wir müssen uns eben anders einrichten.

Die so sprachen, die so grübelten, die das Ergebnis ihres Grübelns in praktischen Vorschlägen kundgaben, die wurden —

es ist mir unerfindlich warum — von der Mehrzahl als die Gefährlichsten verdächtigt. Sie, die den Leuten doch aus der Gefahr das Rettungsseil hinwerfen wollten, hielt man für die schlimmsten Feinde, für Hetzer und Wühler. Die Profeten des Unterganges schenkten den Reform-Planenden ebenso wenig Vertrauen, als die Massen, aber aus anderen Gründen. Diese glaubten in dem kommenden Verhängnis eine jener unabwendbaren Naturumwälzungen zu erkennen, welche zeitweise im Lauf der Geschichte eintreten müssen, um neue, verbesserte Zustände zu schaffen. Völkerwanderung, Bauernkrieg, Zusammensturz von Weltreichen: solche Ereignisse von elementarer Kraft seien durch Raisonnieren und Parlamentieren nicht abzuwenden. Diese übersahen, daß, was in früheren Zeiten notwendig eintraf, nicht in aller Zukunft sich wiederholen muß. Sie übersahen, daß die Menschheit in eine neue Phase — nämlich die der Erkenntnis — getreten war, daß damit ihrer ferneren Entwicklung ein früher nicht vorhandenes Element beigerechnet werden mußte — nämlich die Möglichkeit der Selbstbestimmung. Bis dahin war der Gang der Dinge von der Herrschaft der Natur über den Menschen bestimmt worden, von nun an konnte die Herrschaft des Menschen über die Natur beginnen. Ändern konnte er an ihren Gesetzen und Wirkungen freilich nichts — aber dieselben berechnen und benützen, oder berechnen und vermeiden. Jawohl, sagten die Reformanwälte, *wenn* die Ungerechtigkeitsgrundlage, auf welcher die schweren, gefahrdrohenden Mißzustände der Gegenwart ruhen, nicht aufgehoben wird, *wenn* man trotz aller Argumente der Vernunft, trotz aller Alarmrufe des Elendes, letzteres bis zur Unerträglichkeit anschwellen läßt, dann allerdings muß alles zusammenbrechen. Aber das ist ja nicht nötig. Wir wollen uns zusammenthun, die Frage nach der wissenschaftlichen Seite hin ergründen und an der Hand der gewonnenen statistischen, mathematischen und wirtschaftlichen Ergebnisse Abhilfe schaffen. Was Menschen gefehlt haben, können Menschen wieder gutmachen. Die Reformen, welche wir vorschlagen, lassen sich ohne Gewaltthat, ohne Härte, ohne Kränkung privater Rechte, ohne plötzlichen Umsturz

richtungen als Ursache der folgenden Unzuträglichkeiten erkannt waren, konnte man an die Aufhebung dieser Grundursachen gehen, ohne weiter Zeit und Zorn an das vergebliche Bemühen zu verschwenden, die unvermeidlichen Unzuträglichkeiten wegzupredigen und anzugreifen. Aber auch das Gehen- und Geschehenlassen, welches man früher den Übelständen gegenüber walten ließ, wenn man die Unmöglichkeit ihrer Wegräumung eingesehen, fiel weg — denn es war die neue Einsicht hinzugetreten, daß die Wurzel besagter Übelstände etwas ausrottbares sei. Zuerst und vor allem ließ man es sich daher angelegen sein, diese Wurzel aufzufinden und bloszulegen. Alle Ungerechtigkeiten, alle Mißbräuche in den sozialen Verhältnissen — als da sind: Sklaventum, Arbeiterelend u. dgl. — beruhten auf irgend einer fundamentalen Ungerechtigkeit, auf irgend einem von den Menschen — nicht von der Natur — begangenen Fehler. Und Fehler lassen sich gutmachen, Irrtümer lassen sich berichtigen. Freilich nur unter der Voraussetzung, daß man sie als solche erkenne. So war und bleibt die Erkenntnis das Prinzip aller Kulturentwicklung; und der von uns studierten Epoche dürfen wir — trotz der zahlreichen, traurigen, alten Barbarei — das Verdienst nicht schmälern, daß in ihr die Erkenntnis durch die Auffindung der Entwicklungstheorie einen der entscheidendsten Schritte auf dem Wege ihrer eigenen Entwicklung gemacht hat.

IX.

Blicke in die Zukunft.

ie Menſchen des Maſchinenalters hatten nur eine gar
geſchichtliche Vergangenheit hinter ſich. Aber eben, weil
ſo kurz war, ſchien ſie ihnen um ſo länger. Das
ſehen wir bei Kindern: je jünger dieſelben ſind, deſto
Reſpekt flößt ihnen die Dauer eines Jahres ein. Was
em oder gar vor zwei Jahren geſchehen, das ſcheint in
Vorzeit entrückt, was in einem Jahre bevorſteht, das
fern, ſo fern, als wäre es gar nicht zu erleben. Erſt
ich die Jahre mehren, wenn man erwachſen, oder gar,
nan alt geworden, da lernt man erkennen, wie ſchnell
ein Jährchen um das andere verfliegt. Daß die Menſch-
ls ſolche, im neunzehnten Jahrhundert noch ein Kind
as wiſſen wir, Erwachſene, gar wohl und unter anderen
ichen ihrer Kindlichkeit iſt auch die gewaltige Ehrfurcht
nen, die ihr der Begriff Säculum einflößte. Was
r Jahrhundertchen zurücklag, deſſen konnte ſie ſich kaum
ntſinnen, davon glaubte ſie ſich himmelweit vorgeſchritten,
s ins Auge zu faſſen, was in einigen Jahrhunderten
ſollte, davor ſchwindelte ihr. In ſo unabſehbare Ferne
ie lieber gar nicht hin, das glaubte ſie nimmer erreichen zu
. Dahinter lag wohl ſchon das „Ende der Welt", nach
Abſpielung dann eine dauerloſe Ewigkeit im Reich der
anheben mochte; aber ſich ſelber nach Jahrtauſenden,

nach Jahrhunderttausenden noch lebend, noch auf Erden wandelnd sich vorzustellen, das fiel ihr nicht ein.

Ja wohl, ein Kind — in jeder Hinsicht ein recht kindisches Kind — war die Menschheit der damaligen Epoche. Oder war sie nicht furchtbar nahe vor der Windelzeit, die ganz ohne Bewußtsein ist — sie nannten es prähistorisch —; war sie nicht noch mit allen Anschauungen und Einrichtungen in jener Kinderstube fußend, welche sie Altertum und Mittelalter nannte, und welcher sie wähnte, schon so entwachsen zu sein? Glaubte sie nicht noch die alten Ammenmärchen? Spielte sie nicht noch Soldaten? War sie nicht noch gegen ihre Mitgeschöpfe — Tier und Mensch — von jener achtlosen Grausamkeit, die das Knabenalter kennzeichnet? Gab es da nicht Streit und Rauferei und Schläge über die nichtigsten Kleinigkeiten — sie nannten es Politik —, nicht dasselbe In-den-Tag-hineinleben, derselbe Mangel an klugheitsschaffender Welterfahrung, dasselbe leichtsinnige, ausgelassene — nur vor der Zuchtrute des „Vaters da oben" ein wenig zitternde — Gebahren, derselbe enge, jämmerlich enge, über ein paar auswendiggelernte Schulregeln nicht hinausgehende Gedankenhorizont? ... Es war aber auch gesunde Wachstumskraft in dem Kinde, ein Dehnen und Strecken seiner Glieder, daß der alte Schulkittel in allen Nähten platzte, ein Sehnen nach mehr geahnten als gekannten Jugendfreuden, nach endlichem Mündigwerden ...

Ohne Bild: Der Sinn einer großen Anzahl Geister war nach der Zukunft gerichtet. Viele erkannten deutlich das Herannahen einer neuen Zeit und arbeiteten daran — auf den verschiedensten Gebieten — dieser Zukunft, welche sie als eine bessere begrüßten, die Wege zu ebnen.

Dämmerung herrscht noch, lastende, dumpfe,
Doch dem Gewaltigen, das wir ahnen,
Wollen wir tapfer die Wege bahnen,
Daß es einherzieht im Triumphe.
Und mir ist, als sänke der Schleier
Mir vor Augen; klarer und freier,
Vor des Zweifels Stürmen bewahrt,
Schau ich das Ziel meiner Pilgerfahrt.
Sieh, o Geschick, in hoffender Stille

Fleht meine Seele um Mut und Stärke,
Gieb ihr die Kraft zum heilsamen Werke
Und beflügeln wird sie der Wille.
Scharen die Tapferen sich wieder zusammen,
Blitzen die Schwerter in heiligen Flammen,
Leuchtet der Morgen des Geistes herein,
Laß mich unter den Streitern sein. (Ludwig Fulda.)

Ja, das „Ziel der Pilgerfahrt" sahen gar manche; sie wußten aber auch, daß sie es persönlich — in der ihnen knapp zugemessenen Lebenszeit — nicht erreichen konnten. Sie arbeiteten, wie einst die Frommen, für jenseits — aber nicht jenseits der Erde, sondern jenseits der lebenden Generation. Nach Seligkeit ging nach wie vor alles edle Streben, aber nicht nach Himmelsfreuden für das eigene Ich, sondern nach dem irdischen Glück der kommenden Geschlechter. Das war — so fern man das Wort Religion nach seiner Etymologie als „Band" auffaßt — das war die neue Religion, welche die von alten Dogmen befreiten und von Menschenliebe erglühenden Geister verband — die Religion des Altruismus, oder mit anderem Ausdruck — der Humanität. Ihr Reich war zwar von dieser Welt, es war aber nicht von der Gegenwart. In den Zuständen, die rings herrschten und die alle noch auf der Grundlage der Ich- und Herrschsucht aufgebaut waren, konnten die altruistischen Ideale der Gerechtigkeit und Milde sich unmöglich verwirklichen; daher war alles Sinnen und Trachten der Humanitäts-Adepten auf die Abänderung der herrschenden Zustände gerichtet, und daher auch war den Trägen und den Beharrenden — sie nannten sich Konservative — nichts so verdächtig und nichts so verhaßt, als der sogenannte „Humanitätsschwindel".

Ich muß Sie bitten, meine geehrten Zuhörer, mir Glauben zu schenken und meiner Versicherung zu vertrauen, daß ich durch fleißiges, sehr eingehendes und durch glückliche Funde begünstigtes Quellenstudium zu der Kenntnis gelangt bin, daß die erfreulichen Zustände, in welchen es uns vergönnt ist zu leben, im Maschinenalter nicht nur vorausgesehen, sondern allenthalben schon thatkräftig vorbereitet wurden. Wir sind ge-

wohnt, von der Entfernung, in der wir uns befinden und von welcher wir nur die großen Züge ausnehmen können, jene Zeit als in tiefes Elend und in tiefe Finsternis versunken zu betrachten, und es wird allgemein angenommen, daß die Leute dieses Elend und diese Finsternis nicht als solche erkannten, sondern dieselben ebenso widerspruchslos, als etwas selbstverständliches, hinnahmen, wie einst, in noch grauerer Vorzeit, der Molochdienst und die Sklaverei hingenommen wurden. Aber dem war nicht so. Aus authentischen Urkunden, die mir zu Handen gekommen, kann ich Ihnen zeigen, daß die Maschinenaltler die Schäden ihrer Zeit nicht nur gar wohl erkannten, sondern auch Vereine und Körperschaften bildeten, die es sich zur Aufgabe machten, jene Schäden aufzuheben. Aus den zeitgenössischen offiziellen Tagesblättern, den Gesetzgebungen, Regierungserlassen, Parlamentserlassen, kurz aus den Äußerungen des öffentlichen Lebens geht jedoch hervor, daß der Charakter dieser Bestrebungen von der Allgemeinheit ignoriert wurde, daß neunundneunzig Hundertstel der Bevölkerung — die einen in Saus und Braus, die anderen in bitterer Not — dahinlebten, ohne von den Studien und Plänen des übrigen Hundertstel nur eine Ahnung zu haben.

Lassen Sie mich Ihnen einige dieser Bündnisse, von welchen mir Kenntnis geworden ist, nun vorführen. Auf Vollständigkeit kann mein Bericht natürlich keinen Anspruch erheben. Wenn so viele Zeitgenossen — in Folge der offiziellen Nichtbeteiligung — über die wichtigsten und segensreichsten Bestrebungen einzelner Geister in Unwissenheit blieben, um wie viel verzeihlicher ist es für uns, den zeitlich so Fernstehenden, wenn wir in dieser Hinsicht nur sehr lückenhaft unterrichtet sind.

Von der Freimaurerei will ich Ihnen nichts erzählen. Dieselbe war keine Schöpfung und bildete keinen hervorragenden Zug des Maschinenalters. Sie bestand zwar nach wie vor, aber von so vielem alten Zeremonien- und Mysterienplunder durchsickert, von so verschiedenartigen gesellschaftlichen und religiösen Elementen in den verschiedenartigsten Richtungen ver-

dreht, daß die Träger des wahrhaft modernen Geistes darin keine rechte Befriedigung mehr fanden. Eine bemerkenswerte Phase im Freimaurertum des Maschinenalters wurde nur dadurch herbeigeführt, daß plötzlich vom päpstlichen Stuhle aus ein Anathema über dasselbe fiel, welches ebenso unzeitgemäß als unbegründet von den barokſten Anschuldigungen begleitet war. Eine boshafte Verschwörerbande, durch Eide gebunden, bei Todesstrafe die schwärzesten Verbrechen auszuführen: das war im Sinne jener Encyklika diese harmlose Bruderschaft der stillen Wohlthätigkeit und der allgemeinen Menschenliebe.

Aber wohlthun, d. h. Almosengeben, einzelnes Elend mildern: das wollte dem neuen Geist nicht mehr genügen. Ein anderes Problem ward dem Elend gegenüber aufgestellt, als das Problem der Milderung. Nämlich — Abschaffung. War nach und nach Menschenfresserei, Sklaventum, Leibeigenschaft abgeschafft worden, warum nicht auch noch diese letzte Form der Unterdrückung — die Armut? Es ist schwer, heutzutage sich eine zutreffende Vorstellung von dem Ding zu machen, welches damals Elend hieß, und namentlich sich dasselbe als den Zustand zu denken, unter dem die weitaus überwiegenden Massen der menschlichen Gesellschaft zu leiden hatten. Wenn man einer Zuhörerschaft des Maschinenalters Vorträge hielt über das Gebahren und die Werkzeuge der Folterjustiz, so geschah es, daß jene sich abwendeten und nicht hören wollten: „Zu gräßlich! Unbegreiflich! Wie konnten doch die Menschen so grausam sein!“ — Wenn ich nun versuchen werde, Ihnen zu schildern, wie das Elend beschaffen war, welches die Menschheit des an Glücksgütern schon so reichen neunzehnten Jahrhunderts litt — und nicht einzelne waren es, die so darbten, einzelne vielmehr waren diejenigen, die ein nach unseren Begriffen menschenwürdiges Dasein führen konnten — wenn ich Ihnen das nunmehr erzähle, so werden Sie vielleicht auch nicht hören wollen und mir schaudernd Schweigen gebieten. Soll ich Sie erinneren, daß ehrliche Wissenschaftlichkeit immer einen gewissen Mutaufwand erfordert?

Das Wort leben hat für uns so ziemlich denselben Klang wie das Wort genießen. Für jene ungezählten Tausende hingegen hieß leben — entbehren. Die Not, der Hunger, der Schmutz, die Kälte, die äußerste Arbeitsanstrengung, die Sorge und wie alle diese Plagen heißen, welche die Reichen bei sich schon glücklich ausgerottet hatten, die fielen nicht nur zeitweilig in das Leben der Armen ein, nein — ich verlange von Ihrer Einbildungskraft noch größere Anspannung — nicht zeitweilig, sondern täglich, täglich von Sonnenaufgang bis zur Nacht und das ganze Leben hindurch, von der Geburt bis zum Tod . . . Dazwischen auch noch Krankheit, häuslicher Zwist, Schläge, Säuferwahnsinn; und ausgeschlossen alles, was das Menschenleben über das Tierleben erhebt, nämlich die geistigen Freuden, welche durch Anteilnahme an den Schätzen der Kunst und des Wissens erwachsen; keine, keine einzige Stunde des langen geplagten Arbeitstages für Ruhe und Vergnügen, keine einzige Woche des langen mühseligen Arbeitsjahres zu einer Erholungsfahrt in die blühende Natur hinaus. Und schlimmer noch als die harte Zwangsarbeit mitunter die Arbeitslosigkeit — das Gespenst des Hungertodes und der Verzweiflung, und am allerschlimmsten dann — des Unglücks grauenvollste Tiefe — das Versinken in Laster und Verbrechen.

Für letzteres hielt wohl die Gesellschaft Verachtung und Strafe bereit, doch die *Verhütung* ließ sie sich nur wenig angelegen sein. Die Not abschaffen — das heißt die Grundursache von Unglück, Laster und Verbrechen ausrotten: das war das Problem. Den meisten Besitzenden schien es freilich, als wäre die bloße Aufstellung dieses Problems ein frevelhaftes Eingreifen in die göttliche Weltordnung; denn was sie fürchteten, war, daß man ihnen ihren Besitz gewaltsam entreißen würde, um ihn unter die Armen zu verteilen, und dann fahr' wohl, Reichtum — fahrt wohl auch, alle Bequemlichkeiten; denn wer wird dann, wenn es keine armen Teufel mehr gäbe, die Bequemlichkeiten herschaffen?

Sie wissen ja — ich brauche Ihnen diese Phase der Geschichte nicht des näheren zu erläutern — das Ding war das

an allen Ecken und Enden auftauchende — von den meisten leichtfertig übersehene — Schreckgespenst, die Sorge der Denker und Gesetzgeber, das grollende und hassende Streben der Armen, die dumpfe Furcht der Reichen, mit einem Wort — die soziale Frage. Sie wissen, wie die Lösung derselben herbeigeführt worden, und worin sie bestand; denn das bildet ja einen der wichtigsten Abschnitte in der Entwicklungsgeschichte unseres Geschlechtes: mit der Überwindung des Elendes hat sich erst die Menschwerdung von neun Zehntel der damaligen sogenannten zivilisierten Menschheit vollzogen. Was ich Ihnen hier mitzuteilen gedenke, ist weder die Entstehung, noch die Begründung, noch der thatsächliche Verlauf der sozialen Frage; ich will Ihnen nur die Blicke zeigen, welche mit Bezug darauf von der damaligen Gegenwart in die Zukunft geworfen wurden.

Die Einen sahen folgendes kommen: das immer steigende Ansammeln der Glücksgüter in einzelnen Händen, das Zum-Himmelwachsen gewisser Kapitalsmassen und dadurch das immer wachsende Elend des vierten Standes, das fortgesetzte Sinken des Arbeitslohnes, das zunehmende Schwinden der Arbeitsgelegenheit. Sie sahen diesen Zustand der Ungerechtigkeit gesteigert bis zu der äußersten Grenze — nämlich bis zur Unerträglichkeit. Wenn einmal etwas nicht mehr ertragen werden kann, dann folgt die Empörung, der Aufstand, wild wie Vulkanausbruch, wie einreißende Flut. Schrecklicher als die französische Revolution gewesen, wo der lang geknechtete Bauer gegen die Ausbeutung durch Hof und Adel sich erhoben, sahen jene die Revolution des gegen den Druck des Kapitals sich aufbäumenden Arbeiters hereinbrechen. Sengend, mordend, alles Bestehende — Staat, Gesellschaft, Besitz — unter der Wucht ihres tobenden Zornes zermalmend, so stellten sich jene Schwarzseher die Horden vor, welche — schon jetzt in vereinzelten kleinen Aufständen, Arbeitseinstellungen, brandrednerischen Versammlungen zu der Hauptaktion sich rüstend — mit nächstem einen Weltuntergang herbeiführen würden.

Andere blickten sorgloser in die Zukunft: Ah bah, mit dem Gesindel wird man schon fertig werden: nur recht stramme

Zucht, scharfe Gesetze, Landesverweisung, Eingreifen des Militärs . . . wenn Arbeiter streiken, müssen die Soldaten in Fabriken und Minen aushelfen — nötigenfalls dreinschießen; unterdessen etwas staatliche Abhilfe mittels Unfallsversicherungen und Altersversorgungen — dabei fleißiges Anhalten zu Genügsamkeit, zu religiöser Ergebung, zu Glaubensstärke und Unterthanentreue . . . Mit alledem wird sich das Ding schon geben.

Eine dritte Kategorie von Zukunftsſehern bildeten endlich die, welche eine Umänderung der unerträglich zu werden drohenden Zustände forderten, aber eine auf friedlichem Wege, mit Zustimmung des geordneten Staates herbeizuführende Umänderung. Diese Klasse fand sich weniger unter den Leidenden als unter den Mitleidenden. Ihre Lage war keine unerträgliche, aber ihr gesteigerter Altruismus fing an, den Gedanken an die Leidenslagen der Anderen nicht mehr ertragen zu können. Ein neues — von der alten Welt ganz ungekanntes — Bedürfnis, das Bedürfnis nach dem Allwohl, hatte sich da zu regen begonnen und suchte nach Befriedigung. Natürlich waren es nur die Vorgeschrittensten ihrer Zeit, die diesen veredelten Trieb empfanden, und diese waren folglich auch die geistig ausgebildetsten. Demnach faßten sie das Problem, frei von aller selbstsüchtigen Leidenschaft, von der gegenständlichen Seite auf und suchten mit Anwendung von Verstandesschlüssen dasselbe zu ergründen. Laßt uns sehen — sagten sie —, das Elend der Massen kann nur auf einer sittlichen; die zunehmende Mangelhaftigkeit der Güterverteilung nur auf einem wirtschaftlichen Unrecht beruhen. Jedes sittliche Unrecht wurzelt in einem Gerechtigkeits-, jedes wirtschaftliche in einem Rechenfehler. Es handelt sich nur darum, diesen Fehler zu finden, der Mitwelt aufzudecken und in allgemeinem Einverständnis denselben zu tilgen. Die Mißstände in der Gesellschaft sind kein Produkt unabwendbarer Naturgesetze, sondern das Produkt ungeschickter Gesellschaftseinrichtungen. Wir müssen uns eben anders einrichten.

Die so sprachen, die so grübelten, die das Ergebnis ihres Grübelns in praktischen Vorschlägen kundgaben, die wurden —

es ist mir unerfindlich warum — von der Mehrzahl als die Gefährlichsten verdächtigt. Sie, die den Leuten doch aus der Gefahr das Rettungsseil hinwerfen wollten, hielt man für die schlimmsten Feinde, für Hetzer und Wühler. Die Profeten des Unterganges schenkten den Reform-Planenden ebenso wenig Vertrauen, als die Massen, aber aus anderen Gründen. Diese glaubten in dem kommenden Verhängnis eine jener unabwendbaren Naturumwälzungen zu erkennen, welche zeitweise im Lauf der Geschichte eintreten müssen, um neue, verbesserte Zustände zu schaffen. Völkerwanderung, Bauernkrieg, Zusammensturz von Weltreichen: solche Ereignisse von elementarer Kraft seien durch Raisonnieren und Parlamentieren nicht abzuwenden. Diese übersahen, daß, was in früheren Zeiten notwendig eintraf, nicht in aller Zukunft sich wiederholen muß. Sie übersahen, daß die Menschheit in eine neue Phase — nämlich die der Erkenntnis — getreten war, daß damit ihrer ferneren Entwicklung ein früher nicht vorhandenes Element beigerechnet werden mußte — nämlich die Möglichkeit der Selbstbestimmung. Bis dahin war der Gang der Dinge von der Herrschaft der Natur über den Menschen bestimmt worden, von nun an konnte die Herrschaft des Menschen über die Natur beginnen. Ändern konnte er an ihren Gesetzen und Wirkungen freilich nichts — aber dieselben berechnen und benützen, oder berechnen und vermeiden. Jawohl, sagten die Reformanwälte, *wenn* die Ungerechtigkeitsgrundlage, auf welcher die schweren, gefahrdrohenden Mißzustände der Gegenwart ruhen, nicht aufgehoben wird, *wenn* man trotz aller Argumente der Vernunft, trotz aller Alarmrufe des Elendes, letzteres bis zur Unerträglichkeit anschwellen läßt, dann allerdings muß alles zusammenbrechen. Aber das ist ja nicht nötig. Wir wollen uns zusammenthun, die Frage nach der wissenschaftlichen Seite hin ergründen und an der Hand der gewonnenen statistischen, mathematischen und wirtschaftlichen Ergebnisse Abhilfe schaffen. Was Menschen gefehlt haben, können Menschen wieder gutmachen. Die Reformen, welche wir vorschlagen, lassen sich ohne Gewaltthat, ohne Härte, ohne Kränkung privater Rechte, ohne plötzlichen Umsturz

durchsetzen und deren Einführung würde das sich sonst immer häufende Elend aus der Welt schaffen; ein unermeßlicher, ungeahnter, immer höher steigender Reichtum an Lebensgütern würde unter der Gemeinschaft sich verteilen — natürlich nicht, wie der nivellierende Kommunismus es träumt, jedem zu gleichen Teilen, denn ein solcher Zustand wäre wo möglich noch ungerechter — und daher noch unhaltbarer als der gegenwärtige —; alle Steuern, bis auf eine, die Grundzinssteuer, würden aufgehoben, alle Zollschranken und sonstigen Handelshemmnisse würden fallen und das alles durch Ein Auskunftsmittel: Verstaatlichung des Bodenbesitzes.

Wenn es Sie interessiert, zu erfahren, wie in den Augen derjenigen, welche diese Vorschläge machten, die Zukunft sich gestalten sollte, wenn Sie überhaupt über den ganzen damaligen Stand der Frage genau unterrichtet sein wollen, so verweise ich Sie auf einige alte Bücher und Hefte, die uns erhalten geblieben. Vor allem des Amerikaners Henry George: „Fortschritt und Armut". Ferner Theodor Stamm: „Die Erlösung der darbenden Menschheit"; dann des Fabrikbesitzers Michael Flürscheims Zeitschrift „Deutsch Land", desselben: „Auf friedlichem Wege" und: „Deutschland in hundert Jahren, soziales Märchen" — letzteres ein gar freundlicher „Blick in die Zukunft".

Diese Männer ließen es sich jedoch nicht genügen, ihren Ideen durch ihre Schriften zu verbreiten; sie versuchten auch dieselben durch die That der Verwirklichung näher zu bringen, indem sie Vereine und Bündnisse ins Leben riefen.

So war von Theodor Stamm im Jahre 1874 in Berlin ein „Verein für Humanismus" gegründet worden, dessen Programm vier Thesen aufstellte:

I. Wissenschaftliche Forschung und vernunftmäßige Erkenntnis als allein berechtigte Grundlage der allgemeinen Religion.

II. Schule, welche dem Staat für das Gemeinwohl begeisterte Menschen erzieht und von ihren untersten bis zu ihren höchsten Stufen dem Ärmsten wie dem Reichsten gleich zugänglich ist.

III. Beseitigung des arbeitslosen Erwerbes mittels zweckentsprechender Reform auf allen Gebieten der kommunalen und staatlichen Gesetzgebung.

IV. Der sittliche Staat und statt der internationalen Befehdung und Zerstörung den Bund der sittlichen Staaten, um das innere und internationale friedliche Gedeihen zu sichern und um national und international die höhere Vervollkommnung des Menschentums und das Glück Aller anzustreben.

Was aus diesem Verein geworden — ich weiß es nicht. Offenbar war die Zeit nicht reif zur Durchführung der obgenannten Forderungen. „Das Glück Aller" — das war in den Augen dieser Aller ein beinahe lächerlicher, jedenfalls sehr thörichter Begriff, nachdem doch die Verfechtung sämtlicher Sonderinteressen als der Gipfelpunkt politischer Weisheit galt.

Einige Jahre später finden wir denselben Theodor Stamm an der Spitze einer neuen Vereinigung, diesmal „Allwohlbund" genannt, welche die Grundzinsreform als nächstes und dringlichst gebotenes Ziel hinstellt. Unter der Feder dieses, eine neue Weltordnung so kräftig herbeisehnenden Reformators, sehen wir neue Worte erstehen, in welche er seine weltumfassende Gedanken- und Wunschfülle möglichst kondensiert; Worte wie: Beglückungsgemeinschaft, Völkerhaftpflicht, Landeszinsallnützlichkeit, Entelendigung, Erdzinsgemeinschaft und Allveredlung, Rechtsallwohlthätigkeit, Gemeinschaftsliebthätigkeit, fortschreitende Veredlungspflege im Gegensatz zur Ich-Bestiengier als Weltbefehl.

Gleich begeistert und gleich thatkräftig stand für dieselben Ideen Michael Flürscheim ein, welcher seinerseits einen Verband gründete, „Bund für Bodenbesitzreform", dem sich unter anderen Gelehrte wie Ludwig Büchner anschlossen. Dieser Anschluß war umso natürlicher, als Büchner einer der Ersten war, der in seinem berühmten Werke „Der Mensch" auf die Freigebung der Erde als einziges Mittel zu gedeihlicher sozialer Entwicklung hingewiesen hatte.

In den Satzungen des Flürscheim'schen Bundes finden wir folgenden Artikel:

I. Zweck: Die Aufklärung der öffentlichen Meinung über die wirklichen Grundursachen des wirtschaftlichen Notstandes und die Beratung der Mittel zu seiner Beseitigung. Die ersteren erblickt der Bund in der im arbeitslosen Zins- und Grundrentenerträgnis wurzelnden Aufhäufung von ungeheuern Reichtümern

in Einzelhänden, deren Besitzer ihre Einkommen nicht aufbrauchen. Hierdurch tritt ein in Folge der neuen Zinsen tragenden, jährlich zurückgelegten Ersparnisse ständig zunehmender Ausfall in nationalem und internationalem Güterverbrauch ein, den die verbrauchswilligen und -bedürftigen Volksmassen nicht ergänzen können, weil sie für einen immer größeren Teil der mit ihrer Arbeit erzeugten Tauschwerte die ständig zunehmenden Zins- und Grundrente-Tributbeträge aufbringen müssen, deren Empfänger solche immer weniger zum Einkauf von Verbrauchsgütern verwenden. In Folge dessen werden die Arbeitsgelegenheiten immer schwieriger zu erlangen; der Kampf darum verschärft sich immer mehr und das sonst unbegreifliche Bild der zunehmenden Not und Arbeitslosigkeit bei immer steigender Gütererzeugungsfähigkeit — und also Überflußmöglichkeit — findet seine Erklärung.

Als Mittel sind ins Auge gefaßt: Verstaatlichung des Grund und Bodens oder der Grundrente. Einen ersten, sofort zu verwirklichenden Schritt sieht der Verein in der Wegsteuerung des Zuwachses des städtischen Grundrenteneinkommens und zwar in allmäliger friedlicher Durchführung.

Allmälige friedliche Durchführung: Welch' ein Segensborn in diesen drei Worten angesichts der drohenden Schreckniße! Das übrige klingt ein wenig trocken und um von den gegebenen Erklärungen der Mißstände, sowie von der Durchführbarkeit ihrer Abhilfe durchdrungen zu sein, war wohl einiges Studium nötig, einige Rechnungsanstrengung, einige ausdauernde Mühe. Doch was sage ich „trocken"? Die Erkenntnis im Dienst des Allwohls — um mit Stamm zu sprechen — die Gemeinschaftsliebthätigkeit auf Grundlage der zifferklaren Wissensallgerechtigkeit? Wahrlich, so etwas kann auch eine Poetenseele erwärmen. Und richtig: unter den Verbandsurkunden finde ich auch ein Gedicht, welches bei der Tafel der Gründerversammlung unter stürmischem Beifall verlesen wurde und dessen Schlußstrophen lauteten:

Ihr schlugt die Fesseln um die freie Erde,
Das Paradies ward da zum Jammerthal,
Es kam die Armut, Sünde und Beschwerde,
Und ach das Eden, sieh, es war einmal.

Auf, kämpft zurück es euch, getreu im Bunde,
Und euer Streitruf, eure Losung sei,
Begeisternd pflanzend sich von Mund zu Munde:
Dem Sohn der Erde gebt sein Erbe frei!

Hier haben wir denn einige Ausblicke kennen gelernt, wie dieselben unseren Vorfahren mit Bezug auf die soziale Frage sich boten. Nunmehr lassen Sie uns die damaligen Zukunfts-

usſichten in einer andern Richtung unterſuchen und zwar in Sachen von Krieg und Frieden.

Hier gab es gleichfalls drei Kategorien: die Schwarzſeher, e Roſigſeher und die Garnichtsſeher. Letztere natürlich wieder erdrückender Überzahl. Dieſe ſahen nicht roſig, weil ſie von r endgiltigen Abſchaffung des Kriegs nichts wiſſen wollten, ıher einer glücklichen, ſich friedfertig entfaltenden Zukunft icht entgegenſchauen konnten; ſie ſahen aber auch nicht ſchwarz, eil ſie auch vom Aufheben des zur Zeit herrſchenden Friedens, om Dreinhauen, nichts wiſſen wollten; ſie wollten fernerhin en Frieden auf der Spitze von mehreren Millionen Bajonetten uhen laſſen; fernerhin ihre Kriegsbereitſchaft immer höher eſpannt wiſſen, um deſto ſicherer den Krieg zu vermeiden, in lindem Vertrauen zu jenem von Geſchlecht zu Geſchlecht über- ieferten und noch immer bei jedem möglichen Anlaß vor- ebrachten, altrömiſchen Idiotenſatze: Si vis pacem, para bellum. Dadurch, daß es lateiniſch war, war das Axiom übrigens ſchon halb als richtig erwieſen; für die andere Hälfte der Richtigkeit bürgte die vieltauſendfache Wiederholung.

Das Land A ſchwört hoch und teuer, daß es den Frieden will und ſich nur ſo furchtbar macht, weil Land B ſonſt den Frieden bräche. Genau dasſelbe ſagt Land B mit Bezug auf A. Beide parieren: ſonderbares Duell. Sonderbarer Friede: beide eigen ſich die Zähne. Jedes mutet dem anderen Hinterliſt nd Tücke zu — weil jedes vermutlich ſelber tückiſch iſt —, des rüſtet, um es den Rüſtungen des anderen gleichzuthun; durch entſteht ein endloſes Überbieten. Immer grimmiger ümmen ſich die Krallen, immer ſpitzer entblößen ſich die Eck- ähne, immer höher ſträuben ſich die Borſten . . . Wenn das wei Eber thun, ſo weiß man, was das bedeutet; zwiſchen zwei lationen hieß es dazumal einfach auswärtige Politik und be- eutete freundnachbarliche Friedensliebe.

Wo lag da der Widerſpruch, wo die Lüge? Gerade ſo wie bei allem anderen: in dem Zwieſpalt zwiſchen alter Ein- richtung und neuem Geiſte. Die mit der Vollmenſchlichkeit ſich heranbildende Einſicht, daß Friede der allein gerechte, der allein

wünschenswerte Zustand sei, war schon zu mächtig herangereift, um verleugnet werden zu können; und so hüllte sich denn das alte, aus der Untermenschlichkeit überkommene Kriegsprinzip in ein dem neuen Geist huldigendes Phrasengewand: der Kriegsapparat wurde aufrecht erhalten, um — angeblich — den Frieden zu schützen; auch die „obersten Kriegsherren" wurden im selben Atem als „Friedensfürsten" gepriesen und niemand wagte mehr, für Eroberungszüge zu plaidieren — es galt nur mehr, sich gegen die Eroberungsgelüste der anderen (welcher anderen?) zu schützen. Der Abscheu vor dem Kriege drang in immer weitere Schichten, die Sehnsucht nach friedlicher Arbeit regte sich immer lebhafter — und doch wuchs das Heereswesen immer mehr und mehr. Es gab schließlich schon keine Nichtsoldaten mehr im Volk. Das war nämlich die alte Einrichtung, die ihre äußersten Konsequenzen auslebte, durch das stille Sträuben besserer Einsicht noch unbehindert. Laut und öffentlich wirkte der alte Geist; alle Regierungen, Schulen, Zeitungen, Parlamente bethätigten — von einigen dem modernen Geiste hingeworfenen Phrasenbrocken abgesehen — immer noch das Prinzip des Krieges. Pflicht, Ehre und Ruhmsucht waren auf dieses Feld gewiesen. Man durfte den Frieden lieben, aber beileibe den Krieg nicht — wegdenken, geschweige denn abschaffen wollen.

Der Militarismus hatte im Maschinenalter eine solche Höhe und Blüte erreicht, wie im Mittelalter die Kirchenmacht. Aber ersterem war sein so allmäliger Niedergang bestimmt wie der letzteren. Ich kann es ja sagen, denn das sahen Vorwärtsdenker jener Zeit gar deutlich voraus: ein Zusammenbruch des anwachsenden Wehrwahnsinnes in kurzer Frist war unvermeidlich. Jener Punkt, wo alles, was ist, aufhören muß — der Punkt der Unerträglichkeit nämlich —, von dem war die Waffenbelastung der Welt nicht mehr fern. Aller Reichtum, alle Volkskraft, alles Leben nur auf Ein Ziel — Vernichtung — hingelenkt: ein solches System muß endlich entweder die Menschheit oder sich selber vernichten. Die Steigerung der Zerstörungsfähigkeit war unabsehbar. Von d[illegible]

sprünglich geschleuderten Stein bis zur neuesten Kanone, elch ein Weg — da war der Weg viel kürzer, welcher von m 500 Schuß in der Minute feuernden Geschütz bis zu einer ektrischen Mordmaschine lag, welche mit einem Schlage t ganzes Heer vertilgen könnte — bis zu den Melinit- oder deren, noch ungenannten Sprengstoffpillen, die, aus Wolken- hen herunterregnend, in ein paar Sekunden eine Stadt zer- ämmern würden . . .

Und wofür? Wozu? Was dann? Diese Fragen würden in den Tod Getriebenen vielleicht doch noch stellen, ehe sie nander gegenseitig in die Luft sprengten. „Für die höchsten üter der Menschheit" — diese beliebte Kriegs-Antreibungs- rase hätte doch den Sinn verloren, wenn nach der Schlacht cht nur keine Güter, sondern auch keine Menschen mehr übrig ieben. Die Selbstaufopferung weniger für viele, die mochte ohl als tugendhaft und wünschenswert erscheinen, aber die ufopferung aller für keinen? das wäre doch der Gipfelpunkt er Raserei!

Und so verkündeten die Vorausdenker das nahe Ende des rieges. Aber auch hier gab es zwei Lager. Die Einen sahen nen letzten Schreckenskampf voraus, der durch das Übermaß ner Furchtbarkeit sich für alle kommenden Zeiten unmöglich chen würde; die Anderen hofften, daß die allgemeine Ver- nft dem Abgrundlauf noch vor dem Sturze Einhalt gebieten rde, daß — ehe die Bewaffnungssteigerung bis zur Selbst- richtung aller Völker geführt — die Völker einmütig und willig ihre Zuflucht zur Entwaffnung nähmen.

Die allgemeine Vernunft — wer auf diese seine Hoff- ngen setzte, der hoffte freilich auf schwacher Grundlage. Und h, und doch!... Unter dem dürren Blätterwerk der vieltausend- rigen Unvernunft sproßten die Triebe klarerer Erkenntnis r gewaltig nach; täglich sich verbreitend, stündlich sich kräfti- nd, wuchs die Idee des Völkerfriedens empor und ringsum s Kriegsgerät: Herbstlaub im April.

Was die Unglücksprofeten schaudernd kommen sahen, das extraf an gigantischem Schrecken alle bisher stattgehabten

Greuel in demselben Maße, als die vorhandenen und noch zu erfindenden Zerstörungswerkzeuge die Keule übertrafen, mit welcher ein Kain seinen Bruder erschlagen haben mochte. In einem künftigen europäischen Krieg konnte das gleiche Quantum von Tötung, Verwüstung und Verwilderung aufgehäuft werden, wie solche in hundert Schlachten des Altertums nicht enthalten waren. Der zurückgelegte Fortschritt hatte nicht nur die Zerstörungsmacht vertausendfacht, auch das zu zerstörende war tausendmal wertvoller geworden, daher auch der Schaden ebensoviel größer. Die beschleunigte, unabsehbare Verbesserung und Verstärkung, die in Riesendimensionen sich bethätigende technische Entwicklung, welche, auf das Ziel der Güter- und Glücksvermehrung gerichtet, zu solch' herrlichen Erfolgen führen konnte, wie mußte die, auf das Prinzip der Zerstörung angewendet, zu ebenso unabsehbaren Riesenresultaten des Unglücks führen! . . . Millionen Streiter gehen aufeinander los und auf weite, immer weitere Entfernung beginnt schon der Kampf. Statt des Speers, der eine kleine Strecke weit fliegt, statt der späteren Flintenkugel, die auf einige hundert Schritte den Gegner traf, sausen jetzt die todbringenden Bomben in Meilenweite durch den Raum; noch lange, ehe die beiden Gegner einander sehen können, bedeckt die Vorhut schon das Feld. Wann und wie soll die Entscheidung eintreten? „Bis der eine oder der andere Teil vernichtet, oder so geschwächt ist, daß er den Kampf aufgiebt." Das war in früherer Zeit die Antwort auf diese Frage. Jetzt wird von beiden Seiten gleich mächtig gewütet. Die Schwächung hält gleichen Schritt. Hunderttausende sind gefallen, aber neue Hunderttausende rücken nach und man ist der Entscheidung um keinen Schritt näher. Ein geschlagenes, fliehendes Heer? Das giebt es nicht mehr; denn es sind keine Heere da, die ausgeschickt wurden, es sind ja die Völker, die ganzen Völker selber. Um eines Streifen Landes willen sind sie aufeinander losgezogen; dabei wird aber das ganze Land verwüstet — auf beiden Seiten entvölkert und verheert. Alle Saaten zerstampft, alle Arbeit eingestellt, alle häuslichen Herde umgeworfen, nur Ein Schrei des Schmerzes von Grenze zu

Grenze — und noch immer keine Entscheidung. Jedes Dorf eine Brandstätte, jede Stadt ein Trümmerhaufen, jedes Feld ein Leichenfeld und noch immer tobt der Kampf: unter den Meereswellen schießen die Torpedoboote, um mächtige Dampfer in den Grund zu ziehen, in die Wolken steigen bewaffnete und bemannte Luftschiffe einer zweiten äronautischen Truppe entgegen und aus tausend Meter Höhe schneien verstümmelte Krieger als blutende Flocken herab — Minen werden angezündet und Brücken samt ihrer Menschen-, Pferd- und Wagenfracht stürzen in die Fluten, Pulvermagazine fliegen in die Luft, lange Waggonzüge entgleisen, Lazarette brennen lichterloh und immer noch ist nichts entschieden . . . Heer, Reserve, Landsturm — die Greise, die Kinder, die Weiber — eines nach dem anderen ist hingemordet; was noch lebt, das wird der Hungersnot, der unausbleiblichen Seuche zur Beute und der Krieg ist aus — entschieden ist er aber nicht.

Das war — ich überlasse es Ihrer Einbildungskraft, diese mit flüchtigen Zügen entworfene Skizze in satter Blutfarbe auszumalen — das war in den Augen düsterer Vorwärtsschauer der nächste, große, letzte Krieg des zivilisierten Europa.

Die ungeheuerliche Größe des bevorstehenden Kampfes — eine Größe, die sich auf Grund der vorhandenen und in stetigem Wachsen begriffenen Kämpferzahl und Waffentechnik mit mathematischer Sicherheit bestimmen ließ — hätte eine gewisse Bewunderung und Genugthuung einflößen können, wenn in gleichem Maße auch die anderen Voraussetzungen der Kriegführung zugenommen hätten, wenn Kampfwut und -Lust ebenso gestiegen wären, wie die Kampfgelegenheit, wenn der Wert des Menschenlebens in der Schätzung der Einzelnen ebenso abgenommen hätte, wie in den Materialberechnungen der Heeresverwaltung; wenn endlich der zu erlangende Kriegsgewinn ebenso überwältigend angewachsen wäre wie die einzusetzenden Verluste. Von alledem war aber das Gegenteil der Fall. Haß und Kampflust wichen der stetig sich verbreitenden und milder werdenden Gesittung, der Wert des Lebens stieg mit

der Verschönerung und der Erleichterung, welche ihm durch die Fortschritte auf allen Gebieten gesichert wurden; und was schließlich die Vorteile des möglichen Sieges betraf: ein Stückchen Territorium, oder ein Haufen Festungssteine, oder der ganz und gar illusorische Ruhm, oder die Machterhöhung einer Dynastie — so gerieten diese an Bereicherungs- und Beglückungsgewalt nicht zunehmsfähigen Dinge in immer größerem Abstand zu den bis zur äußersten Grenze anschwellenden Opfern, welche sie erheischten.

Nachdem diese Einsicht sich allmälig fast aller Geister zu bemächtigen begonnen — man kann aus jener Zeit keines namhaften Denkers, Dichters oder Gelehrten Buch aufschlagen, das nicht ein verdammendes Urteil über den Krieg enthielte: Rodenhausen, Büchner, Carnerl, Dodel-Port, Häckel u. A., um nur ein paar deutsche Wissenschaftler zu nennen; nachdem auch fast jeder einzelne Mensch — ob Zivil oder Militär — ob Mann oder Frau — nur noch mit Abscheu auf den Völkermord zu blicken sich gewöhnte; nachdem selbst siegreiche Feldherren und Prinzen, wie z. B. Deutschlands nachmaliger Kaiser Friedrich III., offen sagten: „Die Blutarbeit ist mir verhaßt“ und nachdem sogar jene Interessengruppen, die im Innern für den Krieg eingenommen waren — nämlich Regierungen und Militärbehörden — ihre Forderungen nicht mehr anders vorbringen konnten, als indem sie Friedenswünsche kundgab und ihre Heeresvergrößerungen und Rüstungsvorkehrungen immer nur angeblich zur Vermeidung des Krieges durchsetzten, so mußte natürlich auch eine Klasse von Zukunftsehern bilden, die eine Abschaffung des — trotz seiner Herrschaft allgemein verpönten Zustandes zu erleben hofften und die gleich thatkräftig eintraten, um diese Abschaffung herbeizuführen.

Die praktischen Vorschläge hierzu waren von der einfachsten Art — das reine Kolumbus-Ei. Nur wer im Herzen die Beibehaltung der Barbarei wünschte, wer mit seinem „pacem“ geistreich log, der konnte sich gegen die leichte Ausführbarkeit des sichergestellten, dauernden Völkerfriedens schließen. Mit zwei Worten:

An Stelle der Gewalt das Recht — das heißt: an Stelle nationalen Selbstjustiz das internationale iedsgericht.

Ich will das Programm der Vereine vorlegen, die sich der eichung dieses Zieles widmeten. Sie werden natürlich nicht Irrtum teilen, in welchen die Zeitgenossen solchen Be- ungen gegenüber zumeist verfielen, indem sie glaubten, die r Schwärmer hätten sich zusammengethan, um selber als iedsrichter über alle Streitigkeiten der Völker sich einzu- n, um durch ihr persönliches Zureden sämtliche Regie- gen zur Entwaffnung zu bewegen. Das wäre freilich eine erliche Anmaßung gewesen, und da man dieselbe den edensbündlern zumutete, so zuckte man zu ihren Vorschlägen leidig mit den Achseln und wollte davon nichts hören. antastische, eitle Träume," hieß es da, „Humanitätsdusel," ttlich ja recht hochstehende, aber praktisch undurchführbare me Wünsche" und was dergleichen geringschätzige Be- nungen mehr sind, wie dieselben seit jeher einer großen, umwandelnden Bewegung von Seiten der blinden Menge endet wurden. Wie haben wohl einst die Römer achsel- end auf das Treiben der zwölf jüdischen Männer geblickt, he ihres Meisters von Nazareth Lehren zu verbreiten ten? Wenn wir heute solche geschichtliche Beispiele an- en, so können wir neben den zwölf Aposteln auch u. A. die nder der im Maschinenalter entstandenen Liga des Friedens nziehen. Zuerst schlossen sich ihnen nur einige Hunderte — dann konnten Tausende folgen, dann Millionen und Grundgedanke war zum Siege gelangt.

Im Anfang ging die Anschließung freilich nur langsam statten, nicht, weil es an Gleichdenkenden fehlte, sondern diese von der Existenz der Vereinigung nichts wußten. großen politischen Blätter, vielfach im Sold oder doch in lischer Abhängigkeit der jeweilig auf der Kriegsordnung nden Staatsgewalten, konnten oder wollten von der Be- ung keine Notiz nehmen; und so blieben Massen von Ge- nungsgenossen in Unkenntnis darüber, daß ein Kern bereits

gebildet war, der durch ihren Anschluß zu überwältigender Größe hätte anwachsen können. Die Einzelnen, welche eine der offiziellen Meinung entgegengesetzte Meinung hegen, glauben immer, daß sie die Einzigen seien. Wenn nur alle gegenseitig sich kennten, sich zählten — so würde oft zu Aller Staunen sich herausstellen, daß die offizielle sogenannte „allgemeine" Meinung eigentlich nur mehr von Vereinzelten gehegt wird, und daß die gegenteilige Meinung thatsächlich schon lang die wirklich allgemeine war. Hätte zu jener Zeit, wo doch ganz Europa in Waffen starrte, wo jeder Mann Soldat war, wo keiner sein Leben sein eigen nennen durfte, wo alles Geld in die Kriegskassen, alle Jugendkraft auf die Übungsplätze floß, hätte da eine Volksabstimmung stattgefunden, es wäre nur Ein Ruf „von Fels zu Meer" erschallt, der Ruf: Friede. Die paar Revanche-Schreier und Chauvinisten, welche zugleich ihre Stimmen abgegeben hätten, wären mächtig übertönt worden. So aber schrieen eben nur diese so laut sie konnten und ihre aufdringlichen Kundgebungen wurden von der Presse ausposaunt, während die anderen, welche da glaubten, Unerreichbares zu wünschen und mit ihren Wünschen vereinzelt zu sein, schüchtern stille schwiegen.

Hier, meine Zuhörer, lege ich Ihnen zwei Urkunden vor, aus welchen sich entnehmen läßt, wie lebhaft und klar in jener Glanzzeit des Militarismus der Friedensgedanke bereits gefaßt war und wie derselbe in einer weit verzweigten Vereinigung schon Gestalt angenommen hatte.

Urkunde Nummer eins: Übersicht der Zweigvereine, welche die in London gegründete „Internationale Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft" in der übrigen Welt besaß.

Hauptsitz: London, 40 und 41 Outer Temple, Strand.

Präsident: Hodgson Pratt. Vizepräsidenten:
Duke of Westminster. Earl of Ripon. Marquis of Derby.
Bishop of Durham u. A.

Frankreich. Le comité de la fédération internationale de la paix. Président: Hippolyte Destrem. Paris, Rue de Châteaudun 39.

Deutschland. Würtembergischer Zweigverein. Vorsitzender: Fr. v. Hellwald.

Frankfurt. Vorsitzender: Lates.

Darmstadt. Vorsitzender: Regierungsrath Dr. Vix.

Berlin. Provisorisches Komite. Vorsitzender: Professor Virchow.

Italien. Roma. Associazione per l'abitrato e la pace tra le nazioni. Presidente: S. E. Ruggiero Bonghi.

Milano. Unione lombarda per la pace. Presidente: professore Vigano.

Ungarn. Das ungarische Komite. Sekretäre: Moriz Black, Dr. Aurel Szilaggi, Armand Sasvari, Budapest.

Norwegen. Nordisk Forening mod Krig. Christiana. Präsident: Voller Konotw, Mitglied des Northing.

Schweden. Mellanfolkliga Freds. Stockholm. Präsident: Adelskjöld, Senator. (Veröffentlicht eine Monatsschrift: „Fredsvannen".

Dänemark. Forening til Denmarks Neutraliserung.

Vereinigte Staaten von Amerika. The pacific coast arbitration. Kalifornien.

Außer dieser Vereinigung finden wir im Maschinenalter eine zweite solche, die sich „Internationale Liga des Friedens und der Freiheit" nannte, und welche, ebenfalls in der halben Welt Filialen besitzend, ihren Hauptsitz in Genf hatte.

Eine Liste der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehenden Friedensgesellschaften wies im Jahre 1886 die Zahl von 36 Vereinen auf, dessen ältester der in Philadelphia 1816 gegründete war.

In Europa war es namentlich Italien, in welchem die Friedensbewegung die regsten Fortschritte machte.

Urkunde Nummer zwei. Das ist ein Aufruf, welchen die Londoner Gesellschaft für Propaganda auf dem Kontinent zu Grunde gelegt hat. Derselbe lautet im Auszug:

An alle diejenigen, welche den internationalen Frieden wollen.

Vor Kurzem hat ein Mitglied des englischen Ministeriums gesagt, das größte Interesse Englands sei der Friede. Könnte man dasselbe nicht von jedem zivilisierten Lande sagen?

Die internationalen politischen Ereignisse in der zivilisierten Welt erregen bei ihrem Anblick gegenwärtig nicht weniger Staunen als Bedenken.

In der That, welches ist die jetzige Lage der europäischen Völker?

Einerseits wünschen die Menschen jeden Ranges und jeglicher Meinung den Fortschritt, das allgemeine Wohl, und das Glück der Menschheit und das Ziel aller Anstrengungen der Männer der Wissenschaft, der aufgeklärten Schriftsteller und Denker gipfelt in der Verwirklichung dieses Fortschrittes und Wohlstandes.

Andererseits aber werden im Widerspruch zu diesen Anstrengungen die Früchte der Industrie und des Fleißes ohne Unterlaß zu Gunsten kriegerischer Zwecke geopfert und diese Opferung hat die Wirkung, jeglichen Fortschritt aufzuhalten und zu verhindern.

Wäre jetzt nicht, am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts, die Zeit gekommen, wo alle Menschen sich darüber besprechen und verständigen sollten, dieser Thorheit und schrecklichen Plage, die nur durch das Einverständnis und die Anstrengungen aller Menschen beseitigt werden kann, ein Ende zu machen?

Der Mensch hat die Gefahr geschaffen; an ihm ist es, dieselbe zu verhüten.

Wie aber zu diesem Resultate gelangen?

Durch die unwiderstehliche Gewalt einer hinreichend unterrichteten und energisch organisierten öffentlichen Meinung.

Das Mittel, um zu gleicher Zeit zu dieser Vorbereitung und zu dieser Organisation zu gelangen, besteht darin, eine große, in allen beträchtlichen Städten Europas verzweigte Liga zu bilden.

Jede dieser nationalen Abteilungen, wie groß auch immer die Anzahl ihrer Mitglieder sein mag, ist durch die einfache Thatsache, daß alle gewillt sind, für den gemeinsamen Zweck zu handeln, konstituirt.

Schon eine in einem Privathause gehaltene Versammlung, ohne Aufruf an das Publikum, kann als Gründung einer solchen Abteilung betrachtet werden. Es genügt, daß ein Schriftführer ernannt und der Beschluß gefaßt werde, sich mindestens einmal monatlich zu versammeln, um die Fortschritte des Vereins zu bekunden und sich mit den Mitteln der Verbreitung zu befassen.

Sobald eine Abtheilung von dem Zentralkomite in London anerkannt sein wird, gehört sie zur Association.

Die Presse, die Kanzel und alle Rednertribünen können dienlich sein, die Friedensidee zu verbreiten.

Auf diese Art wird ein Druck auf die Parlamente und auf die Regierungen ausgeübt; dieselben werden dadurch gezwungen, alle Mittel zu erforschen, um den Anforderungen der Bevölkerungen zu entsprechen, die darin einig sind, daß sie eine Abhilfe gegen das monströse Übel verlangen, welches man den Krieg nennt.

Diese Abhilfe besteht darin, alle Streitigkeiten, die sich zwischen verschiedenen ionen erheben können, Schiedsgerichten zu unterwerfen.

Die Geschichte der letzten Jahre zeigt, durch stets sich mehrende Beispiele, streitige Fragen, die dem Anschein nach den Krieg zur Folge haben mußten, olcher Weise auf gütlichem Wege beigelegt werden konnten.

Selbst die vom Schiedsgericht verurteilte Partei zieht Nutzen aus dem il, welches gegen sie ergeht. Sie spart nicht nur die Opfer an Menschenleben Geld, welche die Folgen jedes, sogar siegreichen Krieges sind, sondern sie eht auch der Gefahr eines neuen Krieges, die oft nach dem Frieden noch hen bleibt. Dadurch werden auch die unzähligen Verluste verhütet, welche solche Gefahr für Handel und Industrie herbeiführt.

Sind einmal die Nationen von der Furcht vor gegenseitiger Vernichtung eit, so werden sie bald begreifen, welche Solidarität zwischem dem Wohlstand r derselben besteht, und einsehen, wie viel das Glück der einen zu demjenigen anderen beiträgt.

Die Milliarden, die man gegenwärtig zur Aufrechterhaltung des Kriegs- es hingiebt, werden unverzüglich zum Ankauf der Erzeugnisse der befreundeten ionen verwendet. Der Begehr nach Handarbeit wird dadurch gesteigert, die e der Handwerkerkasse verbessert, indem dieselbe von dem Zwang der obli- orischen Militärpflicht befreit wird. Andere ersparten Milliarden werden in stalten allgemeinen Interesses hinterlegt und dadurch Wissenschaft und Industrie t Fortschritt des öffentlichen Wohlstandes zur Verfügung gestellt. Unwissenheit Elend, diese beiden so großen Gefahren für die moderne Gesellschaft, werden solcher Weise dem Aufschwunge der Nationen weichen müssen. Überall werden rtschritt, Glück und Einigkeit Hand in Hand gehen. Und endlich wird man Verheißungen von Brüderlichkeit, welche die Hoffnungen der modernen Welt en, sich erfüllen sehen.

Diese Gesinnungen und diese Ideen greifen täglich mehr in allen Schichten Gesellschaft um sich, selbst unter Personen, die entgegengesetzten politischen rteien angehören.

Um zu einem ernstlichen Resultate zu gelangen, erwarten sie nur den stigen Augenblick und namentlich die Organisation einer Gewalt, unter deren utz sie sich stellen können.

Endlich ist die weiße Fahne entfaltet, welche als Inschrift die göttlichen rte trägt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Die weiße Fahne! Wer — wer, der dieses Banner fgepflanzt gesehen hätte, würde sich besonnen haben, ihm zu gen — wer hätte da die schwarze Fahne des millionenfachen des-Herolds Krieg nicht abgeschworen? Aber daran lag es en: das von Hodgson Pratt und seinen Anhängern ge-

schwungene Fähnlein, zur Zeit, von der ich Ihnen spreche, es eigentlich noch niemand. In dem Dinge, „Öffentlichke genannt, verschwinden so ein paar hundert — auch ein p tausend — Menschen, wie ebenso viele Tropfen Carminsa in einem Binnenmeer. Andererseits: man weiß ja, welche V mehrungskraft allen lebensfähigen — ob stofflichen oder gei gen — Gebilden innewohnt; darum verzagten die Träger weißen Fahne nicht. Wenn ihren tausend Nachfolgern je wie tausend nachgezogen wären und dies so fort, so konnte, beschleunigter Progression, bald ganz Europa und ganz Amer sich angeschlossen haben und der Schreckens-Moloch war üb wunden. Ihre Sache war die allein gerechte, die allein glü fördernde, die allein vernünftige: sie mußte siegen. Ger so wie einige Jahre früher von einigen Privatpersonen eigentlich von einer: dem Genfer Patrizier Dunant — Idee zur Konvention des rothen Kreuzes ausgegangen. We Regierung konnte sich wohl auf die Länge widersetzen — w durch die Volksvertretung energisch dazu aufgefordert —, D girte zu einem Kongreß der weißen Fahne zu entsenden?

Aber nochmals andererseits: — und diesen Zweifel konn auch die überzeugtesten Friedensgläubigen nicht unterdrücken was sollte mit all' dem aufgehäuften Völkerhaß, mit all' d jahrtausendlang vererbten Kriegsgeist, mit den Racheschwü mit den Pulvertonnen, mit den Krupp'schen Fabrikaten was mit dem ganzen angesammelten Zündstoff anderes schehen als — losgehen? Dieser Zweifel hinderte die Wacke jedoch nicht, für ihre Idee rastlos fortzuwirken. Sollte selbe auch nicht rechtzeitig zu genügend gewaltiger Höhe em sprießen, um den Ausbruch des Unglückes zu verhüten — mußte mindestens versucht werden. Und weder die ausgestr Saat, noch die Pflugarbeit ginge ganz verloren: nach Katastrophe — wenn dieselbe schon unvermeidlich war — wü die Ernte dennoch reifen.

Wir können uns jetzt nachträglich sehr gut in den Ei hineindenken, der jene Friedensbündler beseelte. Diesel waren schon ganz von der Ansicht durchdrungen, welche

gegenwärtig alle über jene Frage hegen und die Durchführung ihrer Pläne erschien ihnen als ein so riesengroßes Rettungswerk, daß sie nicht anders konnten, als ihre ganze Kraft daran einsetzen. Was war die Fahne des rothen Kreuzes gegen die weiße des Friedens? Von einer Anzahl Verwundeter einen kleinen Bruchteil heilen, das war der ersteren möglich — aber von den Opfern eines kommenden Krieges alle Verarmten wieder reich, alle Erkrankten gesund, alle Toten lebendig machen: das vermochte die zweite, indem sie einfach den kommenden Krieg selber aufhob. Das war etwas ausgiebiger als Charpiezupfen. Ich trage hiermit ein Hoch auf das Andenken Hodgson Pratts an.

Ich wußte wohl, daß Sie einstimmen würden. Zwar ist es nicht mehr unsere Gewohnheit, eine stattgehabte Kulturumwälzung auf das Werk einer Person zurückzuführen, möge dieselbe auch noch so auffällig bei der betreffenden Bewegung beteiligt gewesen sein. Wir wissen, daß es der Mitwirkung des Zeitgeistes und des Zusammenwirkens von tausend Umständen bedarf, um eine Idee, eine Lehre, eine Umwälzung — die sich später an den Namen Einer Person knüpfen wird — verwirklichen zu lassen. Dennoch erkennen wir gerne an, wie hoch die Verdienste einzelner Menschen sind, welche trotz der großen, undurchdringlich scheinenden Mauer der öffentlichen Gleichgiltigkeit, trotz des billigen Spottes, der die Verfechter eines neuen Gedankens zu treffen pflegte, im Dienste ihrer Überzeugung thatkräftig ausharrten.

Ja, der Spott, das war eine der schlimmsten Formen des Widerstandes, welche der status quo, der mächtige, gewohnheitsgeheiligte status quo, dem Fortschritt stets geleistet hat. Nur der Blick in die Zukunft — eine selber nicht mehr zu erlebende Zukunft — war es, welcher den Streuern von Gedankensaaten die nötige Standhaftigkeit verleihen konnte. Wenn sie das Kommende mit dem Vergangenen verglichen, pflegten sie Gegenüberstellungen zu machen, die sie mit froher Zuversicht erfüllten. Zum Beispiel so:

Greuel in demselben Maße, als die vorhandenen und noch zu erfindenden Zerstörungswerkzeuge die Keule übertrafen, mit welcher ein Kain seinen Bruder erschlagen haben mochte. In einem künftigen europäischen Krieg konnte das gleiche Quantum von Tötung, Verwüstung und Verwilderung aufgehäuft werden, wie solche in hundert Schlachten des Altertums nicht enthalten waren. Der zurückgelegte Fortschritt hatte nicht nur die Zerstörungsmacht vertausendfacht, auch das zu zerstörende war tausendmal wertvoller geworden, daher auch der Schaden ebensoviel größer. Die beschleunigte, unabsehbare Verbesserung und Verstärkung, die in Riesendimensionen sich bethätigende technische Entwicklung, welche, auf das Ziel der Güter- und Glücksvermehrung gerichtet, zu solch' herrlichen Erfolgen führen konnte, wie mußte die, auf das Prinzip der Zerstörung angewendet, zu ebenso unabsehbaren Riesenresultaten des Unglücks führen! . . . Millionen Streiter gehen aufeinander los und auf weite, immer weitere Entfernung beginnt schon der Kampf. Statt des Speers, der eine kleine Strecke weit fliegt, statt der späteren Flintenkugel, die auf einige hundert Schritte den Gegner traf, sausen jetzt die todbringenden Bomben in Meilenweite durch den Raum; noch lange, ehe die beiden Gegner einander sehen können, bedeckt die Vorhut schon das Feld. Wann und wie soll die Entscheidung eintreten? „Bis der eine oder der andere Teil vernichtet, oder so geschwächt ist, daß er den Kampf aufgiebt." Das war in früherer Zeit die Antwort auf diese Frage. Jetzt wird von beiden Seiten gleich mächtig gewütet. Die Schwächung hält gleichen Schritt. Hunderttausende sind gefallen, aber neue Hunderttausende rücken nach und man ist der Entscheidung um keinen Schritt näher. Ein geschlagenes, fliehendes Heer? Das giebt es nicht mehr; denn es sind keine Heere da, die ausgeschickt wurden, es sind ja die Völker, die ganzen Völker selber. Um eines Streifen Landes willen sind sie aufeinander losgezogen; dabei wird aber das ganze Land verwüstet — auf beiden Seiten entvölkert und verheert. Alle Saaten zerstampft, alle Arbeit eingestellt, alle häuslichen Herde umgeworfen, nur Ein Schrei des Schmerzes von Grenze zu

Grenze — und noch immer keine Entscheidung. Jedes Dorf eine Brandstätte, jede Stadt ein Trümmerhaufen, jedes Feld ein Leichenfeld und noch immer tobt der Kampf: unter den Meereswellen schießen die Torpedoboote, um mächtige Dampfer in den Grund zu ziehen, in die Wolken steigen bewaffnete und bemannte Luftschiffe einer zweiten äronautischen Truppe entgegen und aus tausend Meter Höhe schneien verstümmelte Krieger als blutende Flocken herab — Minen werden angezündet und Brücken samt ihrer Menschen-, Pferd- und Wagenfracht stürzen in die Fluten, Pulvermagazine fliegen in die Luft, lange Waggonzüge entgleisen, Lazarette brennen lichterloh und immer noch ist nichts entschieden . . . Heer, Reserve, Landsturm — die Greise, die Kinder, die Weiber — eines nach dem anderen ist hingemordet; was noch lebt, das wird der Hungersnot, der unausbleiblichen Seuche zur Beute und der Krieg ist aus — entschieden ist er aber nicht.

Das war — ich überlasse es Ihrer Einbildungskraft, diese mit flüchtigen Zügen entworfene Skizze in satter Blutfarbe auszumalen — das war in den Augen düsterer Vorwärtsschauer der nächste, große, letzte Krieg des zivilisierten Europa.

Die ungeheuerliche Größe des bevorstehenden Kampfes — eine Größe, die sich auf Grund der vorhandenen und in stetigem Wachsen begriffenen Kämpferzahl und Waffentechnik mit mathematischer Sicherheit bestimmen ließ — hätte eine gewisse Bewunderung und Genugthuung einflößen können, wenn in gleichem Maße auch die anderen Voraussetzungen der Kriegführung zugenommen hätten, wenn Kampfwut und -Lust ebenso gestiegen wären, wie die Kampfgelegenheit, wenn der Wert des Menschenlebens in der Schätzung der Einzelnen ebenso abgenommen hätte, wie in den Materialberechnungen der Heeresverwaltung; wenn endlich der zu erlangende Kriegsgewinn ebenso überwältigend angewachsen wäre wie die einzusetzenden Verluste. Von alledem war aber das Gegenteil der Fall. Haß und Kampflust wichen der stetig sich verbreitenden und milder werdenden Gesittung, der Wert des Lebens stieg mit

Greuel in demselben Maße, als die vorhandenen und noch zu erfindenden Zerstörungswerkzeuge die Keule übertrafen, mit welcher ein Kain seinen Bruder erschlagen haben mochte. In einem künftigen europäischen Krieg konnte das gleiche Quantum von Tötung, Verwüstung und Verwilderung aufgehäuft werden, wie solche in hundert Schlachten des Altertums nicht enthalten waren. Der zurückgelegte Fortschritt hatte nicht nur die Zerstörungsmacht vertausendfacht, auch das zu zerstörende war tausendmal wertvoller geworden, daher auch der Schaden ebensoviel größer. Die beschleunigte, unabsehbare Verbesserung und Verstärkung, die in Riesendimensionen sich bethätigende technische Entwicklung, welche, auf das Ziel der Güter- und Glücksvermehrung gerichtet, zu solch' herrlichen Erfolgen führen konnte, wie mußte die, auf das Prinzip der Zerstörung angewendet, zu ebenso unabsehbaren Riesenresultaten des Unglücks führen! . . . Millionen Streiter gehen aufeinander los und auf weite, immer weitere Entfernung beginnt schon der Kampf. Statt des Speers, der eine kleine Strecke weit fliegt, statt der späteren Flintenkugel, die auf einige hundert Schritte den Gegner traf, sausen jetzt die todbringenden Bomben in Meilenweite durch den Raum; noch lange, ehe die beiden Gegner einander sehen können, bedeckt die Vorhut schon das Feld. Wann und wie soll die Entscheidung eintreten? „Bis der eine oder der andere Teil vernichtet, oder so geschwächt ist, daß er den Kampf aufgiebt." Das war in früherer Zeit die Antwort auf diese Frage. Jetzt wird von beiden Seiten gleich mächtig gewütet. Die Schwächung hält gleichen Schritt. Hunderttausende sind gefallen, aber neue Hunderttausende rücken nach und man ist der Entscheidung um keinen Schritt näher. Ein geschlagenes, fliehendes Heer? Das giebt es nicht mehr; denn es sind keine Heere da, die ausgeschickt wurden, es sind ja die Völker, die ganzen Völker selber. Um eines Streifen Landes willen sind sie aufeinander losgezogen; dabei wird aber das ganze Land verwüstet — auf beiden Seiten entvölkert und verheert. Alle Saaten zerstampft, alle Arbeit eingestellt, alle häuslichen Herde umgeworfen, nur Ein Schrei des Schmerzes von Grenze zu

Grenze — und noch immer keine Entscheidung. Jedes Dorf eine Brandstätte, jede Stadt ein Trümmerhaufen, jedes Feld ein Leichenfeld und noch immer tobt der Kampf: unter den Meereswellen schießen die Torpedoboote, um mächtige Dampfer in den Grund zu ziehen, in die Wolken steigen bewaffnete und bemannte Luftschiffe einer zweiten aëronautischen Truppe entgegen und aus tausend Meter Höhe schneien verstümmelte Krieger als blutende Flocken herab — Minen werden angezündet und Brücken samt ihrer Menschen-, Pferd- und Wagenfracht stürzen in die Fluten, Pulvermagazine fliegen in die Luft, lange Waggonzüge entgleisen, Lazarette brennen lichterloh und immer noch ist nichts entschieden . . . Heer, Reserve, Landsturm — die Greise, die Kinder, die Weiber — eines nach dem anderen ist hingemordet; was noch lebt, das wird der Hungersnot, der unausbleiblichen Seuche zur Beute und der Krieg ist aus — entschieden ist er aber nicht.

Das war — ich überlasse es Ihrer Einbildungskraft, diese mit flüchtigen Zügen entworfene Skizze in satter Blutfarbe auszumalen — das war in den Augen düsterer Vorwärtsschauer der nächste, große, letzte Krieg des zivilisierten Europa.

Die ungeheuerliche Größe des bevorstehenden Kampfes — eine Größe, die sich auf Grund der vorhandenen und in stetigem Wachsen begriffenen Kämpferzahl und Waffentechnik mit mathematischer Sicherheit bestimmen ließ — hätte eine gewisse Bewunderung und Genugthuung einflößen können, wenn in gleichem Maße auch die anderen Voraussetzungen der Kriegführung zugenommen hätten, wenn Kampfwut und -Lust ebenso gestiegen wären, wie die Kampfgelegenheit, wenn der Wert des Menschenlebens in der Schätzung der Einzelnen ebenso abgenommen hätte, wie in den Materialberechnungen der Heeresverwaltung; wenn endlich der zu erlangende Kriegsgewinn ebenso überwältigend angewachsen wäre wie die einzusetzenden Verluste. Von alledem war aber das Gegenteil der Fall. Haß und Kampflust wichen der stetig sich verbreitenden und milder werdenden Gesittung, der Wert des Lebens stieg mit

der Verschönerung und der Erleichterung, welche ihm durch die Fortschritte auf allen Gebieten gesichert wurden; und was schließlich die Vorteile des möglichen Sieges betraf: ein Stückchen Territorium, oder ein Haufen Festungssteine, oder der ganz und gar illusorische „Ruhm", oder die Machterhöhung einer Dynastie — so gerieten diese an Bereicherungs- und Beglückungsgewalt nicht zunahmsfähigen Dinge in immer größeren Abstand zu den bis zur äußersten Grenze anschwellenden Opfern, welche sie erheischten.

Nachdem diese Einsicht sich allmälig fast aller Geister zu bemächtigen begonnen — man kann aus jener Zeit keines namhaften Denkers, Dichters oder Gelehrten Buch aufschlagen, das nicht ein verdammendes Urteil über den Krieg enthielte: Radenhausen, Büchner, Carneri, Dodel-Port, Häckel u. A., um nur ein paar deutsche Wissenschaftler zu nennen; nachdem auch fast jeder einzelne Mensch — ob Zivil oder Militär — ob Mann oder Frau — nur noch mit Abscheu auf den Völkermord zu blicken sich gewöhnte; nachdem selbst siegreiche Feldherren und Prinzen, wie z. B. Deutschlands nachmaliger Kaiser Friedrich III., offen sagten: „Die Blutarbeit ist mir verhaßt"; und nachdem sogar jene Interessengruppen, die im Innern für den Krieg eingenommen waren — nämlich Regierungs- und Militärbehörden — ihre Forderungen nicht mehr anders vorbringen konnten, als indem sie Friedenswünsche kundgaben und ihre Heeresvergrößerungen und Rüstungsvorkehrungen immer nur angeblich zur Vermeidung des Krieges durchsetzten, so mußte natürlich auch eine Klasse von Zukunftsehern sich bilden, die eine Abschaffung des — trotz seiner Herrschaft — allgemein verpönten Zustandes zu erleben hofften und die zugleich thatkräftig eintraten, um diese Abschaffung herbeizuführen.

Die praktischen Vorschläge hierzu waren von der einfachsten Art — das reine Kolumbus-Ei. Nur wer im Herzen die Beibehaltung der Barbarei wünschte, wer mit seinem „Si vis pacem" gleißnerisch log, der konnte sich gegen die leichte Ausführbarkeit des sichergestellten, dauernden Völkerfriedens verschließen. Mit zwei Worten:

An Stelle der Gewalt das Recht — das heißt: an Stelle der nationalen Selbstjustiz das internationale Schiedsgericht.

Ich will das Programm der Vereine vorlegen, die sich der Erreichung dieses Zieles widmeten. Sie werden natürlich nicht den Irrtum teilen, in welchen die Zeitgenossen solchen Bestrebungen gegenüber zumeist verfielen, indem sie glaubten, die paar Schwärmer hätten sich zusammengethan, um selber als Schiedsrichter über alle Streitigkeiten der Völker sich einzusetzen, um durch ihr persönliches Zureden sämtliche Regierungen zur Entwaffnung zu bewegen. Das wäre freilich eine lächerliche Anmaßung gewesen, und da man dieselbe den Friedensbündlern zumutete, so zuckte man zu ihren Vorschlägen mitleidig mit den Achseln und wollte davon nichts hören. „Phantastische, eitle Träume," hieß es da, „Humanitätsdusel," „Sittlich ja recht hochstehende, aber praktisch undurchführbare fromme Wünsche" und was dergleichen geringschätzige Bezeichnungen mehr sind, wie dieselben seit jeher einer großen, weltumwandelnden Bewegung von Seiten der blinden Menge gespendet wurden. Wie haben wohl einst die Römer achselzuckend auf das Treiben der zwölf jüdischen Männer geblickt, welche ihres Meisters von Nazareth Lehren zu verbreiten suchten? Wenn wir heute solche geschichtliche Beispiele anführen, so können wir neben den zwölf Aposteln auch u. A. die Gründer der im Maschinenalter entstandenen Liga des Friedens heranziehen. Zuerst schlossen sich ihnen nur einige Hunderte an — dann konnten Tausende folgen, dann Millionen und der Grundgedanke war zum Siege gelangt.

Im Anfang ging die Anschließung freilich nur langsam von statten, nicht, weil es an Gleichdenkenden fehlte, sondern weil diese von der Existenz der Vereinigung nichts wußten. Die großen politischen Blätter, vielfach im Sold oder doch in moralischer Abhängigkeit der jeweilig auf der Kriegsordnung ruhenden Staatsgewalten, konnten oder wollten von der Bewegung keine Notiz nehmen; und so blieben Massen von Gesinnungsgenossen in Unkenntnis darüber, daß ein Kern bereits

gebildet war, der durch ihren Anschluß zu überwältigender Größe hätte anwachsen können. Die Einzelnen, welche eine der offiziellen Meinung entgegengesetzte Meinung hegen, glauben immer, daß sie die Einzigen seien. Wenn nur alle gegenseitig sich kennten, sich zählten — so würde oft zu Aller Staunen sich herausstellen, daß die offizielle sogenannte „allgemeine" Meinung eigentlich nur mehr von Vereinzelten gehegt wird, und daß die gegenteilige Meinung thatsächlich schon lang die wirklich allgemeine war. Hätte zu jener Zeit, wo doch ganz Europa in Waffen starrte, wo jeder Mann Soldat war, wo keiner sein Leben sein eigen nennen durfte, wo alles Geld in die Kriegskassen, alle Jugendkraft auf die Übungsplätze floß, hätte da eine Volksabstimmung stattgefunden, es wäre nur Ein Ruf „von Fels zu Meer" erschallt, der Ruf: Friede. Die paar Revanche-Schreier und Chauvinisten, welche zugleich ihre Stimmen abgegeben hätten, wären mächtig übertönt worden. So aber schrieen eben nur diese so laut sie konnten und ihre aufdringlichen Kundgebungen wurden von der Presse ausposaunt, während die anderen, welche da glaubten, Unerreichbares zu wünschen und mit ihren Wünschen vereinzelt zu sein, schüchtern stille schwiegen.

Hier, meine Zuhörer, lege ich Ihnen zwei Urkunden vor aus welchen sich entnehmen läßt, wie lebhaft und klar in jener Glanzzeit des Militarismus der Friedensgedanke bereits gefaßt war und wie derselbe in einer weit verzweigten Vereinigung schon Gestalt angenommen hatte.

Urkunde Nummer eins: Übersicht der Zweigvereine, welche die in London gegründete „Internationale Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft" in der übrigen Welt besitzt.

Hauptsitz: London, 40 und 41 Outer Temple, Strand.

Präsident: Hodgson Pratt. Vizepräsidenten:
Duke of Westminster. Earl of Ripon. Marquis of Derby.
Bishop of Durham u. A.

Frankreich. Le comité de la fédération internationale de la paix. Président: Hippolyte Destrem. Paris, Rue de Châteaudun 39.

Deutschland. Würtembergischer Zweigverein. Vorsitzender: Fr. v. Hellwald.

Frankfurt. Vorsitzender: Lates.

Darmstadt. Vorsitzender: Regierungsrath Dr. Bix.

Berlin. Provisorisches Komite. Vorsitzender: Professor Virchow.

Italien. Roma. Associazione per l'abitrato e la pace tra le nazioni. Presidente: S. E. Ruggiero Bonghi.

Milano. Unione lombarda per la pace. Presidente: professore Vigano.

Ungarn. Das ungarische Komite. Sekretäre: Moriz Black, Dr. Aurel Szilaggi, Armand Sasvari, Budapest.

Norwegen. Nordisk Forening mod Krig. Christiana. Präsident: Voller Konotw, Mitglied des Northing.

Schweden. Mellanfolkliga Freds. Stockholm. Präsident: Adelskjöld, Senator. (Veröffentlicht eine Monatsschrift: „Fredsvannen".

Dänemark. Forening til Denmarks Neutraliserung.

Vereinigte Staaten von Amerika. The pacific coast arbitration. Kalifornien.

Außer dieser Vereinigung finden wir im Maschinenalter eine zweite solche, die sich „Internationale Liga des Friedens und der Freiheit" nannte, und welche, ebenfalls in der halben Welt Filialen besitzend, ihren Hauptsitz in Genf hatte.

Eine Liste der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehenden Friedensgesellschaften wies im Jahre 1886 die Zahl von 36 Vereinen auf, dessen ältester der in Philadelphia 1816 gegründete war.

In Europa war es namentlich Italien, in welchem die Friedensbewegung die regsten Fortschritte machte.

Urkunde Nummer zwei. Das ist ein Aufruf, welchen die Londoner Gesellschaft für Propaganda auf dem Kontinent zu Grunde gelegt hat. Derselbe lautet im Auszug:

gebildet war, der durch ihren Anschluß zu überwältigender Größe hätte anwachsen können. Die Einzelnen, welche eine der offiziellen Meinung entgegengesetzte Meinung hegen, glauben immer, daß sie die Einzigen seien. Wenn nur alle gegenseitig sich kennten, sich zählten — so würde oft zu allgemeinem Staunen sich herausstellen, daß die offizielle sogenannte „allgemeine" Meinung eigentlich nur mehr von Vereinzelten gehegt wird, und daß die gegenteilige Meinung thatsächlich schon lang die wirklich allgemeine war. Hätte zu jener Zeit, wo halb ganz Europa in Waffen starrte, wo jeder Mann Soldat war, wo keiner sein Leben sein eigen nennen durfte, wo alles Geld in die Kriegskassen, alle Jugendkraft auf die Übungsplätze floß, hätte da eine Volksabstimmung stattgefunden, es wäre nur ein Ruf „von Fels zu Meer" erschallt, der Ruf: Friede. Die paar Revanche-Schreier und Chauvinisten, welche zugleich ihre Stimmen abgegeben hätten, wären mächtig übertönt worden. So aber schrieen eben nur diese so laut sie konnten und ihre aufdringlichen Kundgebungen wurden von der Presse ausposaunt, während die anderen, welche da glaubten, Unerreichbares zu wünschen und mit ihren Wünschen vereinzelt zu sein, schüchtern stille schwiegen.

Hier, meine Zuhörer, lege ich Ihnen zwei Urkunden vor, aus welchen sich entnehmen läßt, wie lebhaft und klar in jener Glanzzeit des Militarismus der Friedensgedanke bereits gefaßt war und wie derselbe in einer weit verzweigten Vereinigung schon Gestalt angenommen hatte.

Urkunde Nummer eins: Übersicht der Zweigvereine, welche die in London gegründete „Internationale Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft" in der übrigen Welt besaß.

Hauptsitz: London, 40 und 41 Outer Temple, Strand.

Präsident: Hodgson Pratt. Vizepräsidenten:
Duke of Westminster. Earl of Ripon. Marquis of Derby.
Bishop of Durham u. A.

Frankreich. Le comité de la fédération internationale de la paix. Président: Hippolyte Destrem. Paris, Rue de Châteaudun 39.

Deutschland. Württembergischer Zweigverein. Vorsitzender: Fr. v. Hellwald.

Frankfurt. Vorsitzender: Lates.

Darmstadt. Vorsitzender: Regierungsrath Dr. Vix.

Berlin. Provisorisches Komite. Vorsitzender: Professor Virchow.

Italien. Roma. Associazione per l'abitrato e la pace tra le nazioni. Presidente: S. E. Ruggiero Bonghi.

Milano. Unione lombarda per la pace. Presidente: professore Vigano.

Ungarn. Das ungarische Komite. Sekretäre: Moriz Black, Dr. Aurel Szilaggi, Armand Sasvari, Budapest.

Norwegen. Nordisk Forening mod Krig. Christiana. Präsident: Voller Konow, Mitglied des Northing.

Schweden. Mellanfolkliga Freds. Stockholm. Präsident: Adelskjöld, Senator. (Veröffentlicht eine Monatsschrift: „Fredsvannen".

Dänemark. Forening til Denmarks Neutraliserung.

Vereinigte Staaten von Amerika. The pacific coast arbitration. Kalifornien.

Außer dieser Vereinigung finden wir im Maschinenalter e zweite solche, die sich „Internationale Liga des Friedens d der Freiheit" nannte, und welche, ebenfalls in der halben lt Filialen besitzend, ihren Hauptsitz in Genf hatte.

Eine Liste der in den Vereinigten Staaten von Nordrika bestehenden Friedensgesellschaften wies im Jahre 1866 Zahl von 36 Vereinen auf, dessen ältester der in Philahia 1816 gegründete war.

In Europa war es namentlich Italien, in welchem die dedensbewegung die regsten Fortschritte machte.

Urkunde Nummer zwei. Das ist ein Aufruf, welchen londoner Gesellschaft für Propaganda auf dem Kontinent runde gelegt hat. Derselbe lautet im Auszug:

An alle diejenigen, welche den internationalen Frieden wollen.

Vor Kurzem hat ein Mitglied des englischen Ministeriums gesagt größte Interesse Englands sei der Friede. Könnte man dasselbe nicht von zivilisierten Lande sagen?

Die internationalen politischen Ereignisse in der zivilisierten Welt e bei ihrem Anblick gegenwärtig nicht weniger Staunen als Bedenken.

In der That, welches ist die jetzige Lage der europäischen Völker?

Einerseits wünschen die Menschen jeden Ranges und jeglicher M den Fortschritt, das allgemeine Wohl, und das Glück der Menschheit un Ziel aller Anstrengungen der Männer der Wissenschaft, der aufgeklärten S steller und Denker gipfelt in der Verwirklichung dieses Fortschrittes und standes.

Andererseits aber werden im Widerspruch zu diesen Anstrengung Früchte der Industrie und des Fleißes ohne Unterlaß zu Gunsten krieg Zwecke geopfert und diese Opferung hat die Wirkung, jeglichen Fortschrit zuhalten und zu verhindern.

Wäre jetzt nicht, am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts, die Z kommen, wo alle Menschen sich darüber besprechen und verständigen sollten, Thorheit und schrecklichen Plage, die nur durch das Einverständnis und di strengungen aller Menschen beseitigt werden kann, ein Ende zu machen?

Der Mensch hat die Gefahr geschaffen; an ihm ist es, dieselbe zu ver

Wie aber zu diesem Resultate gelangen?

Durch die unwiderstehliche Gewalt einer hinreichend u richteten und energisch organisierten öffentlichen Meinung

Das Mittel, um zu gleicher Zeit zu dieser Vorbereitung und zu Organisation zu gelangen, besteht darin, eine große, in allen beträchtlichen S Europas verzweigte Liga zu bilden.

Jede dieser nationalen Abteilungen, wie groß auch immer die Anzahl Mitglieder sein mag, ist durch die einfache Thatsache, daß alle gewillt sin den gemeinsamen Zweck zu handeln, konstituirt.

Schon eine in einem Privathause gehaltene Versammlung, ohne Auf das Publikum, kann als Gründung einer solchen Abteilung betrachtet w Es genügt, daß ein Schriftführer ernannt und der Beschluß gefaßt werd mindestens einmal monatlich zu versammeln, um die Fortschritte des Berei bekunden und sich mit den Mitteln der Verbreitung zu befassen.

Sobald eine Abtheilung von dem Zentralkomite in London anerkan wird, gehört sie zur Association.

Die Presse, die Kanzel und alle Rednertribünen können dienlich se Friedensidee zu verbreiten.

Auf diese Art wird ein Druck auf die Parlamente und auf die rungen ausgeübt; dieselben werden dadurch gezwungen, alle Mittel zu erfo um den Anforderungen der Bevölkerungen zu entsprechen, die darin einig daß sie eine Abhilfe gegen das monströse Übel verlangen, welches man den nennt.

Diese Abhilfe besteht darin, alle Streitigkeiten, die sich zwischen verschiedenen Nationen erheben können, Schiedsgerichten zu unterwerfen.

Die Geschichte der letzten Jahre zeigt, durch stets sich mehrende Beispiele, daß streitige Fragen, die dem Anschein nach den Krieg zur Folge haben mußten, in solcher Weise auf gütlichem Wege beigelegt werden konnten.

Selbst die vom Schiedsgericht verurteilte Partei zieht Nutzen aus dem Urteil, welches gegen sie ergeht. Sie spart nicht nur die Opfer an Menschenleben und Geld, welche die Folgen jedes, sogar siegreichen Krieges sind, sondern sie entgeht auch der Gefahr eines neuen Krieges, die oft nach dem Frieden noch bestehen bleibt. Dadurch werden auch die unzähligen Verluste verhütet, welche eine solche Gefahr für Handel und Industrie herbeiführt.

Sind einmal die Nationen von der Furcht vor gegenseitiger Vernichtung befreit, so werden sie bald begreifen, welche Solidarität zwischem dem Wohlstand jeder derselben besteht, und einsehen, wie viel das Glück der einen zu demjenigen der anderen beiträgt.

Die Milliarden, die man gegenwärtig zur Aufrechterhaltung des Kriegsfußes hingiebt, werden unverzüglich zum Ankauf der Erzeugnisse der befreundeten Nationen verwendet. Der Begehr nach Handarbeit wird dadurch gesteigert, die Lage der Handwerkerklasse verbessert, indem dieselbe von dem Zwang der obligatorischen Militärpflicht befreit wird. Andere ersparten Milliarden werden in Anstalten allgemeinen Interesses hinterlegt und dadurch Wissenschaft und Industrie dem Fortschritt des öffentlichen Wohlstandes zur Verfügung gestellt. Unwissenheit und Elend, diese beiden so großen Gefahren für die moderne Gesellschaft, werden in solcher Weise dem Aufschwunge der Nationen weichen müssen. Überall werden Fortschritt, Glück und Einigkeit Hand in Hand gehen. Und endlich wird man die Verheißungen von Brüderlichkeit, welche die Hoffnungen der modernen Welt bilden, sich erfüllen sehen.

Diese Gesinnungen und diese Ideen greifen täglich mehr in allen Schichten der Gesellschaft um sich, selbst unter Personen, die entgegengesetzten politischen Parteien angehören.

Um zu einem ernstlichen Resultate zu gelangen, erwarten sie nur den günstigen Augenblick und namentlich die Organisation einer Gewalt, unter deren Schutz sie sich stellen können.

Endlich ist die weiße Fahne entfaltet, welche als Inschrift die göttlichen Worte trägt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Die weiße Fahne! Wer — wer, der dieses Banner aufgepflanzt gesehen hätte, würde sich besonnen haben, ihm zu folgen — wer hätte da die schwarze Fahne des millionenfachen Todes-Herolds Krieg nicht abgeschworen? Aber daran lag es eben: das von Hodgson Pratt und seinen Anhängern ge-

schwungene Fähnlein, zur Zeit, von der ich Ihnen spreche, sah es eigentlich noch niemand. In dem Dinge, „Öffentlichkeit" genannt, verschwinden so ein paar hundert — auch ein paar tausend — Menschen, wie ebenso viele Tropfen Carminfarbe in einem Binnenmeer. Andererseits: man weiß ja, welche Vermehrungskraft allen lebensfähigen — ob stofflichen oder geistigen — Gebilden innewohnt; darum verzagten die Träger der weißen Fahne nicht. Wenn ihren tausend Nachfolgern je wieder tausend nachgezogen wären und dies so fort, so konnte, bei beschleunigter Progression, bald ganz Europa und ganz Amerika sich angeschlossen haben und der Schreckens-Moloch war überwunden. Ihre Sache war die allein gerechte, die allein glücksfördernde, die allein vernünftige: sie mußte siegen. Gerade so wie einige Jahre früher von einigen Privatpersonen — eigentlich von einer: dem Genfer Patrizier Dunant — die Idee zur Konvention des rothen Kreuzes ausgegangen. Welche Regierung konnte sich wohl auf die Länge widersetzen — wenn durch die Volksvertretung energisch dazu aufgefordert —, Delegirte zu einem Kongreß der weißen Fahne zu entsenden?

Aber nochmals andererseits: — und diesen Zweifel konnten auch die überzeugtesten Friedensgläubigen nicht unterdrücken — was sollte mit all' dem aufgehäuften Völkerhaß, mit all' dem jahrtausendlang vererbten Kriegsgeist, mit den Racheschwüren, mit den Pulvertonnen, mit den Krupp'schen Fabrikaten — was mit dem ganzen angesammelten Zündstoff anderes geschehen als — losgehen? Dieser Zweifel hinderte die Wackeren jedoch nicht, für ihre Idee rastlos fortzuwirken. Sollte dieselbe auch nicht rechtzeitig zu genügend gewaltiger Höhe emporsprießen, um den Ausbruch des Unglückes zu verhüten — es mußte mindestens versucht werden. Und weder die ausgestreute Saat, noch die Pflugarbeit ginge ganz verloren: nach der Katastrophe — wenn dieselbe schon unvermeidlich war — würde die Ernte dennoch reifen.

Wir können uns jetzt nachträglich sehr gut in den Eifer hineindenken, der jene Friedensbündler beseelte. Dieselben waren schon ganz von der Ansicht durchdrungen, welche die

gegenwärtig alle über jene Frage hegen und die Durchführung ihrer Pläne erschien ihnen als ein so riesengroßes Rettungswerk, daß sie nicht anders konnten, als ihre ganze Kraft daran einsetzen. Was war die Fahne des rothen Kreuzes gegen die weiße des Friedens? Von einer Anzahl Verwundeter einen kleinen Bruchteil heilen, das war der ersteren möglich — aber von den Opfern eines kommenden Krieges alle Verarmten wieder reich, alle Erkrankten gesund, alle Toten lebendig machen: das vermochte die zweite, indem sie einfach den kommenden Krieg selber aufhob. Das war etwas ausgiebiger als Charpiezupfen. Ich trage hiermit ein Hoch auf das Andenken Hodgson Pratts an.

Ich wußte wohl, daß Sie einstimmen würden. Zwar ist es nicht mehr unsere Gewohnheit, eine stattgehabte Kulturumwälzung auf das Werk einer Person zurückzuführen, möge dieselbe auch noch so auffällig bei der betreffenden Bewegung beteiligt gewesen sein. Wir wissen, daß es der Mitwirkung des Zeitgeistes und des Zusammenwirkens von tausend Umständen bedarf, um eine Idee, eine Lehre, eine Umwälzung — die sich später an den Namen Einer Person knüpfen wird — verwirklichen zu lassen. Dennoch erkennen wir gerne an, wie hoch die Verdienste einzelner Menschen sind, welche trotz der großen, undurchdringlich scheinenden Mauer der öffentlichen Gleichgiltigkeit, trotz des billigen Spottes, der die Verfechter eines neuen Gedankens zu treffen pflegte, im Dienste ihrer Überzeugung thatkräftig ausharrten.

Ja, der Spott, das war eine der schlimmsten Formen des Widerstandes, welche der status quo, der mächtige, gewohnheitsgeheiligte status quo, dem Fortschritt stets geleistet hat. Nur der Blick in die Zukunft — eine selber nicht mehr zu erlebende Zukunft — war es, welcher den Streuern von Gedankensaaten die nötige Standhaftigkeit verleihen konnte. Wenn sie das Kommende mit dem Vergangenen verglichen, pflegten sie Gegenüberstellungen zu machen, die sie mit froher Zuversicht erfüllten. Zum Beispiel so:

Gestern.	Morgen.
Die Gewalt als Recht.	Das Recht als Gewalt.
Lebensregel: so handeln, als ob man im Sterben wäre.	Handlungsregel: so leben, als ob man unsterblich.
Wissenschaft: Quacksalberei, Alchemie u. dgl., d. h. verlorene Segelrichtung.	Neue Wissenschaft: Unfehlbare Orientirung.
Der Mensch als Lasttier.	Das Lasttier von der Menschheit nicht ausgeschlossen.

Das ließe sich noch seitenlang so fortsetzen. Doch lassen Sie uns das zuletzt mit Bezug auf das Lasttier Gesagte betrachten. In der That ja: im Maschinenalter sieht man schon die Anfänge dieses Begriffes hervortreten: das Recht des Tieres. Die Rohheit gegen das stumme Mitgeschöpf hört auf, strafbar zu sein. Jede Tierquälerei verfällt der moralischen Verachtung und auch dem Gesetz. Freilich auch das wären nur Anfänge; auch da mußte der Vorausdenker sich mit der Zukunft trösten und mit Abscheu vor der Gewissenlosigkeit sich abwenden, womit die rohen Massen noch allenthalben in der Behandlung der Tiere an den Tag legten. Die absolut schmerz- und angstlose Tötung des Schlachtviehes war noch nicht zur unumgänglichen Pflicht erhoben. Hetzjagden — nämlich die stundenlang währende Todesfurcht eines verzweifelt dahinrasenden, endlich erschöpft und bitter weinend zusammenbrechenden edlen Wildes — galten für ein aristokratisches Vergnügen; die Schlachtungsfeste in dem Dorfe waren nur gelungen, wenn das Opfer so lange und so jämmerlich als möglich schrie; und man scheute sich nicht vor der Infamie, Mastgeflügel wochenlang durch Überfütterung und Durst, Krummschließen und Federrupfen zu quälen, um daraus Gaumengenüsse und Geldgewinne zu erzielen, die mit den auferlegten Foltern in gar keinem Verhältnis schuldbaren Verhältnis standen. Noch ärgere Greuel bargen die Anwendung der Vivisektion. Freilich: die Leute glaubten, der Abstand zwischen ihnen und den armen, wehrlosen Geschöpfen sei so groß, daß eine Abwägung der beiderseitigen Interessen und Rechte gar nicht denkbar, ja eine Beleidigung der Menschenwürde, eine Sünde wäre — und auf je niedrigerer Stufe der Mensch in ethischer Beziehung stand, desto höher hielt er sich

über jedes Mitgefühl für Tiere erhaben. Im Altertum dünkte sich der Freie auch von den Sklaven so weit entrückt. Durch das Leiden eines Sklaven sich rühren lassen? Welcher Einfall! Seine Qual auch nur in die Wagschale legen gegen die Vorteile oder Genüsse seines Herrn — welche Vermessenheit! Die Sklaven eines gemordeten Herrn wurden sämtlich zu grausamem Tode verurteilt; es war vielleicht nur einer — vielleicht keiner — schuldig, gleichviel: besser es starben alle Unschuldigen mit, als daß etwa der Riesenfrevel ungestraft blieb. Der ältere Cato bekannte sich zu der klugen Wirtschaftsregel, seine Sklaven so behandelt zu haben, daß sie — durch Überanstrengung und Unterfütterung — nicht alt werden konnten. Für die Zirkusarena wurden Kriegsgefangene zu Tausenden den Fleischhackern verkauft und viele wurden schon während der Proben zu den Volksbelustigungen geschlachtet, um die Lehrlinge zu unterweisen. Die Ersten, welche gegen solche grausame Behandlung der Sklaven, gegen deren Rechtlosigkeit Einwand erhoben, hatten wohl ebenso schweren Stand und stießen auf den gleichen Spott, wie die ersten Tierschutzvereine des Maschinenalters.

Die Grausamkeit — uns klingt das Wort so fossil, auch haben wir in unserer modernen Sprache kein rechtes Äquivalent dafür — die Grausamkeit war damals noch lange nicht ausgestorben. Wie anders wäre es wohl möglich gewesen? Das ganze überkommene Erbe von Tierheit, Wildheit und Barbarei haftete der Menschheit (nur wenige Exemplare hatten sich schon zur Vollmenschlichkeit empordifferenziert) noch merklich an und so sehr schon das Streben nach Gemütsveredlung sich allenthalben als Kulturforderung aufzudrängen schien, so wenig konnte dasselbe noch thatsächlich verwirklicht werden inmitten von Einrichtungen, die auf Grundlage der Gemütsrohheit ruhten. Da, wo noch von staatswegen jedem Manne die Pflicht auferlegt und anerzogen werden mußte, jederzeit freudig bereit zu sein, auf andere Geschöpfe derselben Gattung mit Mordinstrumenten vernichtend loszugehen, durfte das Moment des Mitleids, der Sanftmut und der Milde dem aufwachsenden Geschlechte nicht erziehlich beigebracht werden. Wenigstens nicht

als allgemein giltig — höchstens in der Katechismusstunde nebenher — unter dem Vorbehalt, durch den Ruf des Krie herrn sofort außer Wirksamkeit gebracht zu sein. Je wei zurück man in der Geschichte blättert, desto tiefer steht i Mitleid angeschrieben. Seneca (De Clementia II, 6, 7) sc daß Mitleid nur für Weiber oder Männer von krankhaft Gemüte passe. Zu weinen, wenn man die Angstthränen ande sieht, das ist eine Anwandlung, verwandt mit der nervö Schwäche, welche manche Leute zwingt zu lachen, wenn andere lachen hören. Seneca setzte also nicht einmal vora daß die Mitweinenden zugleich noch mitlitten; er betrach ihr Gebahren nur als eine Nervenschwäche. Und das W Schwäche hatte einen gar verächtlichen Klang in jener Spra die für Tugend dieselbe Bezeichnung gebrauchte wie für Kra ein Beweis, daß zu Römerszeiten die Stärke für die ede der Tugenden galt, während im Maschinenalter dieser Ra doch schon von einigen der Güte angewiesen wurde.

Unser höchstes ethisches Gesetz ist die Güte eigentlich n mehr. Dieselbe ist unter uns zu so normaler Selbstverständl keit gelangt, daß kein Dichter heutzutage uns mehr die Mahnu zuriefe: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut"; ebenso we als es Goethe eingefallen wäre, seinen Zeitgenossen einzupräg „Aufrecht gehe der Mensch."

Was ein Haupttugenderfordernis bei uns abgiebt, i unsere Gesetzgebung bei Androhung der härtesten (was hart nennen) Strafen erheischt, davor hatte das Maschinena noch durchaus keinen ordentlichen Respekt — nämlich W haftigkeit. Wir kennen nichts verabscheuungswerteres, ni gefährlicheres, verfolgungswürdigeres, als die Lüge und Irrtum. Damals hingegen — im secolo tartufo, wie poetische Denker Mantegazza sein Zeitalter nannte — geno die beiden, wo nicht Ansehen, so doch Schonung. Das D „öffentliche Wahrhaftigkeit" benannt, welches wir von sta wegen hüten und schützen, gerade so wie die damaligen hörden die öffentliche Sicherheit und die sogenannte öffentl Sittlichkeit hüteten — das kannten jene noch nicht. Daß

Einzelnen nicht lügen sollen und daß Irrtum zu vermeiden sei, gaben sie wohl zu; aber es war keine öffentliche Gewalt da, diese Vergehen gegen die Wahrhaftigkeit zu ahnden und was die öffentliche Meinung anbelangt, so war sie gegen alle Irrtümer und alle konventionellen Lügen voll höflicher Rücksichten.

„Jede aufrichtige Meinung verdient Achtung" war damals ein ganz geläufiger Satz. Also ob falsch oder richtig, das blieb sich gleich — nur aufrichtig mußte die Überzeugung sein. Man übersah, daß bei einer solchen, falls sie auf Irrtum beruht, das einzige, was allenfalls achtungswert sein konnte, die Aufrichtigkeit war, nicht aber die Überzeugung. Diese — nach unseren Begriffen — verdient nicht nur kein solches ehrerbietiges Gewährenlassen, sondern ist verächtlich und verdammenswert. Daß jener Satz aufrechterhalten werden konnte, beweist uns, daß noch auf sehr vielen Feldern Unsicherheit, tappendes Geratewohl-Denken herrschte, denn auf jenen Gebieten, wo man zu einiger Gewißheit gelangt war, da war die Achtung vor dem möglichen Irrtum ausgeschlossen. In der Rechnungsführung der Kaufmannsbücher, in den Messungen der Ingenieurarbeiten, in der Lenkung der Schifffahrt, da hatte nur das auf Anerkennung Anspruch, was vor allem richtig war; da würde man bei Beurteilung einer falschen Addition, oder eines unmöglichen Tracé, oder eines geraden Lossteuerns auf Klippen nach der Aufrichtigkeit der Beteiligten wenig gefragt haben. Ebenso in Sachen des positiven Wissens: wenn Einer noch so ehrlich von der Überzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß ein in die Luft geschleuderter schwerer Körper nicht herabfällt, daß Napoleon I. ein Schwede war und daß Katzen gehörnte Reptilien seien, so hätte diese Meinung niemand Achtung eingeflößt. Das Feld, auf welchem das Ansehen der einander widersprechenden, aller Beweisfähigkeit ermangelnder Ansichten am unbestrittensten gedieh, das war dasjenige der Politik — ein Beweis, daß letzterer durchaus noch keine wissenschaftliche Sicherheit zu Grunde lag. Hier konnte der ungeheuerlichste Widersinn — wenn er aufrichtig und überzeugungstreu sich kundgab — auf allgemeine Rücksichtnahme

rechnen. Ebenso in betreff religiöser und philosophisc
sichten; auch diesen war ein Freibrief erteilt, der ih
ihre absonderlichsten Richtungen respektvolles Gelt
sicherte. Manche der uns erhalten gebliebenen Debatten
uns, wenn man die politischen Äußerungen ins Aritl
übersetzt — ungefähr so:

A. Wenn man 3 mit 4 multipliziert, so ergiebt dies
festen Überzeugung nach 48. Daraus folgt, daß 100 g
ist, und ich stelle daher den Antrag —

B. (einfallend). Bei aller Achtung vor der Meinung
geehrten Vorredners, möchte ich doch thatsächlich ber
daß nach meiner langjährigen praktischen Erfahrung
anders dividiert werden kann als durch 17 . . .

Wir halten uns die Ohren zu: „Können denn di
nicht rechnen?" rufen wir entsetzt. — Nein, denn sie
nicht, daß Zahlen ein unverrückbares Verh
haben.

So geschah es, daß von den Rednertribünen, v
Kanzeln, von den Lehrstühlen oft die schädlichsten Ges
verdrehtesten Dogmen, die gefährlichsten Theorien a
durften, denn Niemand war da, über die öffentliche A
zu wachen, während das Ausklopfen eines Teppichs o
Ausleeren eines Gefäßes zum Fenster hinaus durch die
der öffentlichen Sicherheit streng verhütet wurde. S
erotischen Inhalts wurden der öffentlichen Sittlichkeit
auch schnellstens unterdrückt und deren Verfasser mit
belegt, aber keine öffentliche Wahrhaftigkeitsbehörde gal
deren Namen Traumbücher oder ähnliche Lügenlitterat
fiszierl worden wäre.

Auch das Ehrgefühl der Denkpflicht, welches bei
kitzlich ist, daß uns nichts so sehr beleidigen kann als
mutung, etwas unlogisches behauptet zu haben, war
noch nicht entwickelt. Das Gesetz der Ursächlichkeit hie
nicht heilig. Während bei uns ein Wort wie z. B. „vers
als eine Lästerung erschiene, konnten es jene ohne Ent
hören. Welche freche Verneinung der Causalität ist e

wenn man von einem Ausspruch eine Wirkung auf ein damit gar nicht zusammenhängendes Ereignis voraussetzt: „Die Ernte steht sehr schön — aber ich darf es nicht verschreien." In solchem Satze wird nicht nur der Ursächlichkeit Hohn gesprochen, es klingt darin auch noch etwas von dem Glauben an neidische Götter nach, welche nichts eiligeres zu thun haben, als ein Ding, über das sich die Menschen freuen, boshaft zu vernichten.

Die Denkregeln, welche uns mit dem gleichen Nachdruck eingeschärft werden, wie den damaligen Gebildeten die Sitten- und Anstandsregeln, und gegen welche zu verstoßen, uns als die unglaublichste Rohheit erschiene, die verletzten jene unaufhörlich. Man ließ ganz gut zwei Dinge nebeneinander gelten (z. B. Glaube an Bestimmung und an die Wirksamkeit des Gebetes), welche die Probe des „Entweder-oder" nicht bestehen konnten. Sie vermieden es eben — die unehrlichen Denker — diese Probe anzustellen, so wie unehrliche Kaufleute den Gebrauch der Wage vermeiden. Induktion aus unzureichenden Thatsachen, Schlüsse aus dem zufälligen Zusammentreffen zweier unzusammenhängender Geschehnisse, Nachlässigkeit in der Abschätzung von Beweisgründen, absichtliches Verschweigen von Gegeninstanzen — gegen alle diese Vergehen sträubte sich dasjenige noch nicht, was wir unser logisches Gewissen nennen. Das Versündigen gegen Wahrheit und Klarheit war ganz gang und gäbe und erschien nicht einmal als Sünde. So ändern sich die Begriffe von gut und böse. Uns giebt es nichts schmählicheres, nichts frevelhafteres, als die Unwahrheit in allen ihren Formen: Heuchelei, Wahnglaube, Denkfehler u. s. w. Jene hatten vor dem Wahn — auch dem als solchen erkannten — eine Art Bewunderung; sie sagten: „schöner Wahn, heilige Einfalt"; sie waren der Meinung, daß man Wahnbefangene, auch wenn man ihren Irrtum deutlich erkannte, nicht daraus aufschrecken solle — als ob nicht jeder Irrtum schließlich Unglück im Gefolge hätte, als ob nicht all unser irdisches Glück auf endlich erlangter richtiger Erkenntnis beruhte! Auch hierin blickten die Vorwärtsdenker vertrauend in die Zukunft. Im

Nebel des Ungewußten ringsumher sahen sie ein Morgen[illegible]n glimmen:

Wotan schwebt, der Gott des Lichtes,
Zum Gefolg bekränzte Helden,
Lichtverklärten Angesichtes . . .
Zahlreich ist das Heer der Streiter,
Täglich sich die Reihen mehren,
Wo die Wahrheit steht im Kampfe,
Flammen ihre blanken Wehren . . .
Ihre Fahnen werden fliegen,
Wo es dunkelt noch auf Erden,
Weil die Geister Ruh' nicht finden,
Bis befreit die Menschen werden
Von dem Wahn und allen Fesseln,
Die den Geist gebannt in Schranken.
Forschend ruh'n und rasten nimmer
Im Gehirne die Gedanken,
Bis die gold'ne Zeit gekommen,
Wo sich alle Rätsel lösen,
Vor dem Sphinx im Menschenherzen,
Vor dem Guten und dem Bösen . . .

(Heinrich v. Reder.)

Es ist ein merkwürdiger Zug der damaligen modernsten Dichtung, dieses Vorwärtsrichten des Dichterblickes, dieses Erkennen, daß eine Zeit der gewaltigen Wandlung gekommen sei. Noch waren zwar die Werke jener Sänger allgemein beliebt und im Schwange, welche das Mittelalter verherrlichten; aber die wahrhaft stürmenden Geister — und diese sind es, welche sich das aufwachsende Geschlecht erobern sollten — die hatten mit der alten Weise gebrochen. Wo immer man ihre Dichtungen aufschlägt, findet man solche, die Größe der vorwärtsstrebenden Zeit verkündenden Siegesweisen. Hier nur einige Proben:

O Freunde, hört ihr's wehen und rauschen,
Wie's alle Deiche niederreißt?
Dem heil'gen Brausen laßt uns lauschen,
Horcht auf: das ist der neue Geist!

(Karl Henckell.)

Möge zum Tempel der Freiheit ein Stein,
Zum Glück der Menschheit ein Sandkorn sein,
Jedes Einzelnen That, der da selbstlos kämpft,
Anstatt daß die Stimme des Zornes er dämpft,
Die Zeit ist groß . . .

(John Henry Mackay.)

Car aujourd'hui celui-là seul est un poète
Qui sait être un lutteur au bras vaillant et fort
Et pour l'assaut sublime embouchant la trompette
Des soldats du progrès vient seconder l'effort.

(Emile Chère. Les Océans.)

ist gesagt worden (so sprach der unsterbliche, norwegische Henrik Ibsen bei einem ihm zu Ehren in Stockholm teten Festgelage), es ist gesagt worden, daß auch ich ir zu einem hervorragenden Teil mitgeholfen hätte, Zeit in diesen Landen zu schaffen. Ich glaube, daß die der wir jetzt leben, mit ebenso gutem Fug und Recht lbschluß bezeichnet werden muß und daß daraus etwas Begriffe ist, geboren zu werden. Ich glaube nämlich, Lehre der Naturwissenschaft von der Evolution auch ug auf die geistigen Lebensfaktoren Giltigkeit besitzt. ıbe, daß in kürzester Frist eine Zeit anbrechen wird, politische Begriff und der soziale Begriff auf- erden, in der jetzigen Form zu existieren, und daß s beiden eine neue Einheit zusammenwachsen wird, die die Bedingungen für das Glück der Menschheit in . Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion nschmelzen werden, zu einer neuen Kategorie und zu ıen Lebensmacht, von der wir Jetztlebenden übrigens e klare Vorstellung haben können. Erlauben Sie mir s zu leeren auf das Werdende, auf das Kom-

so in allen Ländern und in allen Sprachen dieselbe nämlich die des nach Vollmenschlichkeit ringenden eistes. Unter sämtlichen europäischen Völkern, so wie en Ablegern in den andern Weltteilen herrschte derselbe tsdrang. Wenn ich in diesen Vorlesungen hauptsächlich änge und Zustände der deutschen Lande gedachte, so s, einmal, weil ich das alte Deutsch als Vortrags- wählt, und um unser Forschungsgebiet zu beschränken. ier bin ich meines mangelhaften Ausblickes mir be- ch auf diesem kleineren Felde ist mir sehr vieles ent-

gangen, was Ihrer Kenntnisnahme würdiger gewesen als manches Mitgeteilte.

Die größte Berechtigung zu hoffnungsvollem und wartungsstolzem Ausblick in die kommende Zeit besaß Maschinenalter eigentlich auf dem Gebiete, nach welchem es benennen: auf dem Gebiete der Maschinen, der techn Erfindungen überhaupt. Hier war, wenn man von dem b Erreichten auf das noch Erreichbare schloß, kein Gedanke zu hoch. Welche Umwälzung hatte doch die Dampfkraft i Leben gebracht und jetzt war man eben an der Schwelle Umwälzungen, welche eine noch viel mächtiger und viel wirkende Kraft — die Elektrizität — in Bereitschaft Die Erfindung der lenkbaren Bauons war nur mehr Frage der Zeit und die Möglichkeit von Flugapparaten auch nicht ausgeschlossen. Mit der Eroberung der Luft k man auf das Jahr [illegible] Schranken [illegible] Schlagbaume und Zollstationen und Paß [illegible] den Wolken [illegible] [illegible]

[illegible]

verloren — kann man doch heute z. B. nicht mehr die Purpu
farbe herstellen — der Mensch bleibt sich immer gleich, se
jeher hat er dieselben Schwächen und Leidenschaften gehabt
die Geschichte ist ein sich stets wiederholender Kreislauf" . .
Über solches Urteil war der moderne Geist schon hinaus
gewachsen. Derselbe hatte an der Hand der Naturerkenntnis di
Überzeugung gewonnen, daß die um Millionen Jahre zurück
reichende Erdgeschichte Phasen zeigte, die auf ewig verschwunde
waren und die kein Kreislauf mehr zurückbringen konnte
ferner, daß im Lauf der Zeit Dinge erstanden waren, de
welchen frühere Epochen noch keine Spur aufweisen. Un
dies nicht allein im Reich des Stoffes, sondern ebenso in de
sich parallel entwickelnden Reich des Geistes. Mit den neu
Wesen und ihren neuen Gehirnformationen waren auch ne
Begriffe entstanden; die ganze Geschichte der Kultur zeigt de
lich, wie unaufhörlich neue Ideen aufgetaucht, und die G
schichte der Erfindungen zeigt, wie neue Kräfte entdeckt wurd
War auch die Purpurfarbenzubereitung in Verlust geraten
verlorene Telegraphen u. dgl. gab es in der Urzeit sicher ke
Der Mensch, dieses Naturgeschöpf, war allmälig zum Schöp
vorgerückt; ihn benützte die Natur nunmehr, um neue Org
zu bilden: verfeinerte Augen, welche bis zu den Himme
räumen reichen — nämlich Teleskope; verhundertfachte Kr
muskel — nämlich Maschinen; kurz, eine unabsehbar ande
werdende Welt. Die von dieser Einsicht durchdrungenen Z
wärtsschauer versuchten auch gar nicht, sich ein Bild zu mach
von dem, was in vielen hundert oder gar in vielen tausen
Jahren sein werde, denn sie mußten sich gestehen, daß ihne
hierzu vor allem die Begriffe fehlten. Welcher Prophet aus de
Pfahlbauerzeit hätte sich wohl eine Vorstellung machen könne
von — sagen wir — dem Zeitungswesen, oder der Wirkun
einer Wagnerschen Oper, oder den Ergebnissen der Momen
photographie? Und so mußte auch der Prophet der Maschinenz
sich damit bescheiden, von der Zukunft Änderungen zu erwarte
wie dieselben aber beschaffen sein würden, dies zu verstehe
und zu fassen — darauf mußte er verzichten. Nur eins kon

er mit Sicherheit schließen: der Lauf der Dinge bewegt sich in der Richtung der Vervollkommnung.

Aber je höher und je glücklicher Einer die Ziele der Zukunft vor seinem prophetischen Blick erglänzen sah, desto trauriger und zorniger, mit desto mehr Verachtung und Ekel blickte er auf die rings mit Elend, Jammer, Unwissenheit, kleinlicher Habgier, schildbürgerischer Thorheit, gegenseitiger Vernichtungsfurcht und Verhetzungswut gefüllte Gegenwart. Bei vielen artete der Schmerz über das Bestehende sogar in Mutlosigkeit aus, in jenen finstern Pessimismus, der da meinte, besser wäre es, diese schlechteste aller Welten wäre nicht . . . Doch eines hätten sie bedenken sollen, die so litten: ihr Leid selber war ein Symptom des Besserwerdungsprozesses. Erst wenn sie zum Schmerz sich steigert, setzt sich die Sehnsucht in Thaten um. Und erst wenn Stürme — Frühlingsstürme — sich erheben, wird es gänzlich fortgefegt — das Herbstlaub im April.

Ende.

Druckfehler.

Seite	126	Zeile	2	von	oben	statt	Verarmung	lies:	Vermurung
„	155	„	1	„	„	„	Natur	„	Natter.
„	207	„	5	„	„	„	überfahrem	„	überfahrem.

Im **Verlags-Magazin** (J. Schabelitz) in **Zürich** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hermann Gosseck.

Heißes Blut.

Roman aus der französischen Provinz.

Zwei Theile.

Preis: 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

Dieses Buch ist von der Kritik sehr günstig besprochen worden: in der „Gegenwart" (1888, No. 45) z. B. in einem 2½ Spalten einnehmenden Artikel unter dem Titel „Ein neues Talent".

Viktoria.

Roman von **Minna Kautsky.**

Zwei Theile in einem Bande.

Preis: 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

„Viktoria" ist, wie alle Romane der Verfasserin (Stefan Grillenhof, Die Alten und die Neuen etc.), ein moderner sozialer Roman, figurenreich, farbig und lebendig in seiner rasch fortschreitenden Handlung, die sich aus den Konflikten des Industrialismus und der Börsenwelt mit der idealen Kunst auf der einen Seite und der naiven Ursprünglichkeit der Naturmenschen auf der andern Seite ergiebt. Die Kunstwelt und die Plutokratie Wien's werden in ihrer heiteren Genusssucht und Sorglosigkeit anschaulich geschildert, in ihrer Mitte ein interessantes, fein organisirtes Künstlertalent, das sich dem Geschmack der Mode entwindet und es wagt, seine eigenen Wege zu gehen.

In wirksamem Kontrast zu dieser überfeinerten Gesellschaft stehen die Gestalten aus dem Volk. Jene unvermittelten Gegensätze, wie sie wohl nur den Alpenländern Oesterreich's eigen sind, Gegensätze, die eine moderne Grossindustrie inmitten abgelegener Gebirgsdörfer hervorruft, wo das verkommenste Proletariat neben kerngesunden Naturmenschen voll Kraft und Unabhängigkeitssinn sich findet, sind trefflich zur Anschauung gebracht. In der Darstellung dieser Gestalten und Verhältnisse liegt die Stärke und Eigenart der Verfasserin, und die weiblichen und männlichen Charaktere, die sie uns aus diesen Kreisen vorführt, dürften zu den packendsten und orginellsten der modernen sozialen Belletristik gehören.

Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ie patriotischen Schwänzler.

Ein Sämmerlicher Maskenscherz.

Von

Alexander Vulcanus.

Preis: 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Diese Schrift ist eine scharfe Satyre auf die literarischen Zustände auf den Niedergang der Geistesbildung im deutschen Reich. Sie der Form eines Drama's geschrieben und die einzelnen Personen in Thiermasken vorgeführt, wodurch ein stetig treibender Humor t wird. Das Werk wechselt zwischen rein humoristischen Scenen, ihen Auftritten voll schneidender Sarkasmen und bitterer Ironie, anderen voll tief aus dem Herzen hervorgestürmten Pathos'. Der ere Theil ist kritisch und negativ vernichtend, dazwischen aber t die Hoffnung auf bessere Zeiten auf.

Vom Hudson bis zum goldenen Thor.

te und heitere Erzählungen aus dem amerikanischen Leben.

Von

Joseph Treumann.

2 Bände.

Preis: 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

nhalt. Erster Band: Eine von Vielen. Die Qual der Wahl. -andstreicher. Eifersucht. Aus der Fifth Avenue. Der Junge und sein Prinzip. Der Pferdedieb. Ein Danksagungstag. Sweet d by. **Zweiter Band:** Ihr Geheimniss. Er muss heirathen. hten Augenblick. Die gezähmte Schwiegermutter. Miss Fraser's h. Die Ehevermittlerin. Im Blaugraslande.

Diese frisch geschriebenen, eigenartigen Erzählungen des h-amerikanischen Schriftstellers werden nicht verfehlen, die Gunst des deutschen Lesepublikums zu erringen.

Im **Verlags-Magazin** (J. Schabelitz) in **Zürich** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Wahrheit

über das

Mormonenthum.

Blätter aus Utah

von

D. T. Fernhagel.

Preis: 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 90 Cts.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Utah setzt den Verfasser in den Stand, ruhig und ohne Leidenschaft urtheilen und Selbsterlebnisse bringen zu können, für deren volle Wahrheit er einsteht. Sein Buch bezweckt in erster Linie, seine auswanderungslustigen deutschen Landsleute vor dem Anschluss an jene Auswanderungs-Transporte zu warnen, welche von Mormonensendlingen geleitet werden, sodann aber auch Aufklärung unter Jenen zu verbreiten, welche bereits zum Mormonenthum übergetreten sind, aber in ihrer alten Heimat verbleiben wollen. Das Einschreiten der Vereinigten Staaten-Regierung gegen die Institution der Polygamie im Mormonenstaate Utah verleiht vorliegender Schrift grosses aktuelles Interesse.

Die deutschen Volkslieder und Märchen.

Zwei Vorträge

von

Carl Knortz.

Mit einem Anhange: **Volkslieder aus Yorkshire.**

Preis: 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 90 Cts.

Im **Verlags-Magazin** (J. Schabelitz) in **Zürich** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Wahrheit

über das

Mormonenthum.

Blätter aus Utah

von

D. T. Fernhagel.

Preis: 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 90 Cts.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Utah setzt den **Verfasser in d**... Stand, ruhig und ohne Leidenschaft urtheilen und **Selbsterlebni**... bringen zu können, für deren volle Wahrheit **er einsteht. Se**... Buch bezweckt in erster Linie, seine auswanderungslustigen **deutsche**... Landsleute vor dem Anschluss an jene Auswanderungs-**Transporte** z... warnen, welche von Mormonensendlingen geleitet **werden, sodan**... aber auch Aufklärung unter Jenen zu verbreiten, **welche bereits zu**... Mormonenthum übergetreten sind, aber in ihrer alten **Heimat verbleibe**... wollen. Das Einschreiten der Vereinigten Staaten-Regierung **gegen d**... Institution der Polygamie im Mormonenstaate Utah **verleiht vorliegende**... Schrift grosses aktuelles Interesse.

Die deutschen Volkslieder und Märchen.

Zwei Vorträge

von

Carl Knortz.

Mit einem Anhange: **Volkslieder aus Yorkshire.**

Preis: 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 90 Cts.

Im **Verlags-Magazin** (J. Schabelitz) in **Zürich** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theodor Curti.

Stimmungen und Gedanken.

Ein lyrisches Tagebuch.

Preis: brochirt 2 Mk. = Fr. 2 50, eleg. geb. 3 Mk. 20 Pf. = Fr. 4. —

Dieser Band Gedichte besingt, ohne sich in ausgetretenen Pfaden zu bewegen, die Jahreszeiten, die Liebe, das Heimweh, die Heimat und das Familienglück. Dazwischen finden wir zahlreiche Poesien, in welche der Dichter philosophische Gedanken eingekleidet hat; diese erheben sich aus dem Schmerze des Zweifels und des Weltleids zum Preise der ästhetischen Freude und der menschlichen Güte. Eine Reihe anderer Gedichte sind reich an kritischen Bemerkungen über gegenwärtige Zustände der Wissenschaft und Kunst. So bietet dieses poetische Tagebuch, wir wir glauben, dem Leser in mannigfaltiger Abwechslung Vielerlei und Vieles.

Eine große Anzahl Zeitungen haben sich über diese [illegible]ge Gedichtsammlung in anerkennendster Weise ausgesprochen.

Ueber Graphologie

oder

Die Kunst, die Geistes- und Gemüths-Eigenschaften eines Menschen aus seiner Handschrift zu erkennen.

Nach einem Vortrage,

gehalten in der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens, im Kaufm. Verein Chur u. a. O.

Von

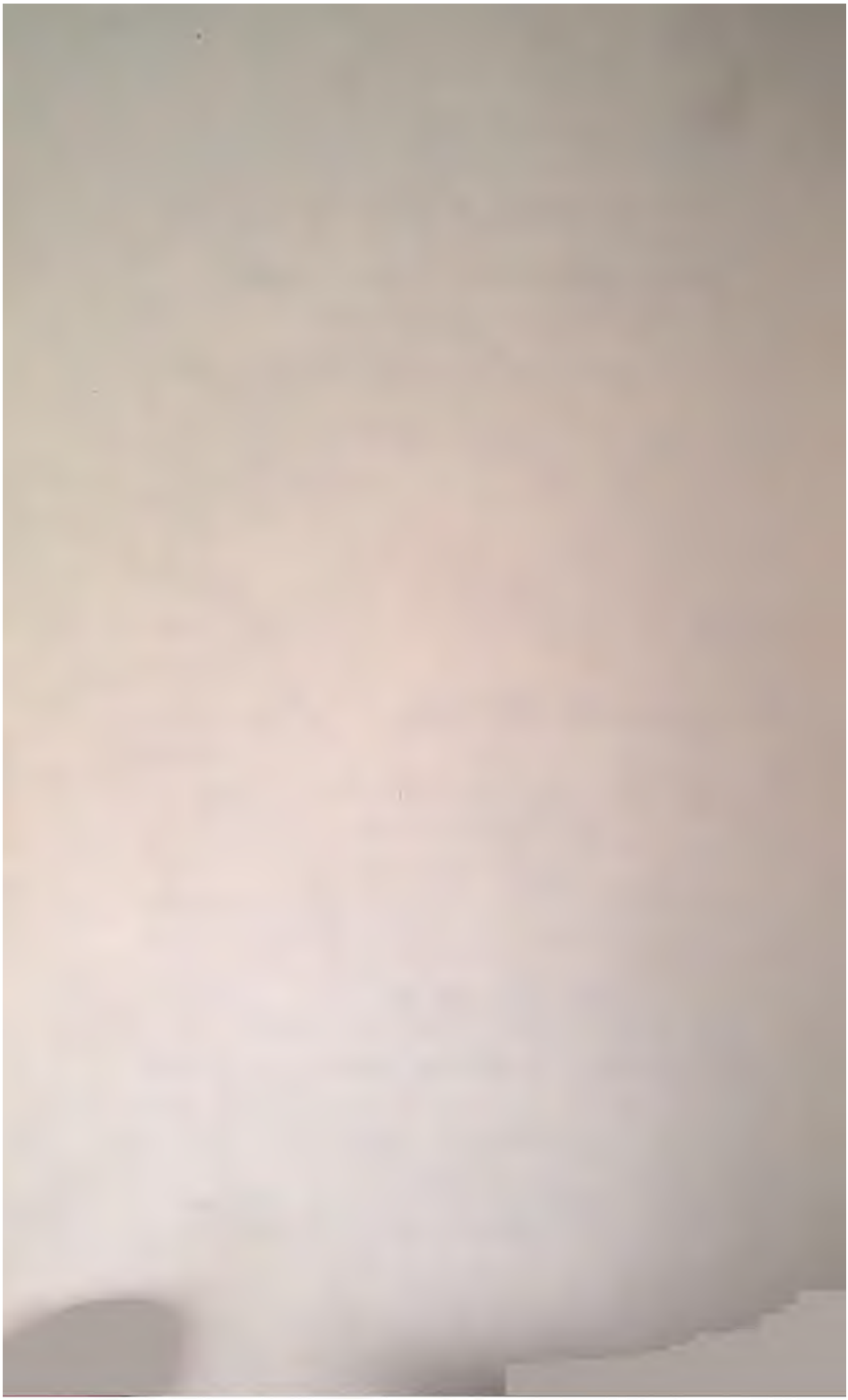
Fritz Machmer,

Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens.

☞ **Mit ca. 150 Handschriften-Abbildungen und erklärendem Text.**

2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Der vollständige Katalog des Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich wird auf Verlangen gratis und portofrei zugesandt.



CB 204 .S97 1889 C.1
Das Maschinenzeitalter :
Stanford University Libraries
3 6105 040 780 111

Paikel

58/10

Verf.: Bertha Freiin v. Suttner

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004